

ULB Düsseldorf



+4973 659 01

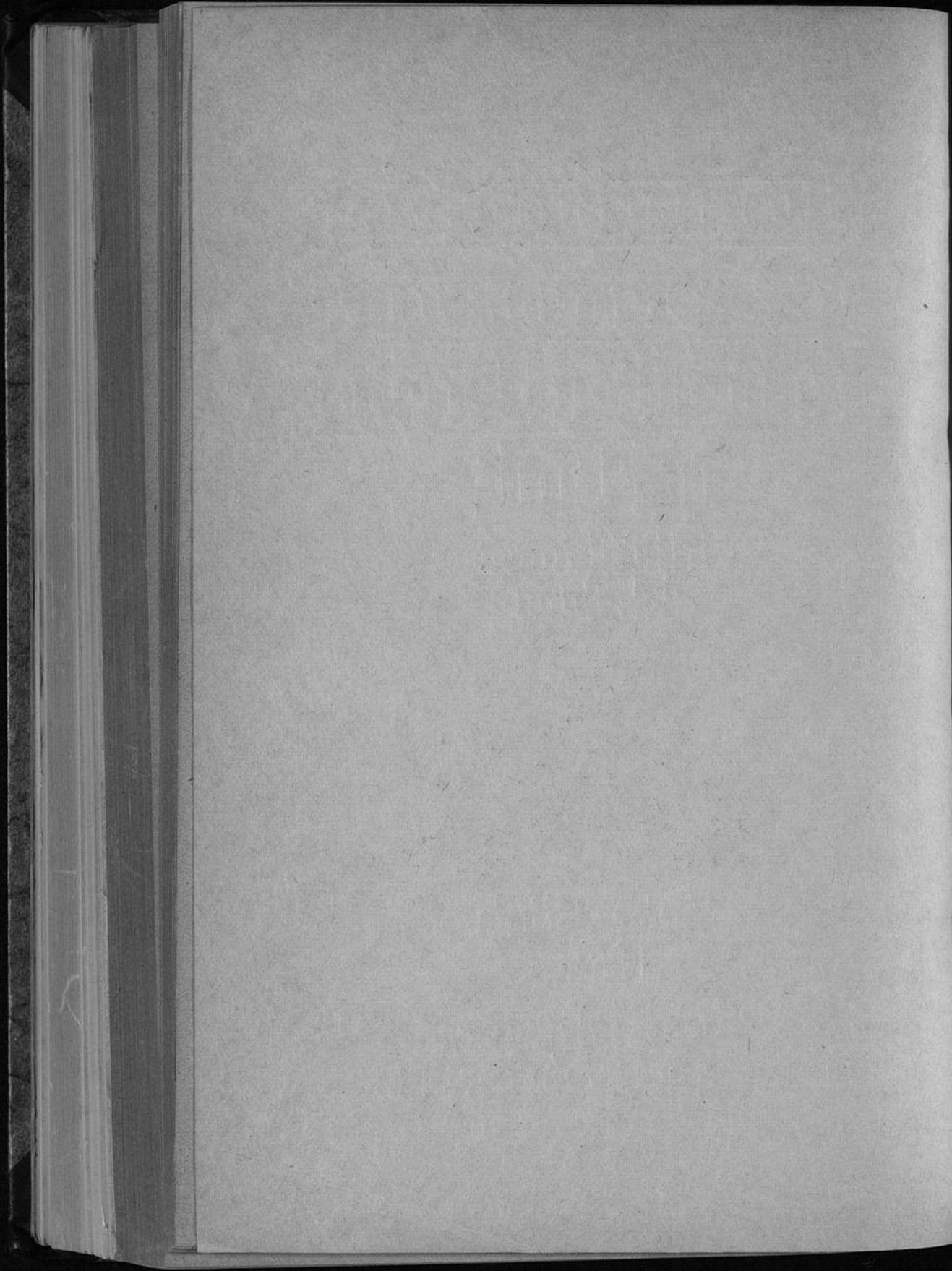


IX 7

Hundertjahrfeier
der Gründung des
Historischen Vereins
der Pfalz
Mitteilungen
44. Band



Speier am Rhein
Verlag.
Historisches Museum der Pfalz e.V.
Historischer Verein der Pfalz, B



Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz

44. Band

Im Auftrag des Vereins herausgegeben von
Dr. Albert Pfeiffer, Staatsoberarchivar



Speyer am Rhein 1927

Verlag:

Historisches Museum der Pfalz E. V. — Historischer Verein der Pfalz

Mitteilungen des
Historischen Vereins
der Pfalz

29. V. \sqrt{X} , 1
2
ca

Mit Unterstützung der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung
der Wissenschaften veröffentlicht zur Hundertjahrfeier
der Gründung des Historischen Vereins der Pfalz



Speyer am Rhein 1927
Verlag
Historisches Museum der Pfalz E. V. - Historischer Verein der Pfalz

Volkstum und Kirchenjahr

Ein Beitrag zur Volkskunde der Pfalz

von

Dr. Lukas Grünenwald
Oberstudiendirektor a. D.

Ehrenmitglied des Vereins: Historisches Museum
der Pfalz E. V. — Historischer Verein der Pfalz
Ordentliches Mitglied der Pfälzischen Gesellschaft
zur Förderung der Wissenschaften



Speyer am Rhein 1927

Verlag:

Historisches Museum der Pfalz E. V. — Historischer Verein der Pfalz

Volkstum und Kirchenjahr²

Ein Beitrag zur Volkskunde der Pfalz

von

Dr. Lukas Grünwald

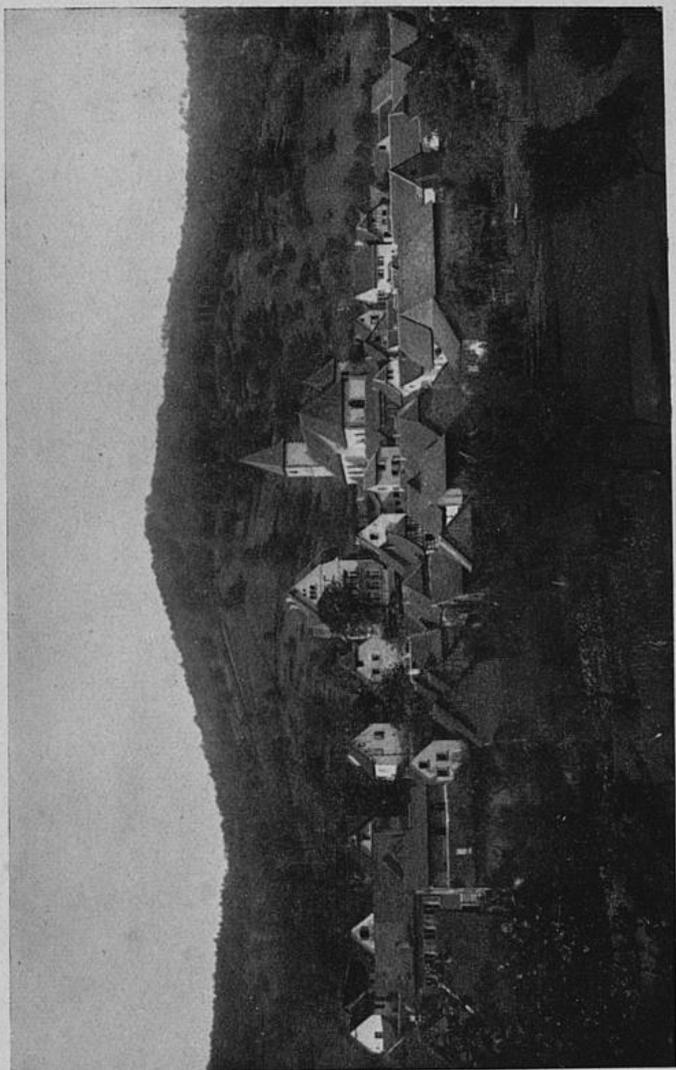
Lehrer am Oberstufenlehrer a. D. in
Herrn Dr. Grünwald, Historisches Museum
der Pfalz N. V. -- Historischer Verein der Pfalz
Ordnungsrat Mitglied der Pfälzischen Gesellschaft
zur Förderung der Wissenschaften

Speyer, im Rhein 1927

Verlag:

Historisches Museum der Pfalz N. V. -- Historischer Verein der Pfalz





Dernbach

Das älteste und großartigste Wunderwerk auf unserer alten, weiten Erde ist das Sonnenjahr. Sein wunderbarer Wechsel von Tag und Nacht, seine Mondphasen und Jahreszeiten, ihr tiefgehender Einfluß auf die ganze belebte Welt, auf das Blühen und Gedeihen, Absterben und Wiedererstehen der Pflanzenwelt, hat schon den frühesten Völkern der Urzeit Bewunderung und Ehrfurcht eingeflößt.

Die weise Weltordnung und die Wirkungen des Sonnenjahres, der ewigen, mächtigen Naturgewalten, haben zu allen Zeiten Herz und Sinn der Menschen auch nach oben gelenkt. Sie haben an das Walten und Wirken ewiger Götter glauben gelehrt und die frohe Hoffnung geweckt, daß auch wir einmal, gleich der Mutter Erde und ihren Pflanzen, nach langem Winterschlaf wieder auferstehen werden zu einem neuen, ewigen Lebensfrühling. Wir kennen kein Volk ohne solchen Götterglauben und ohne Hoffnung auf Unsterblichkeit.

Auch die germanischen Völker haben lange vor der frohen Botschaft der offenbarten, christlichen Religion sich eine solche Naturreligion geschaffen. Sie haben die sie umgebenden Naturgewalten und Naturerscheinungen belebt und personifiziert, zu Göttern und zu Wirkungen der Götter erhoben.

Wie der Tag nur ein Sonnenauge hat und die Nacht nur ein Mondlicht, so ist auch der germanische Himmelsgott Wotan einäugig. In weitem, dunklem Mantel zieht er gleich dem Sturmwetter lautlosend in die Schlacht gegen die Frostriesen und gegen die Glutriesen und hinter ihm die ganze Schar der Himmlischen und der verstorbenen Helden.

Ihnen zur Seite fährt der Gewittergott Thor oder Donar. Mit gewaltiger Kraft schleudert er seinen Gewitterhammer gegen alle feindlichen Mächte, die der Erde und dem Landmanne Schaden bringen.

Neben den Asen, den gewaltigen Himmelsgöttern, verehrten die alten Germanen auch die Wanen, die schönen Lichtgötter, die Götter der warmen Jahreszeit, die mit Gras und Laub in Flur und Wald im Frühling erwachten, wuchsen und blühten, im Herbst und Winter aber mit dem Sommerlaube und mit den Blumen verblühten und tot zur Erde sanken, bis der neue Frühling und der lichte Frühlingsgott Phol oder Balder sie wieder weckte.

In Bäumen und Sträuchern, in Blumen und Gräsern, in Quellen und auf blühenden Wiesen lebten und schwebten diese Wanen und mit ihnen glänzende Elfen und Nixen. Sie freuten sich mit den Menschen und mit der blühenden Natur an der Naturschönheit und an der warmen Sommersonne. Im Innern der Erde aber hausten kleine Zwerge und Kobolde, Moosweibchen und Erdmännlein, die nach Gold schürften, die Natur belebten und den Erntesegen mehrten.

So hat das Volk der Denker und Dichter schon sehr frühe eine reiche Götterwelt rings um sich geschaffen. Und was die dichtende deutsche Volksseele vor Jahrtausenden erdachte und glaubte, was sie feinfühlig in der Natur erlauschte und miterlebte, das hat sie auch in Mythen gefaßt und frommgläubig weitergetragen. So entstanden unsere Götter- und Heldensagen, unser Volksglaube und Volksgebrauch, wovon ein kleiner Teil als heiliges, deutsches Ahnenerbe bis auf uns gekommen ist.

Das deutsche Volkstum, Religion, Sitten und Gebräuche, wurden zuerst von den Römern beobachtet und geschildert. Wir finden solche Schilderungen bei Cäsar in seinen Berichten über die deutschen und gallischen Kriege vom Jahre 58 bis 49 vor Christus und bei Tacitus, in seiner Germania, ein ganzes Buch über die Abstammung und Wohnsitze, Sitten und Völker der Germanen, i. J. 98 nach Christus geschrieben. Ergänzende Aufschlüsse dazu geben uns auch andere griechische und römische Schriftsteller, römisch-germanische Steindenkmäler¹⁾ und die in unserem eigenen Volke verfaßte nordgermanische Edda.

Was wir da von unseren frühesten germanischen Alvordern lesen, ist bisweilen derb, ungeschlacht und urkräftig, aber auch so naturwahr, so tieffühlig und sittlich gesund, daß wir ihnen unsere Bewunderung und Hochachtung nicht versagen können. Ein ernstlicher Rückblick darauf könnte unserer kranken Zeit heute nicht nur Belehrung und Mahnung, sondern auch Erbauung, Genesung und Heilung bringen.

Reste dieser altgermanischen Naturreligion und Naturauffassung verbunden mit frühchristlichem Glauben und Brauch finden wir auch heute noch in unserem Volke lebendig. Wir finden sie insbesondere bei unseren biedereren, frommgläubigen Dorfbewohnern, die abseits vom abschleifenden und verflachenden Völkerverkehr das alte deutsche und das alte christliche Ahnenerbe fester und treuer bewahrt haben.

Das Mittelalter nannte diese konservativ frommen Leute darum *p a g a n i*, d. h. Dörfler oder Halbheiden. Wir nennen sie „altfränkisch“ oder altväterlich und wir danken ihnen für ihre Treue zum heimischen Glauben und zum alten deutschen Volkstum.

Von der fränkisch-alemannischen Bevölkerung der Pfalz ist weithin bekannt, daß die Franken der ebenen Vorderpfalz elastischer und raschlebiger, vorschneller und neuerungssüchtiger sind und darum auch stets bestrebt waren stolz an der Spitze der neuzeitlichen Verhältnisse und Bestrebungen voranzuschreiten, während die Alemannen der waldreichen, gebirgigen Hinterpfalz, des Westrichs, stiller und bedächtiger, frömmere und zäher am guten alten Herkommen festhalten.

Darum läßt sich von vornherein erwarten, daß in den Bergen unseres Westrichs, besonders im Flußgebiete der Queich und in ihren Seitentälern, wo seit der Völkerwanderung nur Alemannen, oder auch Alemannen und Franken nebeneinander wohnen, unbewußt noch viele Reste alten deutschen, und wo der katholische Glaube erhalten blieb, auch alten christlichen Volkstums sich erhalten haben, die der Beachtung und Aufzeichnung wert sind.

Ich denke dabei nicht nur an die mehr äußerlich liegenden, für jeden Sammler sichtbaren alten Reste und Eigentümlichkeiten, sondern auch an den tiefgründigen, inneren Goldgehalt, an das volkstümliche Seelenleben und an die religiösen Motive, die alles Tun und Lassen, Reden und Denken, das ganze Leben und Streben unseres Volkes, also auch unser ganzes heimisches Volkstum tief beeinflussen und mit bestimmen.

Neben das alte germanische Sonnenjahr und zu dem heidnischen Götterglauben trat auch bei unseren fränkisch-alemannischen Vorfahren schon sehr frühe, schon seit Anfang des 6. Jahrhunderts, der Christenglaube und mit ihm das römisch-katholische Kirchenjahr.

In ihm ist nicht mehr das Wachsen, Blühen und Absterben des Sonnenjahres, das Leben und Sterben des Sonnengottes Balder alleiniger Rahmen und Mittelpunkt, sondern auch das Werden und Wachsen des Gnadenreiches Christi und seiner Kirche, das emporblüht aus dem Leben, Leiden und Sterben des Welterlösers, aus seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Im Kirchenjahr wiederholt sich also in bestimmter Reihenfolge jährlich immer wieder das große Erlösungswerk Christi, sein

Leben und Leiden hier auf Erden, seine Auferstehung und Himmelfahrt, sein Fortleben in seiner Kirche und in den Werken seiner Heiligen.

Josef Georg von Ehrl er, Bischof von Speyer, gestorben 1905, sagt in seiner ersten Adventspredigt über das katholische Kirchenjahr: „Dieses hl. Jahr in der Mitte des irdischen und weltlichen Jahres ist nicht bloß eine lose und äußere Aneinanderreihung der einzelnen Feste zu Ehren des Herrn und seiner Heiligen und zur Feier der großen Tatsachen unseres hl. Glaubens; es ist mehr als ein hl. Kalender des Himmels. Es hat eine tiefere und geheimnisvollere Bedeutung. Das Kirchenjahr ist die Erscheinung und Fortsetzung des gnadenvollen Lebens Jesu Christi auf Erden zur Erlösung und Heiligung der Welt. — Wie das natürliche Jahr in der Abwechslung seiner vier Jahreszeiten und durch den Segen, den jede derselben auf Erden schafft und verbreitet, unser irdisches Leben nährt und erhält, so ist das Kirchenjahr von dem Herrn aller Zeit und Gnade erschaffen und um die Sonne der Gerechtigkeit, um Jesus Christus geordnet, damit es das übernatürliche Leben in uns nähre und vollende.“

Das Kirchenjahr mit seinen zwei Festkreisen, mit seinen Herrn- und Heiligen-Festen, wie wir es heute im Kirchenkalender finden, hat sich aber natürlich auch erst allmählich entwickelt. Bei uns ist es jedoch fertig eingeführt und so alt als das Christentum.

Als der Frankenkönig Chlodwig i. J. 496 vor der Entscheidungsschlacht bei Zülpich gegen die übermächtigen Alemannen im Falle des Sieges sich und sein Volk dem Christengotte gelobte, da wurde sein Sieg zugleich auch ein Sieg des Christentums im Frankenreiche und ein Sieg der römisch-katholischen Kirche gegen das bisherige germanische Heidentum und zugleich auch gegen die Irrlehren des Arianismus, der bei anderen deutschen Völkern damals Eingang gefunden hatte.

Seit 496 also begann im weiten Frankenreiche und auch bei uns am Rheine eine ganz neue Kultur und eine ganz neue Religion, die von auswärts eingeführte römische Kultur und die römisch-katholische Religion, und mit ihnen kam die christliche, die römisch-katholische Lebensauffassung und Weltanschauung. Ihre Träger und Förderer waren die römisch-katholische Kirche und der von ihr abhängige christlich gewordene Staat, ihre Priester und Mönche, ihre Dom- und Klosterschulen.

Diese gaben dem alten germanischen Sonnenjahr im Anschluß an das neue Kirchenjahr und an den katholischen Kirchenkalender einen ganz neuen Gedankeninhalt und auch einen teilweise abweichenden Verlauf. Die höheren, in den geistlichen Schulen vorgebildeten Stände schlossen sich in ihrem Denken und Fühlen, Leben und Wirken bald tiefer und enger an die römisch-katholische Kultur und Kirche an. Das Volk auf dem Lande folgte viel langsamer nach, aber es folgte; denn die Kirche und ihre höhere, römische Kultur, ihre römische Sprache und ihr christliches Kirchenjahr beherrschten, führten und regierten bald das ganze Staats- und Volksleben in allen privaten und öffentlichen Angelegenheiten. Ohne sie gab es kein Glück und keine Volksgemeinschaft mehr auf Erden und im Jenseits.

Darum mußte das altgermanische Volkstum mit seiner Naturreligion und mit seinen alten, heidnischen Göttern, mit seinen unchristlichen Gottesdiensten, Sitten und Gebräuchen plötzlich sündhaft werden. Es mußte verboten werden, mußte sich in die Einsamkeit flüchten und allmählich absterben oder durch den Segen der Kirche sich heiligen und verchristlichen lassen, sich an die heiligen Zeremonien der Kirche anschließen.

Wie schwer das oft war, wie lange, blutige Kämpfe es kostete, das lehren uns die Sachsenkriege Karls des Großen von 772 bis 803 gegen Widukind und seine Getreuen im heidnischen Sachsenlande. Wir sehen es auch poetisch dargestellt in Webers Dreizehnlinden und sehr unpoetisch in vielen Hexen- und Ketzerprozessen und Glaubenskämpfen alter und neuer Zeit und in deren Literatur.

Andererseits aber wissen wir auch, daß die deutschen Glaubensboten oft sehr klug und nachsichtig vorgingen, daß sie nur das rügten und streng verboten, was auffällig und trotzig der christlichen Lehre und Sitte widerstrebe. Ja die deutschen Priester und Mönche blieben auch selbst in ihren geistlichen Gewändern noch lange deutsche Recken und volkstümliche Gottesstreiter, die mit Schwert, Volkslied und Volksbrauch ebenso vertraut umzugehen wußten wie mit der Schreibfeder und mit ihrem lateinischen Brevier. Sie ließen daher ihren neubekehrten Volksgenossen ruhig viel altgermanisches Volkstum und sprachen ihren Segen über alte Volksgebräuche, wenn sie kein Aergernis gaben und den Grundsätzen der Kirchenlehre unschädlich waren. Sie haben auch viel altgermanisches, bis dahin unchristliches Volkstum christianisiert, durch Gebet

und Segen geheiligt und mit dem Christentum in Einklang gebracht. So hat sich von den vorchristlichen, einst unvermerkt christianisierten Gebräuchen mancher bis heute erhalten im Anschluß an die Zeremonien der katholischen Kirche und an die christlichen Heiligenfeste.

Auch von den vorchristlichen Festen des altgermanischen Sonnenjahres sind uns die drei höchsten mit ihren volkstümlichen Gebräuchen unbewußt erhalten geblieben: „Die lange Nacht“ des Julfestes am 21. Dezember, das Fest der Wintersonnenwende, Balders Geburtstag; ferner „der lange Tag“ des 24. Juni, das Fest der Sommersonnenwende, Balders Todestag, und das Frühlingsfest am 1. Mai, der „Tag der Odinsfreite“ im Norden, bei uns der Pholtag oder Balders Vermählungstag.

Seit der Ausbreitung des Christentums im 6. Jahrhundert hat sich bei uns allmählich auch ein ganz neues, frühchristliches Volkstum mit alten und neuen christlichen Volksgebräuchen gebildet. Das bezeugen insbesondere jene alten Volksgebräuche, die heute noch mit den alten, längst nicht mehr gebräuchlichen Anfängen des frühchristlichen Kirchenjahres verbunden geblieben sind; denn auch das christliche Kirchenjahr hat sich erst allmählich zu seiner jetzigen Vollkommenheit und Gleichmäßigkeit der Festfolge und Festgebräuche entwickelt.

Ursprünglich begann das Kirchenjahr aus guten Gründen mit dem Osterfeste, mit der Auferstehung Christi, dem Angelpunkte unseres Glaubens, also mit Frühlingsanfang im März.

Dann begann es eine Zeitlang mit Epiphanie, mit der Erscheinung des Herrn am Dreikönigstage, dem 6. Januar.

Seit dem 6. Jahrhundert aber begann es mit Christi Geburt, an Weihnachten. So wurde z. B. Karl der Große am ersten Weihnachtstage des Jahres 800, der zugleich auch Neujahrstag war, vom Papste in Rom zum Kaiser gekrönt.

Als dann aber zu Beginn des 9. Jahrhunderts dem Weihnachtsfeste der Advent als kirchliche Vorbereitungszeit vorgelegt wurde, hat auch das Kirchenjahr mit dem ersten Sonntage des Advent, also ungefähr vier Wochen vor Weihnachten, seinen Anfang zu nehmen begonnen. Und so ist es geblieben bis heute.

Im bürgerlichen Leben aber datieren wir die Urkunden und Schriftstücke schon lange nicht mehr nach dem

Kirchenkalender, der immer noch mit dem ersten Adventssonntage beginnt, sondern nach dem verbesserten Gregorianischen Kalender, der 1582 vom Papste Gregor XIII. eingeführt wurde. Er hat unser bürgerliches Jahr, das jetzt am 1. Januar um Mitternacht beginnt, vom Kirchenjahre freigemacht und wieder mit dem alten, astronomischen Sonnenjahre in Einklang gebracht.

Das Kirchenjahr hat überdies die Eigenart, daß viele seiner Feste beweglich sind, da sie sich nach dem beweglichen Osterfeste richten müssen. Das Osterfest aber hat einen weiten Spielraum. Es fällt auf den ersten Sonntag nach dem ersten Vollmonde nach der Frühlings-Tagundnachtgleiche, also in die Zeit vom 22. März bis zum 25. April.

Nach dem Osterfeste und nach den mit ihm ebenso beweglichen Heiligenfesten richtete sich im Mittelalter aber auch das öffentliche Leben und die Datierung aller Urkunden. Das Datum z. B. auf Montag vor St. Jörg 1466, kann man daher nur dann als den 21. April richtig errechnen, wenn man weiß, daß i. J. 1466 Ostern am 6. April war, St. Georg demnach auf Mittwoch den 23. April fiel. Man muß also die Osterzyklen des Kirchenjahres kennen.

Man muß ferner wissen, daß alle Kirchenfeste bis heute mit der Vesper, am Vorabend um 6 Uhr beginnen und eine Oktav haben können, die genau eine Woche später, abends um 6 Uhr schließt. Die Feste, die Wochen und die Jahre werden daher heute noch vielerorts, auch in der Pfalz, am Vorabend um 6 Uhr eingeläutet und mit „Gott walt's“ begrüßt. *)

Die noch älteren Datierungen nach dem römischen oder julischen Kalender des C. Julius Cäsar, der die Monatstage nach den Kalenden, Nonen und Idus berechnet und das Jahr am 1. März beginnt, sind auch in alten kirchlichen Urkunden noch häufig. Auf unser Volkstum aber haben sie keinen Einfluß mehr, da wir davon außer den römischen Monatsnamen wenig mehr behalten haben. Nur die alten Jahresanfänge sind für unser Volkstum und für unsere Volkskunde immer noch von Wichtigkeit.

Das Kirchenjahr teilt sich in zwei oder volkstümlich in drei Festkreise, in den Weihnachtsfestkreis und in den Osterfestkreis.

*) Mit „Gott walt's“ beginnt unser Volk auch noch jede wichtige neue Arbeit und spuckt sich dabei mutig in die Handflächen, die es darnach an einander warmreibt. — Mit „Gott walt's, neue Frucht, bewahre uns vor Fieber und vor Gelsucht!“ genießt es besinnlich auch jede neue Jahresfrucht, die ihm zuerst sich darbietet.

Der Weihnachtsfestkreis beginnt mit dem jetzigen Kirchenjahre am ersten Sonntage des Advents, erreicht seine Höhepunkte an Weihnachten und Epiphanie und endet mit Mariä Lichtmeß, am 2. Februar abends 6 Uhr.

Der Osterfestkreis beginnt 70 Tage vor Ostern mit dem Sonntag Septuagesima, hat seine Höhepunkte an Ostern und Pfingsten und schließt am Samstag nach Pfingsten abends 6 Uhr.

Daran schließen sich, volkstümlich als dritter Kreis, die Wochen nach Pfingsten, die besonders der Heiligenverehrung geweiht sind. Das Meßbuch der Kirche von Anselm Schott sagt dazu: „Denn gleichwie im Reiche der Natur die leuchtende, belebende und erwärmende Sonne Mittelpunkt der sichtbaren Schöpfung ist, so im Reiche Gottes Jesus Christus. Von ihm strömen Licht und Leben, Heil und Segen aus. Aber am Firmament des Reiches Gottes glänzen wie an dem der Erde überall Sterne, die ihr Licht von der Gnadensonne empfangen und wieder ausstrahlen. Diese Sterne sind die Heiligen.“²⁾

Ihre Namensfeste sind in jedem Kirchenkalender und auf jedem Wandkalender verzeichnet. Sie werden aber nicht an den Geburtstagen der Heiligen gefeiert, sondern an ihren Todestagen, an denen ihnen „der sanfte und festfrohe Anblick ihres Erlösers aufging“. Ausgenommen davon ist nur Mariä Geburtstag und der Geburtstag des hl. Johannes des Täufers, weil diese beiden ohne den Makel der Erbsünde geboren sind.

Ueber all diese Fragen besteht natürlich auch eine umfangreiche und volkstümliche Literatur. Davon habe ich die wichtigsten Werke, die ich vor allem benützte, und die am bekanntesten sind, am Schlusse aufgeführt.³⁾ Die kirchliche Liturgie ist überdies in den katholischen Schulen auch Unterrichtsfach. Das entspricht ihrer kirchlichen und volkstümlichen Wichtigkeit und ihrer religiösen Bedeutung.

Seit der kirchlichen Reformation im 16. Jahrhundert und seit der Wiedereinführung des bürgerlichen Sonnenjahres ist die Bedeutung des Kirchenjahres und des alten Kirchenkalenders im Volke überall wesentlich zurückgegangen. Viele Reste des alten Volkstumes aber und viele Volksgebräuche sind mit den alten Kirchenfesten verbunden geblieben. So erklärt es sich auch, warum gerade Weihnachten, Ostern und Pfingsten, die mit den drei Hauptfesten des vorchristlichen, deutschen Sonnenjahres zusammenfielen, von

einem so reichen, doppelten Kranze altgermanischen und altchristlichen Volkstumes umrahmt sind.

Wer das alte deutsche Volkstum in der alten heimatkundlichen Literatur aufsuchen will, der muß, wie schon gesagt, mit den Römern beginnen, mit den Commentarien des C. Julius Cäsar, seit 58 vor Christus, und mit der Germania des Tacitus vom Jahre 98 nach Christus. Er darf dann aber auch die Sammlungen der nordischen Edda nicht übersehen und nicht die ältesten deutschen Literaturdenkmäler, die Merseburger Zaubersprüche, das Wessobrunner Gebet, Muspilli und Heliand und die Rechtsaltertümer, die deutschen Weistümer. Sie alle sind reiche Fundquellen.

Auch die ältesten christlichen Kirchenkalender enthalten reiche Sammlungen uralten deutschen Volkstumes. Neben den Wochentagen und Tagesheiligen finden wir dort die Glücks- und Unglückstage und die Unglücksstunden eines jeden Monats eingetragen; dazu viele Lebens- und Wetterregeln, Ratschläge über Bäder und Aderlässe, über zuträgliche Speisen und Getränke, über Heilkräuter und deren Wirksamkeit und vieles andere, was man sonst in einer alten Volkskunde und Volksmedizin, aber nicht in einem lateinischen Kirchenkalender erwarten würde.

Einen solchen lateinischen Kirchenkalender aus einem Meßbuche im Speyerer Domschatze vom Jahre 1366, der aber sicher auf noch viel ältere Vorlagen zurückgeht, habe ich deshalb in meinem „Pfälzischen Bauernkalender, Beiträge zur Volkskunde der Hinterpfalz“, in den Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz 1896 abgedruckt. Auch die Kalendarien von Weidenbach und Grotfend bieten dazu reiche Ergänzungen für das christliche Mittelalter.

Uebertreibungen im öffentlichen Leben und Mißbräuche des Volkstums, die im Laufe der Zeit von Staat und Kirche gerügt wurden, finden wir in den kaiserlichen Kapitularien seit Karl dem Großen und in den besonders für die Pfalz wichtigen Processus synodales der Speyerer Bischöfe aller Jahrhunderte. Sie berichten vielfach von altem Volkstume, das bei uns untergegangen ist, da es von den vorgesetzten Behörden mit Gewalt unterdrückt wurde.

Noch viel strenger und einschneidender wirkten bei uns in dieser Hinsicht die alten fürstlichen und fürstbischöflichen Kleider- und Sittenordnungen und die protestantischen Kirchenvisitationen seit dem 14. bis zum 18. Jahr-

hundert. Auf Befehl der reformierten pfälzischen Fürsten und Kurfürsten wurden, 1556 und 1559 und öfter, auch die katholischen Religionsübungen als Aberglaube und Mißbräuche verboten. Mit Gewalt wurden Messe und Altäre, Heiligenbilder und Heiligenverehrungen als Götzenbilder und als Götzendienst untersagt und abgeschafft. Daß dabei viele unersetzliche Kunstwerke und Millionenwerte alter Kultur vernichtet wurden, schien damals ein geringeres Uebel im Kampfe gegen den alten Glauben und gegen die „Werke des Satans und des Antichristen“.

Bis in die neueste Zeit haben staatliche Aemter, Gerichte und Polizeiorgane sich vielfach dieser Intoleranz angeschlossen. Wegen kleiner Verfehlungen Einzelner haben sie, anstatt die Schuldigen zu bestrafen, manches schöne, alte Volkstum, uralte Sitten und Gebräuche als Bettel und Verkehrsstörungen oder als unerlaubte Umzüge unterdrückt, verboten und bestraft.

Wenn in unseren Dörfern trotzdem noch manches alte Volkstum bis heute erhalten geblieben ist, wenn da noch alte kirchliche und nichtkirchliche Volksbräuche fortbestehen, sei es im Anschluß an das Kirchenjahr oder an das alte, germanische Sonnenjahr, so sollte man wenigstens diese Reste pietätvoll erhalten und unser Volksleben und Volkstum vor Verflachung und einförmiger Oede bewahren. Die Heimatliebe kann dieses Nährbodens und Seelenbandes nicht entbehren.

Landflucht und andere Uebel haben heute schon manchen von rigorosem Uebereifer und unfruchtbarem Aufklärungsdünkel abgebracht. Ja, man sucht jetzt sogar rückläufig wenigstens die alten Sommertagsumzüge und die Sonnwendfeuer, die alten Volkstänze und Volkstrachten oft mit großen Kosten künstlich wieder einzuführen. Unser gutes, altes Volkstum aber hat mit diesen oft komischen Aufzügen und maskierten Belustigungen zumeist wenig gemeinsam. Doch ist es immerhin erfreulich, wenn Jugend und Volk zu einer gemeinsamen, bescheidenen Freude sich volkstümlich wieder zusammenschließen.

Die Dörfer meiner engeren Heimat im Queichtale und Dernbachtale hatten in meiner Jugend noch ein reiches und gesundes, lebendiges und ungekünsteltes Volkstum, das ich seit 1865 fast 30 Jahre lang teils aktiv mitdurchleben, teils als heimischer Zuschauer mit ansehen konnte. Es ist jammerschade, daß auch davon seitdem viel Schönes abgestorben und verloren gegangen ist. Unser armes, hinterpfälzisches Landvolk,

das täglich schwer arbeiten muß, das bescheiden und genügsam seine mageren Bergäcker bebauen soll bis hinauf zu den Höhen, wohin kein Zugtier mehr den Pflug und Dungwagen ziehen kann, es braucht auch heute noch sein starkes und lebendiges Volkstum, das alle in Freud und Leid und treuer Notgemeinschaft tief und fest zusammenhält, das alle mit ihren Nachbarn und mit der Scholle ihrer Heimat, mit Haus und Herd innig verbindet.

Darum muß unser Landvolk fromm und konservativ bleiben. Es kann seinen Sonntagsfrieden und die erhebenden Ruhepausen seines Kirchenjahres nicht entbehren. Sein kirchliches und auferkirchliches Volkstum gibt seinem Leben zähe Kraft und Bodenständigkeit, Erhebung und Gottvertrauen, frohen Wechsel und Erholung, inneren Reichtum und Seelenfrieden. Wie arm und krank ist dagegen das äußere und innere Leben vieler Stadtmenschen trotz Spiel und Sport, trotz Kinos und Vergnügungsvereinen!

Ein gesundes Dorfkind, dem tüchtige Eltern und Lehrer die Augen geöffnet haben für das tausendfältige Leben in der Natur, für die reichen Schönheiten des ländlichen Sonnenjahres, für die erhebenden Freuden seines Kirchenjahres, das all dieses Schöne mit frohem Herzen und frischen Sinnen verständig und tätig miterlebt, mitfeiert und mitgenießt, es ist auch heute noch mitten hinein gestellt in eine doppelte Fülle reichen, reinen Glückes. Es muß nur die Fähigkeit haben all das Schöne, in dem es lebt, auch recht zu begreifen und recht zu genießen.

Auch ich habe dieses Glück unseres ländlichen Volkstumes viele Jahre in vollen Zügen genossen, und wenn einmal die Tagesarbeiten und das Kirchenjahr, die strengen Pflichten und der Volksbrauch alle zusammen uns frei ließen und Pause machten, dann boten Wald und Flur gar manchen lieben Sonnensitz und Studienplatz, wo die Blumen am buntesten blühten, wo die Bienen und Hummeln, die Grillen und Heuschrecken am lustigsten sich tummelten. Oft genügte auch der elastische Wipfel eines jungen Kastanienbaumes, auf dem wir federleicht hoch oben hin und her schaukelten und mit den Waldvögeln leise um die Wette sangen. Auch das gehörte zu unserem ländlichen Glück und zum Volkstume meiner Heimat. Wenn dabei die altgermanischen Naturgötter, die Asen und Wanen, die Elfen und Nixen und Zwerge auch nicht mehr in unserem Glauben und Wissen fortlebten, in unseren Herzen und Sinnen haben wir sie noch überall geahnt und tätig gesehen und

lebendig gefühlt. Doch über ihnen und über uns und über allem sahen wir ein noch viel mächtigeres, ein allgegenwärtiges Wesen, das sie und die Natur und auch uns alle liebend schuf und trug und belebte.

Von diesem Volkstume meiner Heimat und meiner Jugendzeit habe ich schon einmal in meinem „Pfälzischen Bauernkalender“ berichtet. Ich soll es hier noch einmal tun und zwar in noch engerem Anschlusse an das Kirchenjahr um zu zeigen, wie innig beide miteinander verbunden sind, so daß man lebendiges Kirchentum und kirchliches Volkstum oft kaum von einander scheiden kann.

Ich tue das pietätvoll und wahrheitsgetreu und hoffe es so tun zu können, daß dabei in andern kein Schaden entsteht, und daß kein gesundes Würzelein verletzt oder aus dem Heimatboden gerissen wird; denn bei uns will niemand gefühllos oder hochmütig kritisiert werden, am wenigsten in seinem altväterlichen Glauben und in seinem ererbten, heimischen Volkstume.

Leicht wird meine Aufgabe nicht sein und auch nicht gefahrlos. Die Fahrt geht durch Klippen links und rechts. Sie kann zu seicht und auch zu tief gehen. Bisher hat noch niemand mit dem rechten Lot und Kompaß diese Fahrt bei uns versucht und durchgeführt.

Wer nicht katholisch erzogen wurde, der wird den Sinn und Inhalt der alten kirchlichen Bräuche und Zeremonien und der kirchlichen Liturgie nicht leicht verstehen. Er wird darum über den wichtigsten religiösen und kirchlichen Teil unseres katholischen Volkstumes auch nicht recht urteilen können. Was über das 16. Jahrhundert zurückreicht, wird ihm leicht als ein Stück Altertum und als veraltetes Volkstum oder gar als Aberglaube erscheinen, auch wenn es bei uns noch erbaulich und frisch, gesund und lebenskräftig auf das Seelenleben unseres Volkes und damit auf den tiefsten und wichtigsten Teil unseres heimischen Volkstumes alltäglich einwirkt.

Andererseits werden kirchlich fromme und theologisch fein gebildete Kreise es vielleicht nicht gerne sehen, wenn auch das katholische Kirchenjahr und die kirchliche Liturgie mit in den Bereich der Volkskunde und der Volkstumskunde hinein gezogen werden. Sie werden manches vielleicht nicht recht gewürdigt und nicht tief genug verstanden glauben.

Ich will mit beiden nicht rechten. Es wäre aber kurzfristig zu glauben, daß eine Religion, die den ganzen Menschen so tief erfaßt wie das Christentum, und die seit 1400 Jahren jeden

Tag so tief und mächtig auf unser Volk einwirkt, nicht auch ein Stück deutschen Volkstums geschaffen habe, ja selbst auch volkstümlich im besten Sinne des Wortes geworden sei, so gut wie die alten Naturreligionen, die im deutschen Volke einst bodenständig und volkstümlich waren.

Darum dürfen auch die religiösen und die kirchlichen Gebräuche unseres Volkes, sein aktives und passives Mitwirken bei den Gottesdiensten und seine volkstümlich gewordene Teilnahme an der Liturgie und an der Feier des Kirchenjahres von der Volkskunde nicht übergangen, vom heimischen Volkstume nicht abgetrennt werden.

Dabei sind freilich Entgleisungen zu vermeiden, in die z. B. der Heidelberger Stadtpfarrer Dr. Stubenvoll 1891 in seinem Buche „Heidentum im Christentum“ geraten ist. Er fährt mit seiner vergleichenden Wissenschaft im ganzen Heidentume umher, und wo er dort christliche Anklänge findet, schreibt er sie dem Christentume in sein Schuldbuch als erborgtes Heidentum.

Wohl haben wir auch in unserem Volkstume noch vorchristliche Anschauungen und Gebräuche behalten, allein diese sind mit Hilfe des Christentums längst auch christlich geworden. Wie die wissenschaftliche Kritik die einzelnen Volksbräuche werten und in unsere Kulturgeschichte einstellen muß, das zu betrachten kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Das wäre hier auch eine wenig fruchtbare und eine sehr undankbare Aufgabe.

Wieviel altes Volkstum unsere heutige, moderne Pfalz noch besitzt, hat zuerst August Becker 1858 in seinem schönen Buche „Die Pfalz und die Pfälzer“ und nach ihm L. Schandein gezeigt in der „Bavaria“ 1867. Abteilung IV 2. Dazu habe ich 1896 meinen „Pfälzischen Bauernkalender“, eine Volkskunde der Hinterpfalz, gefügt, Prof. Beyschlag seinen „Volks glauben und -Brauch im Herzogtum Zweibrücken“ 1921, Albert Pfeiffer die „Pfälzer Volksbräuche in der Karwoche“ 1922 etc. Diese Sammlungen hat Prof. Albert Becker 1925 in seiner „Pfälzer Volkskunde“ vermehrt und mit der gesamten einschlägigen Literatur verglichen. Er hat uns dadurch die erste umfassende und vergleichende, die erste wissenschaftliche Volkskunde der Pfalz geschrieben.

Erschöpfend konnte natürlich auch diese wertvolle Arbeit nicht sein. Den Reichtum unseres kirchlichen Volkstums und unseres katholischen volkstümlichen Kirchenjahres, die Größe,

Tiefe und Schönheit der katholischen Liturgie und der vielen, seit vielen Jahrhunderten bei uns überall volkstümlich gewordenen religiösen Zeremonien und religiösen Gebräuche kennt und umfaßt Prof. Becker nicht.

Das ist zum Teil auch unsere Schuld, weil wir am religiösen Teile unseres Volkstumes bisher in frommer Scheu und Rücksicht behutsam vorüber gingen um ja nichts davon zu profanieren und zu verletzen. Becker ahnt das und gibt dem in seinem Schlusse Ausdruck: „Wenn unser Volkstum nicht tödlich veröden soll, so darf sich vor allem das Kirchenjahr mit seinen es lieblich umrankenden Sitten und Bräuchen nicht auf Sakristei und Altar zurückziehen.“

Diese Gefahr besteht nicht, dagegen muß von unserem alten, reichen, kirchlichen Volkstume ein viel größerer Teil als bisher in das Reich der wissenschaftlichen Volkskunde und Volkstumskunde mit einbezogen werden. Das will ich hier versuchen und nachholen.

Und dazu noch eines: Das von Prof. Becker gesammelte und gezeigte pfälzische Volkstum ist kein einheitliches, kein lebendiges in sich geschlossenes Ganze, sondern eine von allen Seiten, aus vielen Orten und Zeiten und gelehrten Schriften zusammengetragene Vielheit, ein fleißig, geschickt und kunstvoll zusammengefügtes buntes Mosaik, das wir bewundern, das uns aber nicht zeigt, wieviel altes, gesundes Volkstum in einer Gemeinde und in einem pfälzischen Hause heute noch fortlebt, und wieviel davon im Laufe eines Jahres da noch regelmäßig in Erscheinung tritt. Das tiefgehende eigene Erlebnis, der lebensfrische, innige Zusammenhang der gesammelten Teile dieser „Pfälzer Volkskunde“ mit unserem lebendigen pfälzischen Volkstume, mit unserem Volksbrauch und Volkscharakter, mit dem täglichen Volksleben und Familienleben in Dorf und Haus, mit der tiefinnigen, vielseitigen pfälzischen Volksseele, tritt uns aus diesem sonst sehr guten und wertvollen Buche nur selten klar und warm entgegen. Seine Aufgabe war eben eine andere, eine viel weitere.

Dem gegenüber möchte ich unser katholisches Kirchenjahr hier doch etwas genauer betrachten und im Anschluß daran das lebendige, frommreligiöse und das nichtreligiöse, das kirchliche und das außerkirchliche Volkstum einer Gemeinde und einer Familiengemeinschaft als ein lebendiges, geschlossenes Ganze, ohne viel Gelehrsamkeit kurz und schlicht so schildern, wie ich es im Elternhause und in meiner Heimatgemeinde, im

oberen Queichtale und in dem sich daranschließenden Dernbachtale einst jährlich miterlebte und auch bei andern lebendig sah. Ein Volkstum, das wir Dorfkinder dann mit dem Segen der Eltern und mit den guten Lehren der Verwandten und Nachbarn als ein heiliges Ahnenerbe und Heimatgut mitbekommen haben auf die lange, harte Lebensreise, und das wir dann im eigenen Hause nach unseren Verhältnissen weiterführten.

Manches davon ist in der großen, leichtlebigen und raschlebigen modernen Welt seitdem wohl unmodern geworden, so daß es in seiner alten Frömmigkeit und Einfachheit der heutigen Aufklärung und monistischen Lebensauffassung nicht mehr allenthalben entspricht. Anderes ist wohl auch schon früher bei uns im Dorfe „altfränkisch“ und unförmlich und für religiös ängstliche Gemüter anstößig gewesen. Der Kulturfortschritt hat indes, so hoffe ich, all das Unebene auch bei uns beinahe beseitigt und das Schiefe fadengerade gemacht, genau so, wie meine und seine scharfen Kritiker auf beiden Seiten es heute etwa haben wollen. Nur bei mir ist das alte Volkstum meiner Heimat und meiner Jugendzeit ein Heimatgut und ein Heiligtum geblieben, an dem ich noch mit ganzer Seele hänge, und an dem darum in mir und von mir wissentlich gar nichts geändert werden soll. Nur sein liturgischer Teil soll mit der Liturgie der Bischofskirche, die wir im Dome zu Speyer noch alle Jahre miterleben können, bisweilen in Verbindung gebracht werden, wo dieses zur Ergänzung und Abrundung notwendig ist.

Der Weihnachtsfestkreis.

Unser Kirchenjahr, mit dem das Volkstum unseres Dorfes und der weiteren Heimat ringsum aufs innigste verbunden ist und war, beginnt, wie überall im heiligen römischen Reiche deutscher Nation seit dem 9. Jahrhundert, mit dem ersten Sonntage im Advent, also rund vier Wochen vor Weihnachten.

Wie das neue Jahr gedeihen wird, arm oder fruchtbar, das sollten uns die „Jerichorosen“ voraussagen. Es waren kleine Zweige eines Obstbaumes, die wir am St. Barbaratage, den 4. Dezember, in einem halbgefüllten Wasserglase auf das Fensterbrett im Wohnzimmer stellten, damit sie an Weihnachten blühten. Die Kraft und Fülle ihrer Knospen und Blüten weissagten uns ein gutes, fruchtbares Jahr, ihre Magerkeit und wässrige Farbe ein armes, unfruchtbares, zumal wenn auch der 100 jährige Kalender und „der neue Kalenner“ damit übereinstimmten.

Die rechte Stimmung und Bußgesinnung zum Jahresanfang, wie die Kirche sie anempfahl und immer wieder verlangt, brachte und bringt im Dorfe jedesmal das furchtbare Evangelium vom Weltende und vom Weltuntergange, das jährlich zweimal, am Jahresschluss und am Jahresanfang verlesen wird, am letzten Sonntage nach Pfingsten aus Matthäus 24, 15-35 und am ersten Adventssonntage nach dem Evangelisten Lukas 21, 25—33: „Die Sonne wird verfinstert werden, der Mond wird nicht mehr scheinen und die Sterne werden vom Himmel fallen; alle Kräfte des Himmels werden erschüttert werden und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Erwartung der Dinge, die kommen sollen auf Erden“ etc.

Darnach verstanden wir alle vollkommen, warum der Priester im Advent mit violetten Messgewändern, also in der Bußfarbe, zum Altare geht, warum da das Alleluja ausfällt und das feierliche *Ite missa est* ersetzt wird durch *Benedicamus Domino!* Der Advent ist eben eine Bußzeit. Er ist eine heilige und geschlossene Zeit der inneren Vorbereitung, in der kein Jubel und keine lauten Feste, auch keine Hochzeiten stattfinden dürfen.

Sie war bei uns Dörflern und Kindern aber auch eine hoffnungsreiche Vorbereitungszeit auf die Gaben des Christkinds an Weihnachten und zugleich eine Erinnerung an die 4000 Jahre vor Christi Geburt, in denen einst die Völker nach dem Welterlöser sich sehnten. Wir verstanden diese Sehnsucht und teilten sie, besonders in kalten Wintern, wenn sich alles nach Licht und Wärme und Erlösung sehnte. Wir brachten sie auch lebhaft zum Ausdruck in den feierlichen *Rorate-Messen*, die wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, schon um 6½ Uhr morgens, noch im Morgendunkel, voll innerer Unruhe eine Stunde früher als die sonstigen Frühmessen und Schulumessen in der Kirche gesungen wurden. Dabei wollten natürlich auch die kleinsten Buben und Mädchen nicht fehlen mit ihren brennenden Wachsstöcken und Wachskerzchen. Wenn die Rorateglocke durch das Morgendunkel hallte, war auch bei ihnen aller Schlaf dahin. Schlecht und dünn gekleidet und ohne Frühstück eilten viele trotz Regen und Schnee frohgemut zur Kirche um das erste Adventslied: „Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!“ aus voller Brust mitzusingen.

Dabei regte sich in allen auch schon die frohe Hoffnung auf die baldige Ankunft des Christkinds mit seinem Licht und mit seinen süßen Gaben. Wenn dann im Advent ein Morgenrot oder Abendrot am Himmel sichtbar wurde, dann wurde überall auch der Kinderjubel laut: „Der Himmel ist rot! Das Christkindchen backt Zuckerbrot.“ So sangen sie in den Häusern und auf den Strafen.

Im Advent wacht, nach dem Volksglauben, auch bei den unerlösten Geistern die innere Unruhe und die Hoffnung auf Erlösung jährlich wieder auf. Seufzend schweben sie dann durch die kalten Morgennebel dem Dorfbache entlang und harren frierend auf ihre Erlösung. Sie werden umso zahlreicher und ungeduldiger, je näher Weihnachten herankommt. Doch nur Hellseher und Sonntagskinder können sie erblicken. Wie oft spähten aber auch wir durch Rauheif und Morgendunkel nach diesen hinschwebenden Geistern und beneideten die Hellseher.

Zu den anfänglichen, lichten Erscheinungen, zu den holden Unerlösten, gesellen sich bald auch noch viele unholden Geister und Gespenster, die wegen ehemaliger Freveltaten umgehen müssen. Darunter ist auch der *Einaug* von Scharfeneck, auch „Schlosser und Mantel“ genannt. Ihn, den „Schloßherr“, im weiten, dunklen Mantel haben schon viele gesehen;

denn er geht immer um, besonders aber in jedem Winter und vorab in jedem Advente. Bald steht er in seinem weiten, dunklen Mantel und mit seinem großen, schwarzen Schlapphut, den er tief ins Gesicht gezogen hat, plötzlich vor den nächtlichen Holzholern. Er erschreckt sie und zwingt sie ihre Traglast abzuwerfen und zu fliehen. Bald bedrängt und verlacht er auch späte, harmlose Wanderer. Er verblendet sie und führt sie auf Irrwege, oder er setzt sich ihnen auf den Rücken und läßt sich von ihnen tragen, bis sie schweißtriefend und todmüde zusammenbrechen. Oft saust er auch im Schneewetter und im Sturmwinde mit lauten Jagdrufen und heiserem Hundegebell um seine ehemalige Burg Scharfeneck und schießt mit seinen weithin treffenden Speeren und Pfeilen nach gespenstigem Wilde und nach dem frommen Ritter von der nahen Ramburg, den er wegen seines Glückes haßt.

Zu dem geisterhaften Gefolge dieses wilden Jägers gehören außer seinen Knechten und Hunden auch die Nachtraben und die laut klagenden Nachteulen; ferner die belenden Füchse und gespenstige Rehe, die in kalten Winter Nächten oft um die Ruine der alten Burg röhren. Dazu gehört auch „der dreibeinige Has“, der fast in jedem Advente nachts durch das Dorf läuft und von der größeren Dorfjugend mit lautem Geschrei verfolgt wird, bis er plötzlich spurlos verschwindet. — Gefährlicher als diese sind die großen, schwarzen Hunde mit feuerigen Augen, die ebenfalls um Weihnachten häufiger als sonst in Wald und Flur umgehen, sich in die Wege legen und die Wanderer auf gefährliche Abwege zu drängen suchen.

Zu den holden und unerlösten Geistern, die im Advente und manchmal auch noch später bei uns umgehen, gehört auch ein müder, frierender Mann, ein nackter, stiller Geist, der einst öfter zu den Pottaschsiedern von Dernbach kam und in der warmen Ecke ihrer Hütten ausruhte. Auch er bat um Erlösung für sich und die Seinen, die in goldschimmernden, hellglänzenden Sälen der Burg beim festlichen Mahle tief drunten im Schoße des Schloßberges sitzen. Eine goldene Rose ist der Schlüssel zu ihren goldenen Sälen und zu ihren Schätzen in schwarzer Truhe, die ein riesengroßer Hund mit feurigen Augen und mit feurigem Atem bewacht.

Der stille, nackte Geist, von dem im Dunkel der Winter nacht mildes Licht und laue Frühlingswärme ausstrahlen, führt alle 700 Jahre nur einmal einen Erlöser zu den goldgeschmück-

ten und lichtdurchglänzten Sälen der Scharfenecker, die im Roßberge verzaubert wohnen. Er überreicht ihm dort auch die goldene Rose zu ihrer Erlösung, die aber trotz herzhafter Versuche bisher noch keinem gelungen ist.

Der Advent ist für alle Christenmenschen eine Vorbereitungszeit auf die Ankunft des Welterlösers und daher auch eine ernste Bußzeit, aber keine Fastenzeit. Fleischspeisen sind im Advent so wie das ganze Jahr hindurch erlaubt. Sie sind also nur an den Freitagen verboten. Fasttage mit einmaliger Sättigung sind nur die drei Quatembertage vor Winteranfang, hier der Mittwoch, Freitag und Samstag in der dritten Adventswoche.

Am dritten Adventssonntage, dem Sonntag Gaudete, unterbricht auch die Kirche den Ernst der Adventszeit. Ihre Liturgie ist da auf den Ton der Freude gestimmt und der Priester darf sogar rosenfarbene Meßgewänder anziehen, wenn er solche hat. Der Introitus der Messe beginnt: „Gaudete in Domino semper! Freuet Euch im Herrn allezeit und abermals sage ich Euch, freuet Euch!“ Der Gottesdienst schließt an diesem Tage mit dem Ambrosianischen Lobgesang: „Großer Gott, wir loben Dich!“, zum Danke für den Erntesegen des letzten Jahres; denn der dritte Adventssonntag ist zugleich auch das Erntedankfest. Die alte Sitte verlangt an diesem Tage den „Erntebraten“ auf dem Bauertische.

Der Winter ist für die Dorfbewohner immer das unangenehmste Jahresviertel, insbesondere für die Kleinen. Die enge, dumpfe Stube macht sie bleich und krank. Für die Kälte draußen sind ihre Kleider und Schuhe zu dünn und durchlässig. Daher ihr Jubel über die ersten Märzveilchen und Anemonen, über Schlüsselblumen und andere Frühlingsboten.

Dem Bauern selbst tut die kurze Winterruhe gut. „Geht die Natur zu“ mit Eis und Schnee im Winterschlafe, dann drischt er seine letzten Halmfrüchte, bringt sein Haus- und Ackergerät in Ordnung, flicht Weidenkörbe, schnitzt Schindeln für seine Dächer etc. und sitzt dann auch manche liebe Stunde bei seiner Familie hinter dem warmen Ofen. Dabei runden sich seine Glieder und seine Muskeln sammeln wieder neue Kraft zur neuen Frühlingsarbeit, zumal wenn ihm seine Schweinezucht gediehen ist, und wenn sein Adventsmetzger die Schlachtung gut besorgt.

Schon unser ältester pfälzischer Kirchenkalender vom Jahre 1366 sagt: *Querithabere cibos porcos mactando*

December. Jeder rechte Bauer schlachtet im Dezember und sein Schlachtfest ist auch ein volkstümliches Familienfest. Dabei dürfen natürlich auch die Kinder des Hauses nicht fehlen; denn dabei gibt es viel Nützliches und Angenehmes und mehr Neues zu lernen als in vielen Schulstunden. Eine rechte Sammlung wäre übrigens an solchen Tagen im Unterrichte doch nicht möglich. Darum hat unser verständiger Lehrer uns am Schlachtfeste auf unsere Bitten immer schulfrei gegeben und wir brachten ihm am nächsten Tage zum Danke dafür stets neuen Lerneifer mit und die zwei größten Paare frischer hausgemachter Würste.

Die Vorgänge, Arbeiten und Genüsse eines rechten Schlachtfestes werden überall so ziemlich die gleichen sein. Darum brauche ich sie hier nicht zu schildern. Ein Stück Volkstum aber sehe ich darin, daß bei uns stets die ganze Sippe am Schlachtfeste teilnahm.

Die Metzelsuppe, das eigentliche Schlachtfest, fand bei der Schlachtung von zwei Schweinen, die jeder ordentliche Bauer jährlich für den Hausgebrauch nötig hat, erst am Abend statt, wenn alle Arbeit beendet war. Zu Mittag gab es beim Metzeln nur köstliches, gut durchwachsenes Wellfleisch, dazu Salz und gequellte Kartoffeln und selbstgebackenes, kräftiges Brot nach Belieben. — Vom dampfenden Wellfleische wurde gegen Mittag auch jedem Verwandten zum Versuchen ein Stück zugesandt in einer weißen Tasse oder in einer geblumten Schale. Diese Liebesgabe war zumeist nur „geliehen“; denn wenn diese später schlachteten, gaben sie gleichviel mit Dank zurück. — Gegen Mittag schlichen auch arme Kinder und Hungerige mit verlangenden Augen oder auch mit lauter Bitte um „ein Stückel Fläschebrot“ in den Hof. Auch diese erhielten ihr Stück „Baurebrot“ mit Wellfleisch, solange dieses im Hause klein geschnitten wurde zu Grieben und zur Füllung guter Blutwürste. „Blunsen“, d. h. Blutwürste ohne Grieben, mag der Bauer und die Bauersfrau nicht.

Zur Metzelsuppe im Hause, bei der es oft hoch herging, da alle Sorten von Fleisch und frischer Wurst ausgiebig versucht und auch Wein dazu getrunken wird, wurden nur die nächsten Verwandten eingeladen. Den anderen schickte die Hausfrau je „einen Hafan voll Wurstsuppe“, d. h. zwei Liter Brühe, in der auch zersprungene Würste waren, dafür sorgte der abkochende Metzger, und dazu je ein Paar frische Leber- und Blutwürste in ihr Haus. Jedes verwandte Kind erhielt überdies

eine halbgroße Leberwurst extra beigelegt. Wenn sie schlachteten, gaben die Freunde alles zurück, wenn nicht, dann war es ihnen auch so gegönnt; denn solche Liebesgaben festigen die Freundschaften und nichts ist dem Bauern lieber, als was ihm so unverhofft durch „die Freundschaft“ ins Haus kommt.

Da die Ketten der Leber- und Griebenwürste und auch die Einzelpaare mit „Weberdrahe“ abgebunden wurden, war es Aufgabe der Kinder, diese Drähte oder Enden des Weberzettels rechtzeitig beim Hausweber gratis oder gegen ein kleines Entgelt abzuholen und dann dem Metzger die Würste binden zu helfen. — Der größte Dickdarm, der Inkeil, wurde gewöhnlich als „Schwartemagen oder Prefsack“ mit zerschnittenem Fleisch gefüllt und nach dem Abkochen mit einem Holz und Stein gepresst. — Den Saumagen füllte die Hausfrau am nächsten Sonntage mit dünnen Kastanien, Fleisch- und Kartoffelstückchen als Leckerbissen zum Mittagessen. — Blieben Schweinsdärme übrig, so wurde daraus ein leckerer „Andudel“ gefüllt. — Fehlte es an Wurstfüßel, so wurde bisweilen auch Kalbsblut und Gekröse dazu gekauft, doch liebt der Bauer solche Würste nicht. Lieber sind ihm Bratwürste und Knackwürste aus feinem Schweinefleisch, die ihm sein Metzger gut gewürzt nach Wunsch macht.

Nach der Metzelsuppe wurden die Schweine, die morgens gleich nach der Schlachtung und Reinigung mittels eines Krummholzes, das durch die Flechsen ihrer Hinterfüße gesteckt wurde, an einer schiefstehenden Leiter, den Kopf nach unten, aufgehängt und ausgenommen worden waren, vom Metzger in Stücke zerteilt und mit viel Salz in einen Fleischständer eingepökelt. Das war ein wichtiges Geschäft für die Konservierung des Fleisches, das ein Jahr lang ausreichen sollte. Ebenso dann das regelmäßige Uebergießen des eingesalzenen Fleisches mit der Salzlacke, bis es durchsalzen und haltbar war, und dann das Räuchern im Schornstein und die richtige Aufbewahrung und die richtige Verwertung und Zubereitung. — All das obliegt der Fürsorge und klugen Umsicht der Hausfrau. Sie kann das grüne und das dürre Schweinefleisch durch ihre Sachkunde und wohl überlegte Kochkunst das ganze Jahr hindurch zu Leckerbissen für die Ihrigen machen oder auch zum Gegenteil, wenn sie unkundig und nachlässig ist. Die gute oder die schlechte Verpflegung der Familie ist einzig in ihre Hand gelegt. Darum sind kluge und tüchtige Hausfrauen ganz unschätzbare Träger des häuslichen Wohlbefindens und des Volkswohl-

standes, des gesunden Volkslebens und Volkstumes, fast noch mehr als die Männer. Darauf hat auch unsere Volkserziehung sorgfältig zu achten.

Am 5. Dezember, dem Vorabend des St. Nikolaustages, beginnt bei uns der Umzug des „Belzenickels“.

Der hl. Nikolaus war einst Bischof von Myra und starb um 350 den Martyrtod. Von seinen Wundern sind besonders zwei berühmt und in Bildern häufig dargestellt: Einst brachte ihm ein Bauer einen Kübel mit eingesalzenem Fleische und bot es ihm zum Kaufe an. St. Nikolaus kaufte es und sprach den Segen darüber. Da erhoben sich drei blühende kleine Knaben aus dem Kübel, die der Bauer aus Not und Geldgier geschlachtet hatte. — Ein andermal kam er zu einem Edelmann, der drei blühende Töchter hatte. Diese waren wegen ihrer Schönheit viel umworben und in Gefahr dem Laster zu verfallen, weil ihr Vater zu arm war und nicht die Mittel hatte, sie ehelich auszustatten. Bischof Nikolaus rettete sie. Er ging nachts heimlich an ihrem Hause vorbei und schob ihnen leise soviel Geld durch ihr Fenster, daß ihr Vater sie alle drei ausstatten und in Ehren vermählen konnte.

Darum ist St. Nikolaus auch bis heute der Beschützer braver Kinder und reiner Jungfrauen. Die bösen aber tadelt und straft er. So ist es auch bei uns noch im Volksbrauche an Weihnachten.

Bei seinem öffentlichen Umzuge am Abend des 5. Dezember erscheint St. Nikolaus in den Städten der Vorderpfalz, in guten, katholischen Familien und Gesellschaften, als ein großer Bischof mit langem, weißem Vollbarte, in Bischofsgewändern, mit der Mitra auf dem Kopfe und dem Hirtenstabe in der Hand. Er geht in die Häuser und fragt, ob die Kinder brav waren. Er hält ihnen ihre Schwächen und Fehler vor, läßt sich ihre Arbeiten zeigen, hört ihre Sprüchlein und Gebete an, belohnt die Tüchtigen und Braven mit Äpfeln und Nüssen und mit süßen Lebkuchenherzen, die das Christkind im Himmel für sie gebacken hat. Die Bösen und Faulen aber tadelt und straft er. Sie müssen Besserung versprechen. Erst dann erhalten auch sie eine kleine Gabe, dazu aber auch eine Rute mit dem Befehle an die Eltern diese im Notfall an den Unfolgsamen ja nicht zu sparen:

Auf dem Dorfe ist die Gestalt und Tätigkeit des hl. Nikolaus mit der des getreuen Eckart und mit der des Knechtes Rupprecht aus dem deutschen Volkstume zusammengewachsen

zum volkstümlichen, derben „Belzenickel“. — Dieser ist auch im Dorfe eine große, ernste, vermummte Gestalt, aber kein Bischof. Der Belzenickel kommt in schweren Stiefeln, in weitem, dunklem Mantel und mit großer, dicker Pelzmütze, von der er wohl auch seinen Beinamen hat. Sein Haar und Vollbart bestehen aus grauem Flachs oder aus Werg. Seine Stimme ist tief, seine Ansprache zumeist wohlwollend, doch ernst und rauh, schwer und langsam.

Auch der volkstümliche Belzenickel kommt vom Himmel als Bote des Christkinds, aber zugleich auch als vermummter Wanderer und als gefährlicher Mahner und Bestrafer der Unarten, des Unfleißes und der praktischen Untüchtigkeit. Er zieht von Dorf zu Dorf und von Haus zu Haus. Er späht durch die Fenster, schaut in die Scheunen und Ställe, in die Höfe und Stuben. Er prüft alles Gerät und jegliche Arbeit. Er fragt die Eltern, ob die Kinder, ob auch die anderen Hausgenossen alle recht brav und fleißig, verträglich und tüchtig waren. Er läßt die Kleinen beten, lesen und schreiben und ihre Sprüchelein sagen. Er betrachtet auch die Arbeiten der Großen, besonders die Kleider, ob sie reinlich sind, die Näh- und Strickarbeiten und die Spinnräder der Mädchen, zuletzt auch den gesponnenen Flachs und Hanf. — Ist er zufrieden, dann lobt er die Fleißigen und Braven, gibt ihnen Äpfel und Nüsse und herzförmige Lebkuchen aus seinem großen Sacke, den er über seiner linken Schulter trägt. Ist er unzufrieden, dann wird er zornig, stößt mit dem dicken, schweren Stocke in seiner Rechten hart auf den Boden, brummt und tadelt und droht mit Strafen, holt Ruten aus seinem Sacke und gibt sie den Eltern zum täglichen Gebrauche. Er schlägt manchmal auch selbst damit zu und droht die Faulen und Bösen mit der Kette zu binden, die an seiner Schulter rasselt, oder auch ihnen die Ohren abzuschneiden, sie in seinen Sack zu stecken und sie für immer mitzunehmen.

Haben alle Besserung versprochen, dann gibt sich der Belzenickel endlich zufrieden, teilt nochmals von seinen Gaben aus und entfernt sich mit dem Versprechen dem Christkinde alles Gute mitzuteilen und gelegentlich auch selbst nochmals nachzusehen, ob alle ihr Versprechen auch wirklich halten.

Der Belzenickel ist in den Dörfern eine starke und geheimnisvolle, eine prüfende, überirdische Macht, die alles sieht und alles weiß. Dort zieht darum auch nur ein Belzenickel um. Er nimmt sich dazu drei Wochen Zeit, bis Weihnachten. Er kommt

auch nach dem 5. Dezember, bis Weihnachten, öfter in kinderreiche Häuser, besonders gerne an den Samstagabenden.

In manchen Städten dagegen, z. B. in Speyer, ziehen auch arme Schulbuben in zappelnder Vielheit als Belzenickel verkleidet über die Strafen. Ihre Flachsbärte, Kleider und Säcke sind oft sehr unfein. Fries hat in seinem Buche, Durch die Pfalz II 112, zwei gute Paare davon abgebildet. Sie ziehen auch bis Weihnachten abends polternd durch die Gassen und Häuser, doch nur um Gaben für sich zu heischen, nicht um solche zu bringen. Die städtischen Belzenickel kommen auch nicht um die Bravheit und Tüchtigkeit der Kinder und Knechte und Mägde zu prüfen. Sie sind stark in Verwirrung geraten. Das bezeugen auch ihre unpassenden Sprüche, die teils von den Dreikönigsbuben, teils von den Sommertagsbuben herüber genommen sind.

Auf dem Dorfe werden die Gaben des umziehenden Belzenickels nachträglich von den Eltern heimlich und reichlich ersetzt, oder sie werden schon vorher in seinen Sack gelegt, während er im Hausgange poltert und ungebärdig Einlaß verlangt.

Der Umzug des Christkindes zusammen mit dem Bezenickel beginnt am Vorabende des dritten Adventssonntages, zehn bis zwölf Tage vor Weihnachten.

Das leise und geheimnisvoll umziehende Christkind ist aber kein Christusknabe, sondern ein großes, weißgekleidetes Mädchen. Es hat einen weißen, durchsichtigen Schleier vor dem Gesichte, einen weißen Blütenkranz aus künstlichen Blumen auf dem Kopfe, ein hellklingendes, kleines Schellchen in der rechten Hand und ein weißbedecktes, vergoldetes Körbchen am linken Arme. Das Christkind klingelt schon auf der Strafe, öffnet dann leise die Türen, hält Umschau nach den Kindern und nach der Ordnung in ihren Sachen und ruft dabei im Fisteltone: „Bet', Bet'! Sind die Kinder auch brav?“.

Bestätigen die Eltern, daß die Kinder brav und fleißig sind, können sie die üblichen kleinen Gebete und ihre Schulsachen gut hersagen, sind die Buben tüchtig und folgsam, die Mädchen säuberlich und geschickt im Stricken, Nähen und Spinnen, dann fällt die Bescherung für sie aus dem mit Nüssen, Aepfeln und Lebkuchenherzen gefüllten Körbchen des Christkindes reichlich aus. Haben die Eltern Klagen, dann wird das Christkind sparsam, streng und unzufrieden, läßt den vermummten Belzenickel herein, der bisher ungeduldig im kalten Hausflur stand, brummte

und tobte und mit seinen Ketten rasselte. Dieser schlägt dann die Trägen, Unverträglichen und Unfolgsamen, droht sie in seinen großen Sack zu stecken, den er über die linke Schulter hin auf dem Rücken trägt, bis sie Besserung versprochen haben, und bis die Eltern ein begütigendes Wort für die Schuldigen einlegen. Dann umtanzen Christkind und Belzenickel Hand in Hand das Zimmer, versprechen im nächsten Jahre wieder zu kommen und verschwinden leise, da sie noch viele andere Kinder im Dorfe zu besuchen haben.

Am heiligen Abend, den 24. Dezember, zieht das Christkind zum letztenmale um. Es fährt da bei Einbruch der Nacht heimlich und unsichtbar sogar mit seinem Wagen und mit seinem Eselein durch das Dorf und verteilt seine Gaben an die Eltern. Darum singen die Kinder vorher immer wieder:

„Christkindel, komm' in unser Haus, — Leer' dein goldig Säckele aus, — Stell' dein Eselein auf den Mist, — Dafz es Heu und Hafer frizt!“ — Und so oft in der Adventszeit am Morgen und Abend der Himmel sich rötet, jubeln sie hoffnungsvoll: „Der Himmel ist rot; — Das Christkindel backt Zuckerbrot!“

Dann stellen sie auch ihre Schuhe vor die Tür, oder sie schreiben „an das liebe Christkind im Himmel“ einen Weihnachtsbrief mit all ihren Wünschen und hängen diesen vor das Fenster. — Wird dieser Brief über Nacht abgeholt und liegt morgens gar eine kleine, zuckerige Gabe dafür am Fenstersims oder im Schuhe, dann ist lauter Kinderjubiläum im Hause bis Weihnachten; denn die Erwartung der Freude ist für die Kleinen fast immer ein größeres Glück als die Erfüllung der bescheidenen Wünsche.

In die Zeit der Christkinds-Umzüge während der zwölf Rauhnächte fällt auch die lange Nacht, die Nacht der Wintersonnenwende, die Nacht des altgermanischen Julfestes am 21. Dezember. Sie war immer das Hauptfest der Kunkelstuben. Diese Nacht zu durchschlafen, gilt bei der Jugend als Schande. Wer es doch tut, muß sich buckelig schlafen. Darum durchwachte man sie einst gemeinsam in Kunkelstuben bis zum ersten Hahnenschrei oder wenigstens bis Mitternacht. Angesehene Familien luden auch ihre Freunde und Verwandten dazu ein, zur „Feier der langen Nacht“. Da legten Männer und Frauen, erwachsene Burschen und Mädchen nach dem Nachtesen ihre Festtagskleider an, putzten sich und gingen zur Kunkelstube der langen Nacht. Auch die Kunkeln

wurden zu diesem Feste bunt geschmückt, neu mit Hanf angelegt und mit farbigen Seidenbändern umwickelt. Die Spinnerinnen saßen dann festlich geputzt im Kreise um das Licht in froher Arbeit, bis es acht Uhr läutete. Dann gingen sie $\frac{1}{4}$ Stunde „schnurren“ oder „Luft schnappen“ auf die StraÙe, auch „schleimere“ und Schlitten fahren, wenn Eis war. Dabei wurde auch „gelurt“, d. h. erlauscht, in welchen Häusern sonst noch die lange Nacht in Gesellschaft gefeiert wurde, und wer dort mitfeierte. Nach der Rückkehr gab es Brot, Äpfel und Nüsse, die gewöhnliche Erfrischung der Kunkelstuben. Dann wurde wieder fleißig gesponnen bis Mitternacht unter frohen Gesängen und Gesprächen, Erzählungen und Scherzen; denn nach 8 Uhr wurden auch die Männer und „Borscht“ zugelassen, die Väter und Brüder und die Liebhaber der Spinnerinnen. Die Männer setzten sich auf die warme Ofenbank, die Burschen im äußeren Kreise ringsum nahe neben die ihnen befreundeten Spinnerinnen. Um Mitternacht wurden die Spinnräder beiseite gestellt und das Festmahl gehalten. Dieses war entweder eine Liebesgabe der Hauswirtin und ihrer erwachsenen Töchter, oder die eingeladenen Mädchen hatten nach Verabredung für sich und die Ihrigen Milch, Eier und Butter, auch Weizmehl und Rauchfleisch dazu mitgebracht und beigesteuert. Da um Weihnachten fast in allen Häusern des Dorfes Schweine geschlachtet wurden, fehlte es auch an Fleisch und Würsten nie. Nach dem Mahle, bei dem auch guter Kaffee und Kuchen und Konfekt, Obstwein und frohe Liebeslieder nicht fehlten, war der Heimgang gemeinsam. Daß auch dabei alles in Ehren und Züchten verlief, verlangte das Ansehen der Festgeber und Festteilnehmer

In dieser Nacht schaute man auch öfter nach den Sternen und weissagte aus ihrem Glanze und ihrer sichtbaren Zahl auf das Glück des folgenden, neuen Jahres, das ja einst mit der längsten Nacht begonnen hat.

Drei Tage später, am 24. Dezember, folgt „die Heilige Nacht“, das hochheilige Weihnachtsfest. Nach Einbruch der Nacht zog bei uns das Christkind zum letztenmal mit seinem hellklingenden Schellchen und mit seinem Eselein heimlich durch das Dorf. Es kam auch nochmals sichtbar in manche Häuser und überbrachte den Eltern die Weihnachtsgeschenke für die Kinder und Hausgenossen.

Die Hausarbeiten müssen daher am Heiligen Abende früher als sonst beendet sein. Dann folgt die körperliche Reinigung

und die Umkleidung aller zum Feste. Nach dem Nachtessen wird in vielen Häusern im Beisein der ganzen Familie und mit Hilfe der Kinder im Wohnzimmer „der Zuckerbaum“ geputzt. Eine mächtig hohe, junge Fichte oder Tanne wird aufrecht in einem Halter befestigt und dann mit „Zuckerbackes“, mit Äpfeln und Birnen und mit vergoldeten und versilberten Nüssen, die im Notfalle auch nur angefeuchtet und mit Weizmehl umkleidet wurden, dicht behängt. Auch mit „Schneeflocken“ aus weißer Watte und mit goldenen „Engelshaaren“, mit glitzernden Eiszapfen und farbigen Kugeln aus Glas wird das Bäumchen geschmückt. Darnach wird es mit kleinen, weißen Christbaumkerzen besteckt. Zuletzt werden oft auch praktische Geschenke, Zuckersachen, kleine Zuckerbrezeln, Ringe und Zuckerherzen für die großen und für die kleinen Kinder des Hauses darangebunden.

Ist der Christbaum fertig geschmückt, dann wird er vom Boden auf den Esztisch gehoben und die Bescherung beginnt. Die Mutter legt alle Gaben darunter, die das Christkind ihr offen oder verhüllt für jedes Einzelne übergeben hat. Sie werden enthüllt und verteilt und bewundert, mit Dank und Freude betrachtet, wenn sie auch oft recht arm und spärlich sind.

Dazu kommen für die Kleinen die bereits bekannten Geschenke von früheren Jahren, die bis zum Advente in der Kommodschublade der Mutter verwahrt lagen, dann aber in der Adventszeit dem Christkindchen zur Reinigung und zur Erneuerung wieder mitgegeben wurden. So kommen für die Mädchen auch die lieben, alten Puppen jetzt wieder zum Vorschein, doch sind alle ganz frisch gewaschen und neu aufgeputzt. Darum gefallen sie und sind fast lieber als die neuen zuvor. Ebenso erscheint das alte Spielzeug wieder, fast lauter kleine, bunte, niedliche „Sächlich“, wie spielende Kinder und belebte Puppen sie brauchen können. — So erhält jedes junge Mädchen vor allem eine Glieder-Puppe, eine kleine, weibliche, wohlgekleidete. Ihre Glieder bestehen aus Holz oder aus Gips oder aus Leinwand, die mit Sägemehl gefüllt ist. Dazu gehören zwei bis drei vom Christkind, d. h. von der Mutter selbst gefertigte Anzüge aus kleinen Stoffresten zum Wechseln und Umkleiden. Dazu kommt ein Bettchen, ein Tisch und Stuhl, Teller und Löffel, und was sonst in eine kleine Stube oder Küche gehört, um kochen und backen, die Puppen betten und füttern und pflegen zu können; denn von dem vielen „Zuckergebackes“

verderben sie sich leicht den Magen und werden krank, sie bedürfen der Pflege und Betruhe, häufiger Umbettung und Frischierung.

Dabei darf die kleine Puppenmutter und Hausfrau natürlich auch selbst nicht Not leiden; denn sie muß doch alles verkosten, was sie kocht, und alles wegessen, was ihr Püppchen übrig läßt, oder was ihm schaden könnte. Darum soll das Christkindchen mit guten Eswaren, mit Aepfeln und Nüssen und Zuckersachen, mit Kleidern und Bändern und Bilderbüchern und Lebkuchen nicht zusehr sparen; denn die Puppen haben viele Bedürfnisse und machen viel Arbeit.

Dieses dem Leben abgelauschte und fürs Leben vorbereitende kindliche Puppenspiel gefällt den Mädchen ziemlich lange. Ja auch große, heiratsfähige Mädchen bewahren und putzen sich oft noch ihre Weihnachtspuppen, bis aus dem Spiele Wirklichkeit wird und sie ihr Spielzeug ihren Kindern herrichten und vererben.

Den Buben ist an Weihnachten viel schwerer das Rechte zu schenken als den Mädchen. Sie sind mit Gutsel und Puppen und bunten Bändern nicht zufrieden. Sie sind auch allzu leicht bereit alles zu zerschneiden, zu zerreißen und zerbrechen. Darum erhält der kleine Bub zunächst nur ein Bilderbuch mit schönen, buntfarbigen Haustieren und lehrreichen Versen darunter, die aber sein Schwesterlein oft viel rascher lernt als er selbst. Dazu kommt dann ein Pferd und Wagen auf Holzrädern, Säbel, Helm und Bleisoldaten, ein Messer zum Schnitzeln, Lehm zum Kneten, farbige Stifte zum Malen. Später braucht er laute und praktische Sachen: Eine Trompete, eine Trommel, eine Mundharmonika, einen Handschlitten und Schlittschuhe, oder wenigstens ein „Brell oder Brettel“, d. h. ein Eiskärchel, fest und stark, vom Vater selbst gefertigt, damit er auf diesem Brettel, das über zwei glatte Eichenläufe festgenagelt ist, über Eis und Schnee die steilsten Bergabhänge heruntersausen kann, ohne daß es dem wilden Buben auf holperiger Rodelfahrt unter dem Leibe zerbricht. Dann wünscht er sich eine „Heck“, d. h. eine Vogelhege, einen großen, hölzernen Vogelkäfig, in dem mindestens ein Dutzend Vögel bequem Platz hat, die er sich auf dem Futterplatze im Hofe unter dem Strohreiter fängt und über Winter füttert, damit er sie täglich im Zimmer beobachten und studieren kann.

Große Kinder erhalten vom Christkindchen zumeist auch praktische Gaben, die den Bedürfnissen dienen, und weil

sie von der Liebe gespendet werden, ihnen Freude machen: Kleidungsstücke und Teile ihrer künftigen Aussteuer. — Solche Christkindchen geben sich auch Liebende und Verlobte gegenseitig, doch müssen Aepfel und Birnen und Nüsse und ein großes Lebkuchenherz, mit einer eingebackenen Mandel in der Mitte, immer auch dabei sein. Selbstgefertigte Gaben, die von Liebe und Opferwille zeugen, haben auch dabei stets den Vorzug vor fertig gekauften. Darum die vielen Geheimnisse und Nachtwachen der Mädchen und Frauen im arbeitsreichen Advente.

Ist das Christkindel einmal ganz arm und hat es ein Haus fast ganz vergessen, ihm vielleicht viel Leid und Not gebracht, dann bringt es zuletzt doch wenigstens noch ein paar Aepfel und Nüsse und ein kleines Lebkuchenherz. Die Kleinen sind dann auch damit zufrieden, wenn sie die rechte Mutter haben, die ihnen auch das Wenige liebevoll in einem neuen sauberen Teller aufstellt und es mit ihrer Mutterliebe heiligt und vergoldet.

Für arme Stadtkinder ist an Weihnachten zumeist viel besser gesorgt. Sie bekommen ihren gemeinsamen Christbaum mit vielen hellen Lichtern gewöhnlich schon in ihrer Schule und in der Kirche. Auch in den christlichen Vereinen der Stadt wird der Christbaum geschmückt und der Weihnachtsgedanke gepflegt. Vielfach werden auch Weihnachtskrippen aufgestellt und Weihnachtsspiele aufgeführt um große und kleine Kinder zu erbauen und ihnen ein Stück Weihnachtsglück in das Herz zu zaubern. Die tiefe Innigkeit und die warmen, nachhaltigen Wirkungen der frommen, häuslichen Weihnachtsfeier erreichen diese öffentlichen Darbietungen freilich selten, oder eigentlich nie.

In der Stadt zieht das Christkindchen nur einmal um, am dritten Sonntag im Advent, nimmt alle Briefe und Wünsche in Empfang und bringt darnach seine Gaben am Heiligen Abend um 6 Uhr, wenn die Kirchenglocken den Festtag einläuten. Wo mehrere Zimmer vorhanden sind, wählt das Christkind das beste und ruhigste davon aus und bereitet darin mit Hilfe der Mutter alle seine Gaben und seine Geheimnisse vor. Darum spähen dort die Kleinen schon drei Tage vor Weihnachten neugierig durch das Schlüsselloch um das Christkind und seine Geschenke vorzeitig zu erblicken und um den süßen Duft des Christbaumes und der Zuckersachen einzuatmen. All das dürfen sie aber erst bei der Bescherung am hl. Abende sehen. Das

Christkind will sie überraschen. Darum geht im Advent ein heiliges Geheimnis durch jedes Haus. Alle Erwachsenen wollen bei dieser Ueberraschung mitwirken und durch heimlich gefertigte Gaben und Handarbeiten die Weihnachtsfreude mehren helfen. Auch die Kleinsten lernen dazu fleißig ihre Weihnachtsgedichte und Lieder und Musikstücke, um das Christkind zu begrüßen und um die Eltern zu erfreuen. Freudig glänzen ihre Augen und lebhaft pochen die kleinen Herzen, wenn das silberhelle Glöcklein des Christkindes alle im Hause zum hell leuchtenden Christbaume ruft. Unvergeßlich wird das Weihnachtsfest besonders für jene Kinder bleiben, denen das Christkind, schön wie ein weißgekleideter Engel mit goldenem Diadem, selbst einmal seine Gaben bringt. Nicht minder für jene, denen eine liebende Mutter in seinem Auftrage einmal persönlich die süßen und schönen und praktischen Weihnachtsgaben im Glanze des Christbaumes richtig verteilt hat, verbunden mit liebevollen Worten und mit freundlichen Liebkosungen.

Weihnachten ist in allen Dörfern und auch in den Städten das Hochfest der Liebe und des innigen Familienglückes, das auch jeden Geber innerlich froh und glücklich macht, der selbstlos andere beglückt. Noch im Greisenalter denken darum alle gerne zurück an die seligen Stunden der Christbescherungen im Elternhause bei Vater und Mutter und Geschwistern.

Im Dorfe ist auch an Weihnachten alles viel einfacher als in der Stadt. Die Schmückung des Christbaumes in der allgemeinen Wohnstube und die Verteilung der Weihnachtsgaben findet da erst nach dem Nachtessen statt, wenn alle Hausarbeiten beendet sind. Darnach muß Ruhe und Friede im Hause sein. Die Kleinen spielen noch ein Weilchen „mit ihren Christkindelchern“ und werden dann zu Bett gebracht. Die Großen waschen und kleiden sich zur Christmette und greifen darnach zum Gebetbuche. Zu arbeiten ist am hl. Abend nicht üblich und nicht erlaubt. Insbesondere ist da das Spinnen verboten; denn in der Weihnacht spinnen die Geister selbst am Schicksale der Menschen. Sie ziehen in der hl. Nacht alle frei in den verschiedensten Gestalten durch Dorf und Flur. Sie schauen durch die Fenster, prüfen die Menschen und ihre Arbeiten, helfen den Frommen, strafen die Trägen und Unordentlichen. Hellseher können ihre großen feuerigen Augen durch das Dunkel leuchten sehen und ihre Spinnräder in einsamen Tälern surren hören. An den Spinnrocken der Mädchen aber soll über Weihnachten kein verworrener Flachs, kein unordent-

liches Krützel hängen bleiben; denn das erregt den Zorn der Geister und bringt Unsegen.

Weil am hl. Abende alle Geister frei sind, gehen um Mitternacht auch böse Gespenster in Menschen- und Tiergestalten um. Sie kommen auch als Jäger mit grünen Hüten und langen Hahnenfedern, als Falschspieler, Trinker und Flucher sogar in anständige Wirtschaften. Wer sich da mit ihnen einläßt, sündigt und verliert. Sie brechen ihm das Genick um Mitternacht, kurz bevor es zur Mette läutet. Davon wissen alle sehr schaurige Beispiele zu erzählen. Darum ist der Wirtshausbesuch und das Kartenspiel am hl. Abende von der alten Sitte streng verboten.

Nicht minder gefährlich ist in der Weihnacht, besonders während der Christmette, der Aufenthalt im Freien. Auf den Strafen gehen schwarze, gefährliche Hunde um, so besonders am Hubersbrunnen und am Hermersbrünnel zwischen Albersweiler und Ramberg. Wer sich durch diese von der Strafenmitte abdrängen läßt, ist verloren. — Im Wiesentale daneben röhren gespenstische Rehe mit feuerigen Augen, dort jammern auch die wegen ihrer Sünden verdamnten und schwer gequälten Geister. Wer ihnen zuruft, dem springen sie auf Brust oder Nacken, oder sie grinsen ihn unheimlich durch das Fenster an. Beweise dafür werden im Dorfe viele erzählt. — Um den untersten Dorfbrunnen zu Ramberg läuft in den Rauh Nächten öfter auch ein schwarzes Kalb mit feuerigen Augen. — Durch das Dorf fährt vor Weihnachten um Mitternacht lautlos eine geschlossene, schwarze Geisterchaise. Sie verschwindet plötzlich spurlos am Brunnen vor der Kirche. — Wo verzauberte Schätze begraben liegen, glühen in der hl. Nacht rote Feuer. — Lodernde Irrwische fliegen verlockend über sumpfige Wiesen. Auch in ihnen leben gebannte Geister, die Böses sinnen. — Sogar die friedlichen Haustiere im Stalle werden in der hl. Nacht unheimlich. Sie fangen um Mitternacht zu reden an und besprechen die Zukunft. Ein Mann, der das nicht glauben wollte, legte sich heimlich unter die Krippe. Da hörte er um Mitternacht einen seiner Ochsen den andern fragen: „Was schaffen wir übermorgen?“ „Unsern Herrn zum Grabe fahren“, sprach der andere. So kam es auch; denn ihr Herr starb aus Schrecken darüber und seine Ochsen zogen den Leichenwagen.

Wer in der hl. Nacht hochmütig in den Spiegel schaut, den grinst der Teufel an. — Wer da Blei gießt um die Geliebte oder um die Zukunft zu erkennen, der begibt sich in Lebensgefahr. — Sicher verfällt dem Teufel, wer um Mitternacht Freikugeln

giefzt. Diese treffen zwar in jede Weite und nach jeder Richtung, zuletzt aber den eigenen Schützen; denn es liegt ein Fluch darauf und böse Geister helfen den Menschen nur um sie ewig zu verderben.

Brave Familien bleiben darum am hl. Abende nach der Christbescherung still und friedlich beisammen zuhause im warmen Zimmer. Die Kinder betrachten immer wieder ihren Zuckerbaum und ihre Spielsachen, werden aber gegen 10 Uhr schlafen gelegt. „Die Großen“ rüsten alles zum Feiertage Nötige, setzen sich dann an den warmen Ofen, in den dicke und langanhaltende, eigens dazu gerichtete Holzklötze gelegt werden. Dann erzählen sie von alten Zeiten und Sagen und von eigenen Erlebnissen. Die Eltern greifen dann auch zu ihren Gebet- und Erbauungsbüchern und fordern schließlich die ganze Familie auf zum gemeinsamen Rosenkranze, wie er in vielen Bauernhäusern noch vor allen Festtagen und an allen Samstagabenden gemeinsam gebetet wird. — Dazu knieen sich alle auf den Boden nieder, das Gesicht gegen den Christbaum gerichtet. Die Eltern stützen ihre Arme auf den Tisch, die Jüngeren gebrauchen ihren Stuhl als Armstützen. Die Mutter oder auch die älteste Tochter nimmt ihren Rosenkranz zur Hand, der geweiht und mit vielen Ablässen begnadet ist. Sie beginnt die Gesetze vorzubeten bis zu dem Geheimnisse. Dann setzen jedesmal die Mitbeter alle gemeinsam ein, bis die fünf Gesetze mit je 10 Ave Maria gebetet und betrachtet sind. Dann fügt sie gewöhnlich noch die Lauretanische Litanei an wie an allen Samstagen, die ja auch alle der hl. Jungfrau und Gottesgebäerin geweiht sind. Dazu kommen die besonderen Anliegen der Familien, die einzeln genannt werden. Den Schluß bildet an Weihnachten die Begrüßung des Christkindchens nach dem Gesangbuche Salve Regina.³⁾

In der Advents- und Weihnachtszeit wird immer „der freudenreiche Rosenkranz“ gebetet. Der Schmerzhaftes folgt in der Fastenzeit, der Glorreiche nach Ostern. — Die Wendung der Beter zum Christbaum soll natürlich nur das Ereignis des Tages lebhaft vor die Augen stellen und die geistige Sammlung erleichtern, wie sonst der Aufblick zur Herrgottsecke oder zu dem Hausaltärchen.

Diese Herrgottsecke mit dem Hausaltärchen ist die Stubenecke gegen die Kirche hin. Darin ist in Kopfhöhe ein Eckbrett befestigt, auf dem ein kleines Kruzifix steht oder hängt. Davor ist noch Platz für zwei Blumenvasen und für eine oder für zwei

kleine Kerzen oder auch für ein niederes Wasserglas mit einem auf Wasser schwimmendem Oellichte, das beim Nachtgebete, bei Gewittern und an allen Samstagabenden beim Rosenkranzgebete angezündet wird. Zu beiden Seiten hängen zwei Heiligenbilder an den Wänden. In meinem Elternhause waren es zwei gute Kupferstiche: Rechts die gewaltig wirkende Kreuzabnahme von Rubens, links die liebliche Himmelfahrt Mariä nach Murillo. Der Blumenschmuck dieser Ecke ist Sache der Mädchen. Er richtet sich nach deren Feinsinn und nach den Jahreszeiten.

Eine Stunde vor Mitternacht, vor Beginn der Christmette, wenn es „Schreck läutet“, werden die Schläfer aufgeweckt. Hof und Ställe werden nochmals durchleuchtet und verwahrt, die Dorfwachen werden verdoppelt und die Familien gehen dann alle gemeinsam zur Christmette in die Pfarrkirche. Die Dernbacher gehen in dieser Nacht nach Ramberg. Den Vortritt haben natürlich die Schulbuben, die den Aufbruch ohnehin fast nicht erwarten können.

Die Christmette beginnt jedesmal mit dem lauschalenden Ambrosianischen Lobgesange: „Großer Gott, wir loben Dich“, in den die ganze Gemeinde, jung und alt beiderlei Geschlechtes, nach Kräften mit einstimmt. Die vielen Lichter am Altare und die weißen Gewänder des Priesters, das feierlich gesungene Hochamt mit Gloria und Credo, mit Alleluja und *Ite missa est* in dunkler Nacht, erwecken und heben die Festagsstimmung tief und mächtig in allen Herzen.

Dazu kommen an manchen Orten auch noch die Weihnachtskrippe und ein großer Christbaum in der Kirche. Dazu kommen die beliebten, recht volkstümlichen Weihnachtslieder, die aus der Kirche mitgenommen und in alle Familien und Häuser hineingetragen werden, wo sie die ganze Oktav und Festzeit, ja das ganze Jahr hindurch weiterklingen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“

Nach der Christmette, gegen 1 Uhr morgens, werden in den Häusern die Christbäume angezündet, damit sie den Kirchenleuten auf ihrem Heimweg leuchten. Deswegen, und damit alle die reich geschmückten Bäumchen auch recht sehen und ihre Schönheit bewundern können, werden diese in der hl. Nacht mit dem Tische möglichst nahe an das Fenster gerückt. In Silz und Umgebung werden sie deswegen sogar in die Fensterleibungen gehängt.

Am ersten Weihnachtstage darf jeder Geistliche drei Messen lesen, die Mette oder Engelsmesse, die Hirtenmesse und das Hochamt. Bei uns geschieht das um Mitternacht, um 8 Uhr morgens und um 10 Uhr. Der Pfarrer muß darum von 6 Uhr abends an nüchtern, d. h. ohne Speise und Trank bleiben; an allen anderen Tagen erst von nachts 12 Uhr an.

Viele fromme Familien besuchen aufer der Christmette auch gerne das Hirtenamt und das Hochamt. Dabei ist es Sitte, daß die Hausväter oder auch die Mütter je ein Stück Weihnachtskuchen und ein Fläschchen Wein im Mantel dahin mitnehmen, damit diese geweiht und heilkräftig werden. Die öffentliche Weihe von Speisen und Getränken ist bei uns an Weihnachten nicht mehr Brauch. Was aber durch den dreimaligen Kirchenbesuch an Weihnachten nach altem Herkommen gesegnet ist, wird vor dem Mittagstische in der Familie verteilt und mit Andacht genossen. Es bewahrt das Jahr über vor inneren Krankheiten und vor leiblichem Unglück aller Art.

Am ersten Weihnachtstage ist es ebenso wie an den andern höchsten Feiertagen, an Ostern und Pfingsten, an Fronleichnam und Mariä Himmelfahrt, im Dorfe Ehrensache auch für die Männer „in ihrem höchsten Staat“, d. h. in ihren Hochzeitskleidern morgens ins Amt und dabei auch ums Opfer und mittags in die feierliche Festvesper zu gehen.

Beim Opfergange um den Hochaltar, zu Beginn der hl. Opferung im Hochamte, gehen Bürgermeister und Adjunkt mit ihren Amtsabzeichen, der großen, silbernen Königsmedaille, die sie an einem breiten, blauen Bande um den Hals tragen, stolz voraus und legen ihre Opfergabe, ein kleines oder großes Geldstück, auf die Epistelseite des Altares nieder. Ihnen folgen die Kirchenverwalter oder Fabrikräte und die Gemeinderäte, dann alle Männer und Jünglinge, die der Schule entwachsen sind, einzeln. Nach ihnen gehen die Mädchen und zuletzt die Frauen einzeln ums Opfer, um den Hochaltar. Ihre Opfergaben gehören an diesen Tagen dem Pfarrer.

An den Nachmittagen der drei höchsten Feiertage, an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, ist der Wirtshausbesuch allen Dorfleuten durch die Sitte verboten.

An Weihnachten wird nach der Festvesper in der Familie gemeinsam Kaffee getrunken. Am Abend wird der Christbaum noch einmal angezündet und von den Kindern umjubelt. Sie

sagen dabei auch nochmals ihre Weihnachtssprüche und die frommen Glückwünsche für ihre Eltern. Darnach werden die Weihnachtslieder auch im Familienkreise gemeinsam gesungen. Ihre Reihenfolge geht nach dem Vorschlag der Kinder. Nach dem Nachtessen gehen alle zeitig schlafen; denn sie haben den versäumten Schlaf des hl. Abends nachzuholen. Auf die hl. Nacht, „in der am wenigsten geschlafen wird“, folgt die zweite Weihnachtsnacht, „in der am meisten geschlafen wird“. Und ein gesegneter Schlaf ist ein glückliches Anteil des gesunden Landvolkes, ein kostbares Christgeschenk für das ganze Jahr.

Am zweiten Weihnachtstage, den 26. Dezember, beginnt das neue Jahr für die Dienstboten. „Am Stephanstag“ ist morgens Gottesdienst wie an Sonntagen, mittags aber ist Bündelstag.

Nach dem Mittagessen, wenn in Stall, Haus und Küche alles in Ordnung gebracht ist, geht das Dienstbotenjahr zu Ende. Es wird abgerechnet. Knecht und Magd erhalten ihren noch rückständigen Lohn, der das Jahr über zum Teil aus Schuhen und Kleidern bestand, bar ausbezahlt, dazu ihren Abschied und ihr Dienstbuch.

Der Abschied ist gewöhnlich mit Rührung und Tränen verbunden; denn brave Dienstboten werden im Dorfe wie Kinder gehalten. Sie gehören in Freud und Leid, in Arbeiten und Sorgen zur Familie. Darum können die Kinder den Abschied am Bündelstage oft nicht recht verstehen. Sind aber die Sachen in der Magdkammer eingepackt, dann wird die Truhe feierlich abgeholt und die Magd zieht, von ihren Freundinnen begleitet, nachhause oder zu ihrer neuen Herrschaft, zu der sie sich verdingt hat. Dort erhält sie zum Willkomm ihren „Weinguff“, d. h. ihren Weinkauf, ein kleines Trinkgeld, und wird von „Vetter und Bas“, die mit „Ihr und Euch“ anzureden sind, alsbald in ihren neuen Dienst eingewiesen. Die Hausfrau weist die Magd auch an ihren Tischplatz und in ihre Schlafkammer ein unter dem Wunsche baldiger und guter Eingewöhnung. Der Knecht untersteht mehr dem Hausherrn. Die Dauer der Dingung beträgt regelmäßig ein Jahr. — Wenn die Kinder einem solchen Umzuge auf der Straße begegnen, begleiten sie ihn mit dem Liedchen:

„Heut ist mein Bündelstag, morgen mein Ziel.

Schickt' mich mein' Herrschaft fort, gibt mir net viel.“

Groß waren die Barlöhne der Dienstboten früher allerdings nicht, aber manchesmal doch größer als der Reinüberschuß des

Kleinbauern selbst. Denn gedieh ihm etwas gut, so galt es nichts; alle Bauern ringsum hatten den gleichen Ueberfluß. Galt ein Produkt viel, dann war es überall rar, und der Bauer hatte nichts oder nur wenig davon zu verkaufen. Auch wenn er alles zum Leben Nötige pflanzte, wenn er Obst, Brotfrucht und Kartoffeln im Ueberfluß besaß, so fehlte ihm doch oft die günstige Verkaufsmöglichkeit und darum dann auch das nötige Kleingeld für Steuern und Umlagen, für Salz und Oel und für die unentbehrlichen Krämerwaren. Durch die Eisenbahnen und Lastautos ist das jetzt etwas besser geworden.

Arm sind unsere hinterpfälzischen Kleinbauern aber bis heute noch geblieben; denn ihre Aecker sind noch immer steil, mager und unergiebig. Jeder Ertrag muß ihnen mit harter Arbeit abgerungen werden. Darum ist es oft ein wehmütiger und trauriger Scherz, wenn am Stephanstag auch Eheleute einander fragen, ob auch sie bündeln sollen, oder wieviel Lohn eines vom andern im neuen Dienstjahre wohl erhalten wird?

Die Ehe legt in unseren Walddörfern tatsächlich beiden Eheleuten fortgesetzt einen harten Dienst und schwere Opfer, Mühen und Entbehrungen auf. Ihr „Ehestand ist ein Wehestand“. Dieser ist zumeist um so härter, je mehr Aecker sie besitzen und jährlich bearbeiten müssen. Trotzdem halten sie fast ausnahmslos alle tapfer und treu, fest und fleißig beieinander aus, bis sie der Tod scheidet; denn „gute Ehen werden im Himmel geschlossen“ und sollen zum Himmel führen.

Drei starke Bänder verbinden die ländlichen Ehegatten unzertrennlich mit einander: Ihre Kinder, ihre Religion und ihr Volkstum.

Die Religion regelt das gesamte innere Leben der Familie. Sie lehrt die christlichen Eheleute beten und arbeiten und mit Ergebung in Gottes Willen ihr Schicksal, auch das härteste, still und stark ertragen. Sie gibt vielen braven und stillen Duldern Heldenmut und Kraft von Martyrern, die alles, selbst ihr Leben einsetzen für die Ihrigen, für die Familie, für die Heimat und das Vaterland.

Trotz vieler harten Erfahrungen will aber im Dorfe doch niemand ledig bleiben. Besonders „die alten Buben“ werden da schief angesehen und von allen verlacht: „Hat en Schnurres un en Backebart — Un noch net emol en Schatz“. Darum sorgen alle, besonders die Mädchen, frühzeitig für ihre rechte Ausbildung und Ausstattung zur Ehe, die zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre geschlossen wird.

Manche Bekanntschaften beginnen schon in der Schulzeit und dauern dann still und unentwegt. Es ist ein ideal-schönes Jugendglück, wenn zwei brave, junge Menschen, die zueinander passen, einander schon frühe finden, sich gerne sehen und einander treu bleiben. Die Werbung aber ist stets eine ernste, wichtige und heilige Herzenssache. Noch mehr die Verlobung. Findet ein Bewerber keine Gegenliebe, dann lehnt ihn das Mädchen so deutlich ab, daß kein Zweifel übrig bleibt, und daß er keine Brille dazu braucht seinen Korb zu sehen. Andernfalls wird oft ernste, religiöse Selbstprüfung gehalten mit neuntägigen Andachten und Sakramentenempfang. Und weil man nach dem Sprichworte „die ganze Familie“ samt ihren guten und schlechten Eigenschaften und Naturanlagen mitheiratet, wird oft auch Familienrat gehalten, ehe das Jawort erfolgt. Dabei spielen die Bravheit und die körperliche Gesundheit, die Gleichheit der Religion und die annähernde Gleichheit der äußeren Verhältnisse gewöhnlich die wichtigste Rolle. Religiös gemischte Ehen gelten immer als ein großes Unglück, besonders wenn eine Mutter nicht nach ihrem Glauben mit ihren Kindern beten darf, und wenn sie deswegen auch von ihrer Kirche ausgeschlossen wird.

Ist die Entscheidung getroffen und sind die zwei Jungen mit einander einig, dann wird Handstreich gehalten und die öffentliche Verlobung mit einem kleinen Familienfeste gefeiert. Langer Brautstand gilt als ein Uebel und als eine Gefahr. Darum wird nach dem Eheversprechen sogleich auch die Hochzeit besprochen und die beiderseitige Ausstattung besorgt.

Reicht die selbstgesponnene Leinwand der Braut nicht für das nötige Weißzeug, für Hemden und Bettzeug, dann fahren die Brautleute miteinander in die Stadt zum Einkaufen. — Braut und Bräutigam werden zu ihrem Hochzeitstage vom Fuß bis zum Kopfe neu gekleidet und ausgestattet. Der Bräutigam kauft seiner Braut überdies ein dunkelfarbiges Brautkleid, ihren Schwestern je ein „Brautstück“. Die Braut gibt ihrem Bräutigam das Hochzeitshemd und näht es womöglich selbst. So oft sie sich dabei sticht, so viele Küsse erhält sie dafür an ihrem Hochzeitstage.

Das Hochzeitskleid der Braut ist weiß; ebenso ihr Hochzeitsschleier. Ihr weißer Myrtenkranz ist mit grünen Blättchen durchsetzt. Dieses Ehrenkleid jungfräulicher Reinheit dürfen gefallene Mädchen und nochmals heiratende Witwen im

Dorfe nicht tragen. Das brächte laute Empörung und Widerstand an der Kirchentür. — Der Bräutigam trägt jetzt gewöhnlich einen schwarzen Gehrock und einen Filzhut oder Zylinderhut bei seiner Hochzeit. Sie bleiben sein Festkleid bis zu seinem Tode.

Vier Wochen vor der Hochzeit erfolgt der öffentliche, amtliche Anschlag der Brautleute „im Kästel am Gemeindehaus“. Das Schriftstück wird von der Braut und ihren Freundinnen ringsum mit „gebackenen“, d. h. künstlichen Blumensträußen und roten Seidenbändern geschmückt. — Gleichzeitig werden die Brautleute in der Kirche an drei Sonntagen hintereinander von der Kanzel herab „ausgerufen“ um etwaige Ehehindernisse festzustellen und zu verhüten. Am Sonntage der ersten Ausrufung gehen Braut und Bräutigam gewöhnlich anderswohin zum Gottesdienste, oder zum Einkauf ihrer Kleider und Ausstattung, um nicht von allen angeschaut zu werden.

Die katholischen Hochzeiten werden gewöhnlich an einem Marientage, also Samstags gehalten, verbunden mit einem Hochzeitsamte und mit gemeinsamer Generalbeichte und Kommunion der Hochzeiter in der Ortskirche. Voraus geht der Brautunterricht und das Brautexamen der beiden Brautleute zur Einschärfung der Standespflichten durch den Geistlichen im Pfarrhause.

Am Vorabende vor der kirchlichen Trauung ist „die Kopulation“ oder Ziviltrauung durch den Bürgermeister in dem Gemeindehause. Dabei schwört der Bräutigam auch den Bürgereid, wenn er nicht zuvor schon als Soldat einen Treueid geleistet hat.

Am Hochzeitsmorgen geht der feierliche Hochzeitszug paarweise unter festlichem Glockengeläute und unter lautkrachenden Freudenschüssen zur Kirche. Voran gehen die kleinen, weißgekleideten Kranzmädchen. Ihnen folgen die erwachsenen Brautjungfern, gleich der Braut weiß gekleidet und festlich bekränzt, Arm in Arm mit ihren Brautführern. — Die Brautführer sind gleich dem Bräutigam in schwarzen Festtagskleidern, mit bunten oder weißen Feststräußen vor der linken Brustseite geschmückt. — Weil die Braut von einem der Brautführer, der Bräutigam von einer Brautjungfer zur Kirche geführt wird, kann ein Fremder das Brautpaar im Festzuge nicht leicht herausfinden. Erst am Altare und auf dem Heimwege gehen und stehen die Brautleute beisammen, der Mann auf der rechten

Seite der Braut. Hinter ihnen folgen die beiderseitigen Eltern und die älteren Gäste in dunklen Festagskleidern.

Bei der *Trauung* vor dem Altare liest ihnen der Geistliche die kirchlichen Belehrungen und Gebote vor, fragt beide nach ihrem freien Willen zur Eheschließung, läßt sie einander Treue bis in den Tod geloben, segnet ihren Ehebund, ihre Trauringe und ihre ineinander gelegten rechten Hände. Er segnet darnach auch das Hochzeitskreuzchen der jungen Frau und entläßt dann die Neuvermählten mit dem Gebet und Segen der Kirche als neue Familie, die zusammen gehört bis in den Tod.

Nach der Trauung, oder wenn diese mit einem Hochzeitsamente verbunden ist, während der Opferung machen alle Teilnehmer der Hochzeit einen Opfergang um den Altar. Jedes legt dabei nach Belieben ein Geldstück als Opfer auf die Epistel-seite des Altares. Die Braut ein weißes Taschentuch für den H. Pfarrer oder auch ein farbiges, seidenes, wenn dieser ein Tabak-schnupfer ist. Die übliche Stolgebühr für die Trauung und Aus-rufung zahlt der junge Mann am nächsten Sonntage in der Sakristei oder im Pfarrhause.

Beim Heimgange des Hochzeitszuges wird die Kirchentüre durch zwei Metzdiener mit einem weißen Cingulum gesperrt. Diese ziehen ihre Schnur hoch und halten ihren Sammelteller vor. Der Bräutigam muß für sich und seine Frau den Ausgang mit *Geld freikaufen*. Dann erst senken sie die Schnur und lassen die Bahn frei. Doch müssen auch alle Festgäste sich ebenso durch eine Gabe den Weg frei machen. Das erhaltene Geld teilen die Metzdiener unter sich in gleichen Teilen.

Während des Heimganges aus der Kirche krachen wieder laute Freudenschüsse und alle Dörfler, besonders die Frauen, betrachten voll Neugier den Hochzeitszug. — Beim Eintritte der Neuvermählten in das Haus erfolgen die Glückwünsche der Eltern und Geschwister, Verwandten und Bekannten in Versen und in Prosa, mit und ohne Hochzeitsgeschenke, je nach dem Vermögen und nach den verwandtschaftlichen Verhältnissen.

Die Hochzeit wird gewöhnlich im Elternhause der Braut gehalten. Sind die Schwiegereltern genau, dann werden die Kosten zwischen beiden geteilt. Das *Festmahl* ist reichlich und möglichst gut. Es bietet Suppe, zwei Sorten Fleisch mit kalten und warmen Beilagen, verschiedene Gemüse und Wein, süßen Nachtmisch und Obstkuchen. — Am Nachmittage gibt es Kaffee und Kuchen; am Abend Kalbsbraten mit Kartoffeln und Salat und wieder Kuchen und Wein bis gegen Mitternacht.

Man sitzt paarweise bei Tisch. Die Brautleute sitzen im Hochzeitsstaate nebeneinander am Ehrenplatze. Nach dem Essen bleibt man noch lange beisammen, erzählt, trinkt auf gegenseitiges Glück und Wohl, singt und scherzt. Da ist plötzlich der Braut ihr linker S c h u h geraubt. Man sucht und findet ihn endlich bei einem der Brautführer. Darnach wird er unter Scherzen aufgestellt und versteigert. Der Bräutigam macht das erste Angebot. Die anderen Steigerer zahlen jedesmal soviel als sie mehr bieten. Den Zuschlag erhält zuletzt der Hochzeiter, der seiner jungen Frau den Schuh schenkt und wieder anziehen hilft. Aus dem Erlös wird Zucker gekauft für Zuckerwein oder auch ein ganzer Zuckerhut für den neuen Haushalt.

Am Nachmittage ziehen die Brautleute und ihre Gäste in festlichem Zuge auch einmal durch das Dorf. Sie empfangen dabei die Glückwünsche ihrer Freunde, verteilen Hochzeitswein aus ihren Flaschen und Trinkgläsern und kehren dann mit dem eingekauften Hochzeitszucker an ihre Tische zurück zum Kaffee.

Da kommt plötzlich die Köchin mit verbundenem Arme ins Zimmer. Sie wünscht auch ihrerseits nochmals Glück und fügt bei: „Es ist kein Glück so groß; es ist ein Unglück dabei“. So habe sie heute ihren Arm verbrannt. Man bedauert sie unter Lachen und Scherzen und jeder schenkt ihr ein kleines Schmerzensgeld, damit auch sie wieder froh sein kann an diesem frohen Hochzeitstage, der sich auch nach dem Nachessen noch fortsetzt. Hochzeitstänze sind bei uns nicht gebräuchlich.

Am Tage nach der Hochzeit, spätestens am übernächsten Tage, wird das eigene Heim eingerichtet und bezogen; denn die jungen Eheleute müssen jetzt allein sein. Sie sollen sich zusammen gewöhnen, „die Füße unter den eigenen Tisch stellen, das eigene Häwel protzele hören“. Das Sprichwort sagt: „Eigener Herd ist Goldes wert“ und „ist die Schwiegermutter auch von Gold, ist sie doch keiner Sohnsfrau hold“, fügt der Volksmund bei. Darum ist schiedlich, friedlich immer am besten.

Ist die Tochter nach auswärts verheiratet, dann wird ihre Aussteuer auf einen Wagen geladen und bekränzt. Dazu werden auch Lebensmittel für drei Tage mitgegeben, damit sie kein Heimweh bekommt. Die Neuvermählten setzen sich nach dem Abschiede vorn auf den Wagen nebeneinander und fahren dann davon. Ihre H o c h z e i t s k u h, die regelmäßig zur Mitgift gehört, oder ein trächtiges Rind, das beste Stück ihres Stalles, wird bekränzt und hinter dem Wagen nachgeführt. Man schaut

darauf, daß Bräutigam und Braut einander möglichst gleiche Mitgift zubringen, damit sie nicht später als „Bellmäel“, d. h. als Bettelmädchen, und er nicht als „Zottelbock“, als einer der „keine Knöpf an den Hosen hat“, verspottet werden. Es soll ein guter Anfang da sein, damit die Liebe nicht verhungert; denn wo die Not drückt, da werden die Menschen leicht hart. Es ist darum nach alter Erfahrung wirklich gut, wenn junge Eheleute im Dorfe an Besitz und Kraft, an Alter, Bravheit und Tüchtigkeit einander möglichst gleich sind. Die Hauptsache aber ist, daß sie stets voll Hochachtung an einander hinaufschauen können; denn das Leben ist hart und legt allen schwere Prüfungen und Opfer auf.

Die erste gemeinsame Freude und Sorge der Neuvermählten gilt dem Nachwuchs; denn „Kinder sind ein Geschenk Gottes“ und eine Ehe ohne Kinder wäre im Dorfe freudlos und liebeleer. Jeder Bube macht seine Eltern um „tausend Gulden reicher“; jedes Mädchen „um hundert“. Die Mutter aber „steht bei jeder Geburt mit einem Fuß im Grab“. Sie gibt für jedes Kind „einen Zahn“ und „ein Stück ihres Lebens hin“. Sie „schenkt“ jedes Kleine, d. h. sie nährt es an ihrem eigenen Busen, bis es laufen kann, dick und stark wird, oder bis sie wieder „in anderen Umständen“ ist. Dann erst wird „der kleine Herznager, der dicke Prossel“, abgewöhnt. Er bekommt dann Zuckermilch aus einer Tasse oder aus einer Flasche mit Gummischnuller, oder auch Kindelsbrei, den die Mutter mit einem Kaffeelöffelchen ihm mühsam beibringt. In der Zwischenzeit gibt sie ihm auch einen „Schlutzer“, d. h. Weck und Zucker, die zerdrückt, in Leinwand gebunden und in süße Milch getaucht sind, zum aussaugen.

Ein Kind richtig großzuziehen ist auf dem Lande zumeist eine sehr mühsame Arbeit. Weil die Mütter sich nicht entsprechend nähren und schonen können, gibt es viele Schreikinder, „Neunwochenkrischer“, die ihren Eltern Tag und Nacht keine Ruhe lassen. Anfangs hilft zwar die Hebamme morgens und abends. Dann aber kommt sie täglich nur einmal und nach 10 bis 12 Tagen nicht mehr. Aehnlich machen es „die G'schwei und die Gevattern“ und die Nachbarinnen. Sie bringen zwar anfangs gute Rahmsuppe und Weinsuppe, auch Kalbfleisch mit Nudeln und durren Zwetschen, manchmal auch guten Rat, weiße Windeln und ein Flügelhemdchen oder ein Häubchen für das Kleine. Dann aber lassen sie die junge Mutter mit ihrem Kinde allein und oft weinen dann alle beide hilflos und ratlos mit

einander. Die Mutter stellt die Wiege vor ihr Bett und schaukelt sie bei Tag und Nacht an einer Schnur hin und her, so oft ihr Kind unruhig wird.

Ist das Kleine „ein Pannesteelche“, dann erhält es in der Taufe den Namen seines Vaters, Großvaters oder eines zumeist nahe verwandten Paten. Ist es „ein Bohneblättchen“, dann wird es nach seiner Mutter, Großmutter oder nach der ausgewählten Patin benannt. — Jedes Kind wird von zwei Personen, einem Paten und einer Patin „über die Taufe gehoben“, zur Taufe getragen. Die zwei Paten können verheiratet oder ledig sein. Sie treten mit dem Patenkind beide in nahe „geistige Verwandtschaft“, sodasz eine spätere Ehe mit dem Täufling kirchlich verboten ist. Sie haben seine Erziehung zu überwachen, haben ihm bis zur Schulentlassung im 13. Lebensjahre jedes Jahr seinen Osterhas und sein Christkind zu geben und auch sonst bisweilen sich als „Petter und Götel“ zu zeigen. — Schreit das Kind bei der Taufe, dann „hebt“ die Patin es ungerne. Zwei Kinder, die aus derselben Kanne miteinander getauft werden, haben die gleichen Schicksale.

Der Kindtaufschmaus ist zumeist sehr einfach. Er besteht im Dorfe gewöhnlich aus Kaffee und Kuchen. Dazu kommt nur selten Braten und eine Flasche Wein, die der Hebamme nachhause mitgegeben wird, weil die Taufen regelmäßig Sonntagmorgens nach dem Pfarrgottesdienste in der Kirche gehalten werden. Pfarrer und Lehrer erhalten vom Paten ihre Taufgebühr, dazu eine Düte voll Zucker. Auch unter die Schulkinder werden beim Heimgange Zucker-Erbsen und Zucker-Bohnen ausgeworfen.

Nach der Taufe wird das Kind seiner Mutter zum Kusse gereicht und zur Pflege und Wartung. Kommen mehrere Kinder „nahe auf einander“, dann welken und altern auch blühende Frauen im Dorfe sehr frühe; denn „Tag und Nacht wähen ewig“. Darum regelt von da an das Volkstum die Arbeitsteilung und das äußere Leben der Familie. Es bestimmt, wann, wie und von wem die gewöhnlichen Arbeiten des Alltages draußen und daheim zu verrichten sind, welche Teile davon dem Manne zukommen, und welche der Frau.

Der Frau obliegt in ihrem Hause das Ministerium des Innern, die Sorge für Unterricht und Kultus und für die allgemeine Wohlfahrt. Der Mann dagegen hat mehr das Ministerium des Äußeren, der Finanzen und der Landwirtschaft zu besorgen. Er hat sein Haus in der Gemeinde, in Kirche und

Staat zu vertreten, in allen Sachen des Rechtes, der Ehre und der öffentlichen Angelegenheiten. Er führt auch die Hauptkasse, sorgt für das nötige Einkommen zum Lebensunterhalt, zur Regelung aller geldlichen Verpflichtungen, zur Erhaltung und zur Mehrung des Vermögens.

Von den Arbeiten der Landwirtschaft und Viehzucht obliegen daher dem Manne die meisten und die schwersten Aufgaben: Das Umhacken, Düngen, Roden und Pflügen seiner oft steilen und klotzigen Bergäcker; ferner das Säen, Mähen und Dreschen, die Einbringung und Besserung des Ertrages seiner Felder, Wiesen und Wälder.

Dem entsprechen auch seine täglichen Handwerkszeuge: Wagen und Karren, Pflug und Egge, Hacke und Spaten, Axt und Säge, Flegel und Sense. Er muß auch mit Hammer und Zange, mit Schneidmesser und Hobel umzugehen wissen. Seiner Sorge untersteht auch alles Fuhrwerk und die Versorgung aller Zugtiere, der Fahrkühe und Ochsen und Pferde, wenn er solche hat. Hat er kein Fuhrwerk, dann braucht er einen Schubkarren und einen Rückkorb um die verschiedenen Traglasten bergauf und bergab, hinaus und heim zu befördern.

Nach dem Berichte des Römers Tacitus vom Jahre 98 hatte die Frau in der römisch-germanischen Zeit mit ihren Kindern und Sklaven alle Feld- und Hausarbeiten allein zu besorgen. Das ist jetzt infolge des christlich-deutschen Volkstumes wesentlich besser geworden. Die Arbeiten sind jetzt viel gerechter verteilt. Freilich der ideale Zustand, den Schiller in seinem Liede von der Glocke zeichnet, ist auf dem Lande noch lange nicht erreicht, in der Stadt nur selten. Er sagt: „Die Räume wachsen, — Es dehnt sich das Haus — Und drinnen waltet — Die züchtige Hausfrau, — Die Mutter der Kinder, — Und herrschet weise — Im häuslichen Kreise — Und lehret die Mädchen — Und wehret den Knaben — Und reget ohn' Ende — Die fleißigen Hände — Und mehrt den Gewinn — Mit ordnendem Sinn — Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden — Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden — Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein — Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein — Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer — Und ruhet nimmer.“

Auf dem Lande hat die Hausfrau all das und noch viel mehr in ihrem Hause zu besorgen. Sie hat dazu aber, auch unter sehr günstigen Verhältnissen, immer noch einen zweiten Wirkungskreis außer dem Hause, als Gehilfin und als

Beistand ihres Mannes in der Landwirtschaft und Viehzucht. Sie kann, wenn die Arbeit drängt, beim Heumachen, bei der Fruchternte, bei der Wein-, Obst- und Kartoffelernte, ihren Mann nicht allein an der Arbeit hängen lassen. Sie muß dabei mithelfen, auch wenn es ihr oft noch so schwer wird, auch wenn zuhause inzwischen vieles schief geht.

Darum sind die Handwerkszeuge der Bauersfrau nicht nur Nadel und Schere und Fingerhut, Kochtopf, Bratpfanne und Backmulde, Spinnrad und Melkkübel; sie braucht außer dem Hause, beim Feldbaue, auch Hacke und Spaten, Sichel, Sense und Rechen, Korb, Tragring und Grastuch. Sie muß auch damit arbeiten können und oft schwer arbeiten. Deshalb ist es ganz ausgeschlossen, daß ein Stadtmädchen einen Bauern im Dorfe heiraten und ihm als tüchtige Gattin zur Seite stehen kann.

Die härteste Qual aber für Frauen und Mädchen sind im Dorfe die schweren Traglasten, die großen „Locken“ von Gras und Holz etc., die sie oft weit vom Felde und Walde auf dem Kopfe nachhause tragen müssen, wenn ihnen Wagen und Schubkarren nicht helfen können. Diese Qual sollte noch viel mehr vermindert werden.

Wo die Hausfrau zuviel und zuschwer im Felde mitarbeiten muß, ist es zuhause um die Familie gewöhnlich schlecht bestellt. Ordnung und Reinlichkeit müssen darunter leiden; denn die ländliche Hausfrau hat nicht nur den Besitz und die häuslichen Vorräte zu erhalten und zu verwalten, zu verwahren und zu vermehren, sie hat auch für Gatten und Kinder, für Hausgesinde und Haustiere viel zu schaffen und zu sorgen. Sie muß nähen und flicken, stopfen und stricken, waschen und bügeln, häkeln und sticken, spinnen und bleichen, kochen und braten und backen, für Brot sorgen und für Kuchen. Sie soll auch immer froh und freundlich alle Speisen und Getränke mit gütigen Worten und Mienen feinsäuberlich aufstellen und darreichen, damit alle Genuß und Freude davon haben; denn die Mutter ist das Herz des häuslichen Lebens, die ordnende Hand, die Spenderin alles Guten, die Helferin für alle.

Zu jeder ländlichen Haushaltung ist ein Hausgarten unbedingt nötig. Die Hausfrau muß ihn bebauen und mit allen nötigen Gemüsen und Gewürzen, auch mit Blumen und Heilkräutern reich bestellen. — Zum Hause gehören auch die Haustiere. Die Hausfrau muß sie pflegen und füttern helfen und für ihre Nachzucht und Aufzucht sorgen. Ihrer Sorge

unterstehen die Hühner und Enten und Gänse, die Schweine und die Schafe, die Rinder und die Milchkühe. Diese verlangen alle viele Pflege, Umsicht und Arbeit.

Damit die Viehzucht und Milchwirtschaft rentabel wird, muß die Hausfrau selber die Eier einholen, die Kühe melken helfen, alles Entbehrliche verkaufen, doch so, daß trotzdem im eigenen Haushalte nichts fehlt, daß stets süße Milch genug da ist und saure und „schäle“, Eier und Rahm, Butter und Buttermilch, weißer Käse und „zangerer“ und Handkäse, je nachdem der Hausvater und die Kinder, das Gesinde und die Tagelöhner dergleichen lieben und zum Brote nötig haben.

In manchen Mißjahren müssen Gartenbau und Viehzucht mit ihren Produkten die Familie erhalten. Dann macht wohl der Bauer ein grämliches Gesicht, die Hausfrau aber tröstet und streichelt ihn und erinnert ihn lachend an das volkstümliche Sprichwort: „Eine Frau kann in der Schürze mehr aus dem Hause hinaus tragen, als ihr Mann im Wagen hineinfährt“. Eine rechte Frau kann es aber auch umgekehrt; sie kann einteilen und sparen und einsammeln, sodaß es mit Gottes Hilfe für alle immer wieder wunderbar ausreicht.

Eine gesunde, frohe und tüchtige Hausfrau ist darum in Stadt und Land ein Segen für jede Familie. Sie hat immer die Augen offen und ihre geschickten Hände helfen überall im ganzen Hause. Sie sieht alles und weiß alles, sie sorgt für alles und versteht überall und in allem zu helfen und zu bessern. Sie ist morgens zuerst zur Stelle und zuletzt noch am Abend. Unter ihrer Sorge und Pflege gedeiht auch alles: Sie und ihre Kinder, ihr Gatte und ihr Gesinde, die Haustiere im Hofe und in den Ställen, die Pflanzen im Garten und die Blumen auf dem Fensterbrett. Sie pflegt alle und spricht mit allen und sorgt für alle liebevoll, besonders wenn sie maudern und malad, d. h. unwohl und krank sind. Da weiß sie aus praktischer Erfahrung vom Elternhause her und aus guten Büchern vielerlei gute Speisen und Getränke, Haus- und Heilmittel, die lindern, stärken und die Gesundheit oft rasch wieder herstellen. Darum hängen auch alle voll Liebe und Vertrauen an ihr, ihr Gatte und die Kinder, das Gesinde und die Haustiere. Wenn sie über den Hof geht, laufen alle Hühner ihr nach und die Tauben fliegen vom Dache, der Hofhund wedelt und die Kühe brummen freundlich ihr zu. Sie ist ja auch die stets liebevolle und gütige Nährmutter für alle.

Das wichtigste Amt der Hausfrau ist aber ihr Ministerium für Unterricht und Kultus. Sie übt dasselbe geschickt und leicht, indem sie nach dem Herkommen mit Wort und Tat den Großen und den Kleinen alles vorsagt und durch ihr gutes Beispiel täglich vormacht und einübt. Sie betet mit ihnen jeden Morgen und jeden Abend laut vor der Herrgottsecke; kurz, nur „die gute Meinung“, wenn die Zeit und Arbeit drängt, länger, wenn dazu Muße vorhanden ist. Sie betet auch mittags und abends laut für alle den Tischsegen, bevor sie sich auf ihre festbestimmten Plätze zum Essen niederetzen. Sie spricht am Schlusse jedesmal auch das Dankgebet, wenn alle wohlgesättigt sich erheben. -- Sie segnet jeden Brotlaib, den sie für die Ihrigen anschneidet mit einem querüber mit dem Messer gezeichneten Kreuze und den Worten: „Herr segne dieses Brot und alle, die davon essen!“ — Sie bekreuzt sich frühmorgens, mittags und abends, wenn es Angelus läutet und betet dann bei der Arbeit still für sich oder auch laut mit ihren Kindern den „Engel des Herrn“. Die Kinder aber springen nach alter Sitte beim ersten Glockenzeichen von der StraÙe heim zum Gebete, zur Mutter. — Die fromme Mutter gibt ihren Kindern auch täglich zweimal den Segen mit Weihwasser. Sie macht ihnen dabei ein kleines Kreuzlein auf die Stirne, zuerst frühmorgens, wenn sie aufstehen, oder auch bevor sie zur Schule gehen, dann auch abends bei dem Gutnachtusse und Abendsegen, wenn sie schlafen gehen.

So übt die Hausfrau täglich ihr Ministerium des Kultus, dem alle Hausbewohner nach alter Sitte sich folgsam unterstellen, wenn es volkstümlich und ungesucht, frisch und froh geübt wird als etwas Selbstverständliches.

Bei der Hausarbeit tagsüber hat die junge Mutter zugleich auch ihre Kinder zu hüten. Sie hält diese zumeist um sich oder wenigstens in ihrer Nähe und erteilt ihnen dabei zielbewußt den ersten Unterricht. Sie singt und spricht mit ihnen, zeigt ihnen bunte Bilder, erzählt ihnen kleine Geschichten, Märchen und Sagen. Bald dürfen sie kleine Gebete und Sprüche nachsagen, hübsche Volks- und Kirchenlieder mit ihr singen, Handreichungen machen und der Mutter schaffen helfen, bis sie allmählich alles fast ebensogut können wie die Mutter. — Sind die Kinder soweit gediehen, dann dürfen sie schon frühzeitig ernstlich bei der Arbeit mithelfen. Sie dürfen auch schon frühe in der Familie vorbeten, vorlesen und ihre Erlebnisse erzählen, wobei Vater und Mutter noch lange geduldig immer wieder

nachhelfen und verbessern. -- Kommen die Kinder zur Schule, dann hilft die Mutter ihnen täglich auch lernen, lesen und schreiben. Sie hilft schon morgens beim Aufstehen und Ankleiden, beim Waschen und Kämmen, bis alles säuberlich und in Ordnung ist. Nach der Schule hört sie das Gelernte bei ihrer Handarbeit ab und ergänzt es mit praktischen Beispielen, Erfahrungen und Erzählungen, bis ihr ganzes Wissen und das von den Voreltern ererbte Volkstum in ihre Kinder übergegangen ist. Sie ruht nicht, bis daraus, in Verbindung mit der Schul- und Kirchenlehre, eine ganze, fertige, volkstümliche Weltanschauung geworden ist.

Bei den täglichen Gebeten der Kleinen haben das Vaterunser, der „Glaub' an Gott Vater“ und die zehn Gebote im Dorfe eine Hauptrolle. Sie sind wie starke Dämme und unzerbrechliche Zäune zum Schutze des heimischen Glaubens und des angestammten Volkstums, zur Erhaltung der Ehre und Tugend und der guten Sitte in der Familie. — Besonders die gewaltigen Verbote: „Du darfst nicht, du sollst nicht“, dröhnen wie die Donner des Jüngsten Gerichtes immer wieder in die Herzen aller, bis sie ganz fest sitzen und dem jungen Leben Halt und Ziel und Richtung geben.

Der milde, goldene Glanz gesunder deutscher Eigenart, der über unserem alten, heimischen Volkstume und über dem ländlichen Elternhause liegt, der es verklärt, heilig und unvergefzlich macht, kommt aber nicht allein aus der gesunden Frömmigkeit, Ordnung und Zucht, die dort alle Verhältnisse beherrschen und regeln, sondern auch aus der fast unbewußten, natürlichen und primitiven Betätigung der vier Grundtugenden. Natürliche Klugheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Starkmut waren schon im heidnischen Altertum „die goldene Mittelstraße“ und der Weg zum Glück hier auf Erden und im Jenseits. Sie haben auch unsere Eltern und Vorfahren zur persönlichen Tüchtigkeit und zu einer sittlichen Höhe geführt, die sie uns groß und verehrungswürdig erscheinen lassen. Dazu kam mit dem Christentume das große Gesetz der Liebe, der Gottesliebe und der Menschenliebe, die im Dorfe, im ländlichen Elternhause, alles umspannte, insbesondere aber die persönlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, Verwandten und Freunden erwärmte und durchglühte.

Weihnachten aber ist das Hochfest der Liebe, der Gottesliebe und der Menschenliebe. Es glänzt wie ein goldener

Stern in unser Leben und in unser Volkstum hinein. Es erinnert uns immer wieder, wie alt wir auch werden, und wo wir auch leben mögen, an die Seligkeit und an das Jugendglück im Elternhause unter dem glänzenden Christbaume und an das Christkindchen mit seinen bescheidenen, aber stets beglückenden, holden Liebesgaben.

Die alte Volkssitte verlangte an Weihnachten bei uns, in katholischen Dörfern, von allen auch die Erneuerung der G o t t e s l i e b e, durch innerliche Einkehr und Sakramentenempfang, ebenso wie an Ostern, an Mariä Himmelfahrt und auch um Allerheiligen, also drei- bis viermal im Jahre. Es war jedesmal eine ergreifende Feier, wenn die Väter und die Großväter, die ernstesten, alten Männer, dann beim Gottesdienste langsam und feierlich zur Kommunionbank schritten, wenn sie vor den Augen der ganzen Gemeinde ihren Heiland im Liebesmahle, in der Hostie, also in Brotsgestalt demütig und gläubig empfingen, nachdem sie zuvor durch Reue und Beicht, durch Buße und guten Vorsatz alle Sünden von sich abgetan hatten. Auch das war ein Stück Volkstum, das stets erbaulich und tief in das Leben der Familien und der Gemeinden einwirkte, und das dort auch jetzt noch einwirkt.

Für Frauen und Mädchen war es immer Herkommen und gute Sitte öfter „zum Nachtmahl“ zu gehen, etwa alle vier bis acht Wochen. Das Kirchengesetz gebietet ja auch ihnen nur „mindestens einmal im Jahre“ und zwar in der österlichen Zeit den Empfang der hl. Sakramente in ihrer Pfarrkirche. Seit 1903 aber wünscht die Kirche, daß alle, auch die Kinder vom 7. Jahre an, öfter, womöglich täglich, zum Tische des Herrn gehen. Volkstümlich ist das bisher bei uns nicht geworden und kann es wohl auch nie werden, weil im Dorfe der täglichen Aufgaben zu viele sind, und weil eine rechte Hausfrau morgens ihren Kindern, ihrem Gatten und ihrem ganzen Hauswesen ganz unentbehrlich ist. Wird sie aber einmal entbehrlich und in ihrem Hause durch eine andere ersetzt, dann ist das Unglück da, dann ist ihr Haus für sie verloren. Das gesunde Volkstum weiß auch darin den goldenen Mittelweg zu gehen und „die Kirche beim Dorfe zu lassen“. Ein Zwang besteht ja in keinem Falle und der tägliche Gebrauch der Gnadenmittel wäre allein auch noch nicht die praktische Frömmigkeit, wie unser Volk und Volkstum im Dorfe sie brauchen.

Weihnachten hatte bis in die Neuzeit drei Feiertage, jetzt noch zwei. Der dritte Weihnachtstag, das Fest des

hl. Johannes, des Liebesjüngers Christi, der beim Abendmähle am Herzen des Heilandes ruhte, ist in der Kirche heute noch ein festum duplex zweiter Klasse mit Oktav, beim Volke aber kein Feiertag mehr. — Die Legende erzählt, man habe dem hl. Johannes einst vergifteten Wein gereicht. Er habe ihn gesegnet und dann ohne Schaden getrunken, oder es sei beim Segen eine giftige Schlange aus dem Becher emporgeschnellt. Zum Andenken daran segnet die Kirche am 27. Dezember den J o h a n n i s w e i n und verteilt ihn auch im Dorfe an alle, die zum Altare kommen. Gute Familien lassen durch ihre Kinder je eine Flasche Wein zur Kirche tragen und segnen. Sie trinken ihn dann gemeinsam bei Tische als Johannessegen oder als Johannisminne. Ebenso am 17. März die St. Gertrudsminne. Sie wiederholen dabei den Zspruch der Kirche: „Trinke die Liebe des hl. Johannes.“

Weihnachten ist auch das Fest des Mitt-Winters und dieser „hat das Recht zu gefrieren und zu schneien“. Um Weihnachten soll der Himmel hell, das Wetter kalt sein. Wenn dann der Schnee unter den Füßen knirscht, ist es den Bauern recht; denn „wenn's nicht wintert, sommert's auch nicht“. „Grüne Weihnachten bringen weiße Ostern, weiße Weihnachten, grüne Ostern“. Wenn um Weihnachten „Frau Holle ihr Bett macht, daß die Flocken niederfallen so groß wie eine Pelzkapp“, dann setzt sich der Bauer zufrieden hinter den warmen Ofen; denn der Schnee wärmt und düngt seine Saatefelder und bringt ihm ein fruchtbares Jahr.

Acht Tage nach Weihnachten, am 31. Dezember, ist der Silvesterabend. Da beginnt das bürgerliche Neujahr. Die Kirche hält an diesem Abende um 6 Uhr eine kurze, feierliche Andacht mit Schlußpredigt und Lobgesang: „Großer Gott, wir loben Dich“. Sie fügt dazu Dankgebete für alles Gute im alten Jahre. Wem es Not und Leid gebracht hat, der betet still um ein glücklicheres neues Jahr und wischt sich tapfer und schweigsam die Tränen aus den Augen. Inzwischen tönt aus jungen und alten Kehlen das Neujahrslied: „Das alte Jahr verflossen ist, wir danken Dir, Herr Jesu Christ“ etc.

Die Buben der obersten Schulklasse aber nehmen dieses Gesangbuchslied nach Schluß der Abendandacht sofort auf und tragen es am gleichen Abend nur wenig verändert als ihren Neujahrswunsch von Haus zu Haus. Sie gehen dabei dicht geschart in alle Häuser und singen: „Das alte Jahr verflossen ist. — Das neue Jahr vorhanden ist. — Wir danken Dir,

Herr Jesu Christ. — Du wollest uns befreien — Von Wasser und von Feuer!“

Dafür erhalten sie in jedem Hause ihre Neujahrsgabe, zehn Pfennig oder auch ein Ei in ihren weißen Spreukorb, den zwei Buben mittragen. Darnach verlassen sie die Stube mit dem lautgesungenen Wunsche: „Glückselig's Neues Jahr, G'sundheit, langes Leben und alles, was Euch lieb ist!“

Um Mitternacht, wenn alle Sammelgaben gleichmäßig verteilt sind, läuten dieselben Buben von 12 bis 1 Uhr das neue Jahr an mit einem langen und zwei kürzeren „Zeichen“ aller Glocken. Gleichzeitig geht der Nachtwächter durch das Dorf und bläst mit zwölf langgezogenen, dumpfen Tönen seines im stumpfen Winkel geknickten, blechernen Wachthornes das alte Jahr zu Ende. Er singt dazu das alltägliche Wächterlied: „Hört, ihr Bürger, und laßt euch sagen; — Die Glock hat zwölf g'schlagen. — Lobet Gott und Maria!“ — Hat ein Protestant die Wache, dann schließt er: „Lobet Gott den Herrn!“

In der Neujahrsnacht wird oft noch ein frommer Glückwunsch dazu gesungen. Dafür erhält der Wächter in den Häusern, vor denen er in seiner Runde anhält, Neujahrskuchen und Brantwein. — Diese mitternächtliche Bewirtung unterbleibt natürlich, wenn zwei reichere Bürger zufällig die Nachtwache halten; denn diese Aufgabe wechselt täglich und der Gemeindediener trägt das Wachthorn jeden Abend in ein anderes Haus. Seine Botschaft: „Ihr habt heint die Nachtwach“, kann niemand ohne sehr triftige Gründe ablehnen oder um einige Tage verschieben. Sie verpflichtet die ganze Nacht hindurch wach zu bleiben und Licht zu brennen und von abends 10 bis morgens 4 Uhr jede Stunde einmal durch das ganze Dorf zu gehen, sie mit dem Wächterhorne laut anzublase und auszurufen. Nachlässige Bewachung des Dorfes wird hart bestraft, zumal wenn ein Brand oder sonst ein Unglück in Haus und Hof und Ställen ausbricht, das nicht rechtzeitig beobachtet und gemeldet wird. — Jetzt ist die Nachtwache fest vergeben. Das Wächterhorn ist verstummt. Das Mitternachtslied an Neujahr ist selten geworden.

Beim ersten Klange der Neujahrsglocken beginnen die erwachsenen Burschen in Gruppen von 4 bis 8 Mann ihren Geliebten und Schwestern das Neujahr anzuschiefzen. Sie thun das herkömmlich trotz alljährlichen Polizeiverbotes und trotz strenger, vom Polizeidiener öffentlich ausgeschellter Straf-

Die Geschichte des Neujahrs und des Wächters

androhungen. Diese pflegen immer nur nächtliche Verfolgung und Unglück, Anzeigen und Haß im Gefolge zu haben.

Der Liebhaber ruft beim Schiefzen vor dem Hause den Vornamen seiner Verehrten und nach ihrer Antwort den Neujahrswunsch: „Glückselig's neues Johr, G'sundheit und langes Leben! Da h'aus soll's Feuer geben!“ — Darauf krachen die 4 bis 8 Gewehre rasch nacheinander mit ebenso vielen bis doppelt sovielen blinden Schüssen. Versagt ein Schuß, so bedeutet das minderes Glück im Leben oder in der Liebe.

Je früher einem Mädchen das Neujahr beim ersten Glockenzeichen angeschossen wird, um so größer ist die Ehrung. Beim zweiten und dritten Zeichen wird diese Ehrung stetig geringer. Darum müssen die Läutbuben das erste Zeichen jedesmal doppelt lang läuten. Sie müssen es auch frisch und lebhaft läuten; denn je froher die Neujahrglocken klingen, um so glücklicher wird das Jahr im Dorfe.

Verheiratete Männer schiefzen am Neujahre nicht mehr. Aber auch sie suchen um Mitternacht oder frühmorgens noch einander und den befreundeten Familien „das Neujahr abzugewinnen“ durch früheren Gruß und Zuruf. Der Verlierende muß dafür am nächsten Abende einen Schoppen Wein bezahlen, den sie gemeinsam im Wirtshause trinken.

Am Neujahrstage lautet der allgemeine G r u ß : „Prost Neujahr“, oder: „Glückselig's neues Jahr!“ bis Mittag. Dann ist das Jahr „schon wieder alt“. Vom Mittage an ist der Gruß wie sonst: „Guten Tag! und Guten Abend!“ — Die Antwort lautet ebenso oder: „Groß Dank!“ Das frühere „Buschur“ und „gehorsamster Diener“, neuerdings „Servus“, sind heute im Dorfe mißachtet.

Am Neujahrsmorgen dürfen die Kinder bis zum 13. Lebensjahre auch ihren „Pettern und Göteln“, d. h. ihren Paten das Neujahr anwünschen und dafür ihr „Neujahr oder Christkindl“ heischen und abholen. Sie kommen daher nach dem Frühgottesdienste festlich geputzt mit einer großen, weißen Serviette und erhalten in dieselbe „ihr Sach“: Einen großen, runden Bundkuchen; dazu einen großen, halbpfündigen Lebkuchen in Herzform. Darum und darüber werden Aepfel und Birnen und Nüsse gelegt, soviel die Serviette hält, die nach ihrer Füllung zum Tragen oben fest zusammengeknötet wird. In die linke Hand erhält das Patenkind über all das noch ein ovales, farbiges Zuckerkistel. Es ist aus Holz, oben mit bunten Blumen, einem Vogel oder einem Pferd auf dem Deckel ge-

schmückt. Innen ist es gefüllt mit zuckerigen Bohnen und Erbsen und mit Stückchen vom geleerten Christbaum.

Diese Fülle, welche die Kleinen oft kaum tragen können, bespottet der Bubenwusch: „Glückselig's neues Johr! — Bin Brezel wie ein Scheuertor, — Einen Kuchen wie ein Mühlrad. — Dann werden wir alle miteinander satt.“

Wer viele Paten hat, der hat viele Kosten. Er muß sich richten; denn sie kommen am Neujahrstage alle und ebenso an Ostern mit ihren großen, weißen Servietten um ihre Patengeschenke abzuholen. Wer aber nicht zum Grufze und Glückwunsche kommt, der erhält auch nichts. Die Kleinsten, die noch nicht allein laufen und ihr Sach nicht abholen können, erhalten von ihren Paten Kleidungsstücke.

Am Neujahrsabend, am 1. Januar von 8 Uhr an, wird in den Wirtschaften der Schieferwein getrunken. Dazu dürfen nach altem Brauche auch die erwachsenen Mädchen und die Frauen, dazu auch die Mägde mit ins Wirtshaus. Diese Freiheit ist den Mädchen sonst nur noch an Fastnacht und an Kirchweih gestattet. Den Frauen ist der Wirtshausbesuch auch noch am zweiten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage, also sechsmal im Jahre erlaubt, nicht öfter.

Die Wirtsfrauen haben an diesen drei allgemeinen Familienabenden des Dorfes, an Neujahr, Fastnacht und Kirchweih, die Ehrenpflicht ihre weiblichen Gäste zu begrüßen und mit Zimtkuchen, an Fastnacht mit „Fasenachtsküchelich“ gratis zu bewirten. Die Kuchen werden in hochgefüllten Tellern aufgetragen mit der Bitte, der Wirtin Ehre anzutun. Die Frauen und Mädchen essen davon, doch nicht viel; denn das wäre unanständig. Auf der Wirtin wiederholte Einladung zum Essen erfolgt die übliche Antwort: „Ich danke, wir haben daheim ja auch gebacken“. Die Erwiderung lautet: „Ja freilich, aber am fremden Tische und zum Wein schmeckt es doch besser“.

An der Wirtstafel sitzen die Eheleute, Mann und Frau, nebeneinander in bunten Reihen. Die Mädchen dagegen sitzen immer in einer geschlossenen Reihe beisammen und ihnen gegenüber, an der anderen Tischseite, die Burschen, ihre Brüder und Verehrer, die ihnen das Neujahr angeschossen haben. Vor jedem Burschen und Mädchen steht ein Trinkglas. Die Mädchen zahlen den Schieferwein. Er wird in Literflaschen aufgetragen, die von den einzelnen Flaschen zahlenden Mädchen mit kleinen, roten Bändchen geziert werden. — Die Mädchen schenken ihrem Verehrer und all ihren Tischgenossen aus diesen

Flaschen ein, stoßen mit ihnen an und laden sie ein auf ihr Wohl zu trinken. Dabei erheben sich frohe Gespräche und gemeinschaftliche Lieder, in die auch alle älteren Festteilnehmer in Saale mit einstimmen. So vergeht der erste Abend des neuen Jahres in froher Gesellschaft manchen allzu rasch.

Um elf Uhr, wenn die Glocke „Feierabend“ läutet, gehen die Mädchen mit ihren Eltern still nachhause. Ihre Vererber begleiten sie. Allein dürfen anständige junge Paare aber nicht im Dunkeln gehen, wenn sie nicht öffentlich verlobt sind; denn die Sitten sind streng und gefallene Mädchen sind entehrt. Sie werden aus jeder Gesellschaft ausgeschlossen wie Gretchen in Goethes Faust. Auch in der Kirche kniet sich niemand neben sie. Man läßt sie in keine Mädchenbank und in keine Frauenbank ein. In meiner Jugendzeit hatte unsere Kirche noch einen besonderen „Hurenstuhl“. Er stand aber fast immer leer, bis ältere, fromme Mädchen des dritten Ordens vom hl. Franziskus, die jeden Sonntag kommunizierten und daher „Betschwestern“ genannt wurden, ihn aus Platzmangel besetzten und ehrlich machten.

Junge Freundschaften und Liebschaften sind aber auch im Dorfe nicht selten. Wer keinen Schatz und keine Frau findet, der bleibt zeitlebens „ein alter Bu, oder ein Junggesell, ein Halbstiewel, ein übel draniger Mensch“. Im Dorfe ist tatsächlich niemand übler daran als ein alleinstehender Mann oder ein Witwer, der sich nicht selbst kochen, nähen, waschen und flicken kann. Darum ist diese Gattung im Dorfe selten. — Viel leichter kann sich ein altes, alleinstehendes Mädchen und eine Witwe helfen, doch gelten auch diese als verstoßen, verlassen und unversorgt. Darum suchen sich die Mädchen alle rechtzeitig zu versorgen, d. h. sich zur verheiraten. Das fällt gewöhnlich nicht schwer, wenn das Mädchen gesund und tüchtig ist. Die jungen Leute beiderlei Geschlechtes kennen ja einander und ihre beiderseitigen Verhältnisse schon von der Schule her ganz genau. Sie können sich auch nachher jeden Tag in heller Sonne mit Augen und Worten froh oder ernst begrüßen, in leichter und harter Arbeit nebeneinander stehen oder in freundlichem Gespräche auf allen Wegen sich begegnen und „ihre Herzen ausschütten.“ — Dazu bieten besonders auch alle Sonntag-Nachmittage reichliche Gelegenheit. Da gehen die Mädchen nach der Vesper in breiten Reihen, „in ganzen Hängeln“, hübsch geputzt miteinander im Dorfe und außerhalb des Dorfes auf der Straße hin und her spazieren. Sie

singen dabei ihre ortsüblichen Volkslieder von der Liebe Glück und Leid. Die Burschen ziehen zumeist in gleichbreiten Reihen dicht hinter ihnen her und helfen ihre gemeinsamen Lieder verstärken. Dabei lassen sich in den Singpausen leicht freundliche Unterhaltungen anknüpfen und die täglichen Ereignisse in frischer und froher oder auch in scharfer Rede und Gegenrede besprechen.

Nur die Rekrutenlieder werden von den Burschen, von den „Ganskrie“, d. h. conscrits, allein gesungen. Sie ziehen, oder zogen einst, vier Wochen vor ihrer Aushebung an jedem Abende nach dem Nachtessen eine Stunde lang singend im Dorfe hin und her. Nach der Musterung verstummten diese Lieder bis zum schweren Tage des Abschiedes und Einrückens.

Aus der Kaserne ist einst mancher brave Bursche ganz verändert oder auch gar nicht mehr in sein armes, frommes Dorf zurückgekehrt. Die meisten aber haben sich „beiden Soldaten“ körperliche und geistige Gewandtheit, Erfahrung und Charakterfestigkeit erworben und nachhause mitgebracht. — Auch das ist in den Dörfern jetzt anders, doch selten besser geworden. Krieg, Besatzung und Umsturz haben auf unser Volkstum nur ungünstig eingewirkt. Eine sittenstrenge, militärische Schulung wäre für unsere jungen Männer, die von altväterlicher Bescheidenheit und Einfachheit oft wenig wissen wollen, heute wohl heilsamer und notwendiger als je; denn Selbstbeherrschung, Gehorsam und Ordnung sind für ein gesundes Volkstum und für einen soliden Wiederaufbau unbedingt nötig. Die alte Einfachheit, Ordnung und Pflichttreue müssen aber in der Familie und in der Volksschule zuerst wieder gelernt, geübt und vorgeschrieben werden, bis sie wieder allgemeine Ortssitte und Heimatbrauch geworden sind.

Bis 1875 gab es in unseren hinterpfälzischen Dörfern an Werktagen keinen Wirtshausbesuch. Bier wurde nur Sonntags angestochen und getrunken in froher Gesellschaft. Werktags galten frisches Quellwasser und Obstwein als die besten Durstlöcher. Damals gab es auch noch keine Vereine und Versammlungen mit Vergnügen und Trinkgelegenheiten.

Nur an Sonntagnachmittagen gingen die Bauern in die Wirtschaft, „unter die Leut“, um zu sehen und zu hören, um über die Gemeinde und über die Staatsangelegenheiten sich zu besprechen. Beim Abendläuten verstummte die Unterhaltung. Alle beteten still ihren „Engel des Herrn“, wünschten darnach

einander laut „Guten Abend“, tranken allmählich aus und gingen heim um ihr Vieh füttern zu helfen und um daheim nach dem Rechten zu sehen.

Sonntagabends blieben Vater und Mutter zumeist schön friedlich beisammen zuhause bei ihren Kindern. Da gab es allerlei Unterhaltung und Belehrung und Spiel. Nach dem Nachtessen gab es oft noch eine kleine Zukost, eine von der Mutter sorgsam zubereitete Regalierung. Darnach kam das gemeinsame Nachtgebet und frühzeitiges Schlafengehen. So waren die Sonntagabende bei uns zumeist kleine, liebe Familienfeste, an die ich heute noch oft mit Freude und Wehmut zurückdenke. Solches Familienglück wird wiederkommen, sobald wir wieder rechte Väter und kluge, frohe Mütter haben.

Im Kirchenjahre ist das bürgerliche Neujahr zugleich die Oktav von Weihnachten und die Beschneidung des Herrn. Sie ist ausgezeichnet durch das kürzeste Evangelium des Jahres, nach Lukas 2, 21, von der Namengebung Jesu. Am Neujahrsabende werden darum nach dem Betläuten die Christbäume zum letztenmale angezündet und dann abgeräumt. Die Zuckersachen werden verteilt und gegessen. Die Glaskugeln und Eiszapfen etc. werden von der Mutter säuberlich in Schachteln geordnet und für den nächsten Zuckerbaum aufgehoben. Ebenso die entbehrlichen Spielsachen der Kinder.

Sechs Tage nach Neujahr ist Epiphanie, das Fest der Erscheinung des Herrn oder Dreikönigstag. Das kirchliche Fest ist bei uns seit der französischen Revolution 1794 auf den folgenden Sonntag verlegt, gleich allen anderen abgewürdigten ehemaligen Heiligenfesten. Epiphanie vereinigt in sich drei Geheimnisse: Die Anbetung der drei Weisen aus dem Morgenlande, die Taufe Christi im Jordan und die Hochzeit zu Kana, bei der Christus sein erstes Wunder gewirkt und Wasser in Wein verwandelt hat. — Bis zur Festsetzung des Weihnachtsfestes auf den 25. Dezember, um 376 nach Christus, wurde auch Christi Geburt auf Epiphanie gefeiert. Epiphanie war also bis dahin auch Jahresanfang des Kirchenjahres. Dieses zählt heute noch die Wochen und Sonntage „nach Epiphanie“ bis zum Beginn der Fastenzeit. — Speyer und andere Städte haben einst, bis 1794, auch ihr weltliches Amts- und Rechnungsjahr am Dreikönigstage begonnen.

Der Dreikönigstag ist zugleich das Fest der Berufung der Heidenwelt, also auch unserer Berufung zum Christentume.

Darum wurde der Dreikönigstag in Deutschland stets feierlich begangen. Er wurde da ein ganz besonders hoher Festtag, seitdem die Reliquien der hl. drei Könige 1164 von Mailand nach Köln gebracht worden sind. Epiphanie ist bei uns auch heute noch ein festum duplex erster Klasse mit Oktav. Einst war es als Anfang des Kirchenjahres auch **Tauftermin** wie heute noch im ganzen Orient. Darum wurde morgens vor dem Hochamte in den Kirchen das **Dreikönigswasser** in großen, sauberen Zübern geweiht. Die Gläubigen nahmen es in Krügen mit nachhause und benützten es als Weihwasser. Es wurde da auch frisch getrunken, beim Kochen der Mahlzeiten verwendet und auch dem gekochten „Viehtränken“ als Heilmittel beigegeben. Es gilt als heilkräftig, bewahrt vor hitzigen, inneren Krankheiten, vor bösen Geistern und vor allen bösen Einflüssen auf Leib und Seele. Jetzt ist bei uns diese Wasserweihe und diese Verwendung des geweihten Wassers beim Kochen nur noch am Samstage vor Ostern und Pfingsten üblich und volkstümlich.

Mit Weihwasser besprengt und bekreuzt sich der fromme Katholik noch jetzt jeden Tag, morgens beim Aufstehen und abends beim Schlafengehen, bei jedem Eintritt in die Kirche und bei jedem Weggange aus derselben, vor jeder Reise und bei jedem wichtigen Geschäfte. Mit Weihwasser besprengt er die Toten, das Haus bei schweren Gewittern und in anderen Nöten und Gefahren. Mit Weihwasser segnen die Mütter sich und ihre Kinder alle Tage, aber zum Kochen und zum Trinken, zur Abwehr von Fiebern und zur Vorbeugung gegen böse Krankheiten an Menschen und Tieren holen sie jetzt nur noch das Osterwasser und Pfingstwasser in der Kirche. Gleich volkstümlich war einst auch der Gebrauch des Dreikönigswassers.

Wo eine Weihnachtskrippe in der Kirche aufgestellt ist, wirken die drei Weisen, die Magier aus dem Morgenlande, ganz besonders anziehend durch ihren Stern, ihre orientalische Kleiderpracht und durch ihre Kamele. Auch ihre Geschenke, ihre Sternkunde und ihre Zauberkraft erregen die Bewunderung des Volkes. — Darum werden am Vorabend des Dreikönigtages die Anfangsbuchstaben ihrer Namen: Caspar, Melchior und Balthasar, samt drei Kreuzen: C † M † B † mit Kreide über alle Haustüren und Stalltüren geschrieben zum Schutze gegen Hexen und andere Geister und gegen allen bösen Zauber.

Diese Sitte ist bei uns noch weiter verbreitet und allgemeiner üblich am „Hexenabend“, d. h. vor der „Walpurgisnacht“, am Vorabend des 1. Mai. Doch werden da bei uns oft nur drei Kreuze: † † † auf den Türsturz geschrieben und die Anfangsbuchstaben der Dreikönigsnamen weggelassen.

Dagegen dürfen die Namen der drei Magier nicht fehlen auf den Zauberstecken. Diese werden unter Zaubersegen um Mitternacht des Frühlingsvollmondes im Walde abgeschnitten. Es sind ellenlange, dicke Haselstecken, ungeschält, ohne Ast. An drei, spannenweit von einander entfernten Stellen wird die Rinde des Haselstockes glatt ausgeschnitten und dann mit Blei oder Rötel je ein Magiername in die vertiefte, weiße Stelle eingeschrieben. — Auf meinem Zauberstabe, den unser größter Hexenmeister im Dorfe mir einst geschnitten hat, hießen die hl. drei Könige aber nicht Caspar, Melchior und Balthasar, sondern: Abiam, Fabiam, Sabiam.

Solche Zauberstäbe helfen kraftvoll gegen alle Unholden und deren Einflüsse auf Menschen, Tiere und Pflanzen. Sie sind auch eine starke Waffe gegen Hexen, Diebe und Zauberer, die man damit quälen kann, bis sie sich zeigen und bessern, von ihrer Bosheit ablassen.

In den Wochen nach Epiphanie zogen einst auch die Dreikönigsbuben oder die „Sternebuwé“ je einmal durch unsere Dörfer. Sie kamen gewöhnlich von Silz und Gossersweiler und Umgegend, wo „die Sternegucker“ wohnten, die im Winter oft Not litten, im Sommer aber sehr bissig sein konnten und die Passanten gerne durchhechelten. Sie kamen in langen, ehemals weißen Hemden, die sie über ihren ortsüblichen Sonntagskleidern trugen. Auf ihren vermalten Köpfen saßen hohe, spitze Judenhüte aus Papier, ähnlich den spitzen Zuckerhüten und Fastnachtshüten. — Als Stern diente ihnen ein Spinnrädchen auf hoher Stange. Sie drehten das Rädchen mittels einer Schnur rasch im Kreise und sangen dazu ihr Sternelied: „Der Stern, der Stern soll herume gehn; — Wir wollen drei Tag noch weitergeh'n. — Wir wollen drei Tag noch weiter geh'n. — Wir wollen noch hin nach Bethlehem's Stadt, — Wo Christus, der Herr, geboren ward. — Wo Christus, der Herr, geboren ward“

Daran fügten sie auch ein Weihnachtslied: „Zu Bethlehem geboren — Ist uns ein Kindelein. — Das hab' ich auserkoren. — Sein Eigen will ich sein. — Eja, Eja! — Sein Eigen will ich sein“ etc.

Dann sammelten sie Geld von Haus zu Haus, soweit ihr Lied gedungen war, und zogen weiter unter dem Dankliede: „Habt ihr uns eine Gabe gegeben, — Dann sollt ihr das Jahr in Freuden verleben! — Ihr und eure Kinder. — Ihr und eure Rinder!“ — Unsagbar derb und unköniglich war dagegen ihr Undank, wenn sie einmal nichts erhielten. Das war auch mit ein Grund, weswegen ihr Singen polizeilich eingestellt wurde.

Mit dem letzten Sonntage nach Epiphanie und dem Sonntage *Septuagesima* schließt der Weihnachtsfestkreis.

Von der Erscheinungsoktav bis *Septuagesima* und dann auch von der Pfingstoktav bis zum Schlusse des Kirchenjahres trägt der Priester, nach dem Direktorium, am Altare, wenn keine Heiligenfeste es ändern, *grüne Meßgewänder*. Grün ist auch in der kirchlichen Liturgie die Farbe der Hoffnung und des Frühlings, der aufkeimenden Saaten und Knospen, des Strebens nach Vollendung und Reife. Grün ist darum die Hauptfarbe des Kirchenjahres.

Grün ist auch die Hauptfarbe des Sonnenjahres. Schon von Neujahr an wächst die Frühlingshoffnung der Landleute. Von da an „wächst das Licht täglich um einen Hahnenschrei“, zuerst abends, dann auch morgens, bis zur Frühlings-Tagundnachtgleiche am 21. März. Dann wachsen Licht und Frühlingsgrün rasch weiter bis zur Sommersonnenwende am 24. Juni, bis zum längsten Tage und zur kürzesten Nacht, am Todestage Balders, des alten Sonnengottes.

Der wachsende Sonnentag weckt bald nach Epiphanie auch wieder die schlafende Wintererde und ihr Saatengrün. Unser Volk sagt: „St. Fabian und Sebastian läßt wieder den Saft in die Bäume gahn.“ — Der Tag des hl. Sebastian, am 20. Januar, wird heute noch in vielen Kirchen der Pfalz als Schutzpatronsfest und als erstes Frühlingsfest vom Volke feierlich begangen. Die von Pfeilen durchbohrte Statue des Heiligen steht noch auf vielen pfälzischen Altären.

Das erste allgemeine Frühlingsfest bringt auf dem Lande *Mariä Reinigung* oder *Mariä Lichtmeß*, am 2. Februar. — Die Kirche feiert an diesem Tage die Darstellung Jesu im Tempel zu Jerusalem und die vom jüdischen Ritus vorgeschriebene Reinigung seiner Mutter, 40 Tage nach Christi Geburt.

Nach dem Vorbilde der Mutter Gottes läßt sich auch heute noch jede katholische Mutter vier Wochen nach der Geburt ihres Kindes in der Kirche aussegnen; „sie geht aus“ nach ihrem

Kindbette mit ihrem Kinde. Diese *Aussegnung* schließt sich an ihren ersten Kirchgang. Sie tritt mit ihrem schon getauften Kinde, das sie bedeckt vor sich auf beiden Unterarmen trägt, an den Taufaltar. Der Priester gibt ihr dort eine brennende Kerze in die rechte Hand, besprengt sie mit Weihwasser und „segnet sie aus“. Darnach erfolgt die Darstellung und Aufopferung: Sie geht mit ihrem Kinde zum Hochaltar und beugt sich davor nieder. Dann geht sie „ums Opfer“, um den Altar und legt eine kleine Geldgabe darauf nach dem alten Vorbilde der Opferung. — Jetzt erst kann die Frau auch wieder im Dorfe ausgehen. Sie kann ihre täglichen Arbeiten auch außer dem Hause wieder verrichten, ohne daß böse Einflüsse von Hexen und bösen Geistern ihr schaden können.

Mit der Darstellung Jesu im Tempel, wobei er vom greisen Simeon „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden“ genannt wurde, verbindet die Kirche seit dem 4. Jahrhundert im Orient, seit dem 11. Jahrhundert auch in Rom und bei uns die *Kerzenweihe* und die *Lichterprozession*. Sie segnet die Kerzen „zum Gebrauche der Menschen, zum Heile der Seelen und zur Wohlfahrt des Leibes aller, die auf dem Wasser oder auf dem Festlande sich befinden“. 4)

Darum läßt auf Mariä Lichtmeß jedes katholische Haus seine Kerzen weihen; jede Frau und jedes Mädchen seinen *Wachsstock*. Sie brauchen diesen das ganze Jahr über; denn geweihte Kerzen und Wachsstöcke werden angezündet bei allen Versehungen und Sterbefällen im Hause, bei den drei regelmäßigen Seelenämtern für verstorbene Angehörige, Verwandte und Bekannte und bei deren Jahrgedächtnissen in der Kirche. — Bei den Seelenämtern und Bruderschaftsandachten erfolgt jedesmal auch ein Opfergang und eine *Art Lichterprozession* um den Altar mit brennenden Kerzen und Wachsstöcken. — Man gebraucht diese Wachsstöcke ferner auch bei der Allerseelensvesper, am 1. November, bei den Rorateandachten im Advent und bei den Miserereandachten an jedem Mittwoch- und Freitagabend in der Fastenzeit. Man gebraucht sie auch an allen Samstagen, sowohl bei den Salve-Andachten in der Kirche als auch bei den abendlichen Hausandachten und Rosenkranzgebeten zu Ehren der Mutter Gottes. Man braucht sie neben dem Osterbrande, der im Ofen glüht, auch bei schweren Gewittern, zumal nachts. Sie brennen da auf dem Tische, während die Hausbewohner knieend den Wettersegnen und die Allerheiligenlitanei beten.

Darum braucht jedes Mädchen und ganz besonders jede Hausfrau in jedem Jahre einen neuen halbpfündigen, weißen Wachsstock, den sie auf Mariä Lichtmefz weihen läßt. Bei Männern und Buben sind sie nicht mehr üblich. Diese zünden im Notfalle kleine oder größere Wachskerzen an, die ebenfalls geweiht sind.

Der Wachsstock besteht aus einem Docht mit dickem Wachsdraht, der in einen zylindrischen oder quadratischen Knäuel zusammengedreht ist, welcher beim Verbrennen nach Bedarf losgelöst und aufgerichtet wird. Diese Drähte sind gewöhnlich weiß und glatt, bei stolzen Mädchen bisweilen auch farbig und mit farbigen Wachsbildchen verziert.

Die frisch geweihten Kerzen und Wachsstöcke werden in großen Kirchen, z. B. im Dome zu Speyer, an Mariä Lichtmefz bei der Lichterprozession brennend mitgetragen. In den Dorfkirchen findet am Lichtmefztag keine Lichterprozession mehr statt.

Die Opferung geweihter Kerzen, auch geweihter Wachsfiguren, Wachsglieder, Wachskinder und Wachstiere in den Kirchen, besonders in Wallfahrtskirchen, auf den Altären der hl. Gottesmutter und ihrer Mutter Anna und der 14 hl. Nothelfer, ist ebenfalls ein uraltes, ähnlich schon bei den Römern weitverbreitetes Volkstum. Schmerzen und Sorgen und Not haben die Menschen aller Zeiten und Zonen auch schon lange vor dem Christentume gezwungen durch Gebete und Opfer die Himmlischen zu versöhnen und sie um ihre Hilfe anzuflehen.

Mariä Lichtmefz, am 2. Februar, fällt immer noch in den Weihnachtsfestkreis. Lichtmefz bringt den Schluß des Weihnachtsfestkreises. Der Volksspruch: „Lichtmefz, das Spinnen vergeß! Bei Tag zu Nacht eß!“ möchte damit auch schon den Vorfrühling beginnen; denn die Helle der Tage hat schon merklich zugenommen. Die Erfahrung und Gassenweisheit aber spricht dagegen. Sie sagt: „Der Hornung oder Hornickel (d. h. der Sohn des Horn oder des Januar) ist ein großer Zornnickel“. Ferner: „Wenn der Tag beginnt zu langen, kommt der Winter gegangen“, und: „Wenn der Dachs sich vor Lichtmefz sonnt, muß er nochmals vier Wochen zurück in sein Loch“. — Darum verlängern die Frauen das Ofenfeuer und ihre Spinnabende nach dem Nachtessen wenigstens noch bis Sonntag. Die Männer freilich greifen an schönen Tagen schon zum Wiesenbeil und zur Baumsäge um die Wiesen zu gräben und die

Obstbäume auszuputzen. Sie arbeiten schon im Vorfrühling vorschauend für den Sommer.

Am ungeduldigsten ersehnen die Kinder den lauen Sommertag und die ersten Frühlingsblumen und damit das ungehemmte Springen und Spielen im Freien. Der Winter hat sie in ihren dünnen Kleidchen allzulange in die dumpfe, oft überfüllte und oft auch überheizte Wohnstube eingesperrt. Er hat sie bleich und krank gemacht. Darum begrüßen sie am lautesten die ersten Veilchen und andere Frühlingsboten.

Eine der häufigsten Kinderkrankheiten ist im Winter das Halsweh, die Mandel- und Halsentzündung, und die Halsbräune oder Diphtheritis. Sie hat schon manchen lieben, hoffnungsvollen Sprößling allzufrühe weggerafft. Darum wird der Tag des hl. Blasius, des Bischofes und Arztes von Sebaste, am 3. Februar, feierlich begangen. In der Kirche wird morgens nach dem Gottesdienste der St. Blasiussegen gegen Halsweh erteilt und alle Mütter sind eifrig darauf bedacht sich und alle ihre Kinder jedes Jahr „bläseln“ zu lassen. — Der Priester hält dabei zwei gekreuzte, brennende Kerzen, die tags zuvor geweiht wurden, an die beiden Schläfen der Betenden und segnet sie, jedes einzeln, mit dem Blasiussegen gegen Halskrankheiten.

Auch die Tage des hl. Antonius, am 17. Januar, des hl. Valentin, am 14. Februar, und des hl. Wendelin, am 20. Oktober, sind drei hochverehrten Nothelfern und Schutzpatronen des Hauses und der Haustiere geweiht: Der hl. Antonius hilft denen, die ihn anrufen, in allen Nöten. Er hilft besonders Krankes heilen und Verlorenes wiederfinden. — Der hl. Wendelin ist ein mächtiger Beschützer des Viehes, der kostbaren Haustiere. — St. Valentin hilft Menschen und Tieren gegen Fallsucht und schlimme Nervenleiden. Er ist auch ein Patron der Liebenden.

Am Valentinustage werden von Kindern und von Verliebten gerne „Vielliebchen gewettet“. Dabei ist es Sitte, daß sie ihre zwei rechten Zeigefinger krümmen und in einander hakeln, oder eine Brezel miteinander an zwei Enden fassen, auseinanderreißen und essen. — Dasselbe Spiel wiederholen sie im Sommer beim „Zinserreißen“. Wenn sie beim Kirschenbrechen oder beim Zwetschenabmachen Zinser finden, d. h. zwei zusammengewachsene Zwillingssrüchte, dann fassen sie miteinander je eine Hälfte an, reißen sie auseinander und essen sie gleichzeitig mit den Worten: „Ich denk' dran“.

Der Osterfestkreis.

Zwischen Winterende und Frühlingsanfang liegt im Kirchenjahre eine lange, ernste Vorbereitung, die Fastenzeit. Sie dauert jetzt 40 Tage, nach dem Vorbilde der 40tägigen Fastenzeit Christi in der Wüste. Einst aber dauerte sie bis 70 Tage, im Hinblick auf die 70 jährige Gefangenschaft Israels in Babylon, bis zur frohen Rückkehr nach Jerusalem.

In dieser Vorbereitungszeit, vom Sonntage Septuagesima bis Ostern, geht der Priester täglich in violetten Bußgewändern zum Altare. Das feierliche Alleluja und Gloria ist in der Kirche verstummt, ebenso das frohe *Ite missa est*. Statt dessen fordert das ernste *Benedicamus Domino* am Schluß der Messe zu fortwährenden, stillen Gebeten auf.

Die kirchliche Fastenzeit beginnt am Sonntag Septuagesima mit dem Introitus nach Psalm 17: „Es haben Todesqualen mich umfangen, der Hölle Schmerzen mich umgeben. In meiner Not rief ich zum Herrn und er erhörte meine Stimme aus seinem hl. Tempel“. — Diese Zeit ernstester Grundstimmung dauert in der Kirche vom Sonntag Septuagesima bis Ostern, ist aber im öffentlichen Leben jetzt auf die Hälfte verkürzt.

Die frohe „offene Zeit“ geht außerhalb der Kirche von der Weihnachtsoktav bis Mittfasten, d. h. von Neujahr bis Aschermittwoch. Solange dürfen auch laute Feste gefeiert und Hochzeiten gehalten werden. In diese Zeit hat unsere tanzlustige und genußfreudige Welt auch den Fasching und die zahlreichen Tanzvergnügen ihres uralten Karnevals gelegt. Am lebhaftesten und ausgelassensten sind in den Städten allemal die drei letzten Tage desselben unmittelbar vor Beginn der 40tägigen Fastenzeit, der Sonntag, Montag und Dienstag vor Aschermittwoch, die sogenannte Herrenfasnacht, der blaue Montag und die Narrenfasnacht. Da wollen alle innerlich Unbefriedigten, jung und alt, und von den vielen Vereinen jeder noch besonders mindestens einen Maskenball und einige nächtelange Tanzvergnügen haben. — Auf den Straßen geht es an Fastnacht oft nicht minder toll her. Viele Jugendliche wollen

sich da vermummen und verkleiden um sich austoben zu können, fast alle unter ihrem Stande, sodasz auch die schmutzigsten und verlumptesten Masken durch die Straßen ziehen, wo sie von Tausenden begafft werden. Diese Narretei und Maskenfreiheit der „Fastnachtsnarren“ fährt sogar in unsere sonst sehr ernstesten Tageszeitungen und macht auch dort mit wenig Witz und viel Behagen oft die lustigsten Spässe. — Unsere Dorfleute wissen davon nur wenig. Sie wissen von der „Herrefasennacht“ am Sonntage und von dem nachfolgenden „Rosenmontag“ oder von dem „blauen Montag“ kaum mehr als deren Namen. — Ihre „Narrefasennacht“ beginnt im Dorfe erst am Dienstag-Nachmittag. Da ziehen Einzelne und Gruppen, die Scherz und Witz machen wollen, mit Gesichtsmasken aus Leinwand und mit „Schlaraffengesichtern“ aus farbiger Pappe über die Straßen und in befreundete Häuser. Die Kinder singen: „Ringele, Ringele, Rose! — Die Kuchle sin geblose! — Wenn mein’ Mutter kein’ Kuchle backt, — Peif’ ich uf die Fasennacht.“

Die großen Buben haben alte Zylinderhüte und Dreimaster und anderen alten Großvaterputz aus den Kleiderschränken hervorgesucht um sich damit zu verkleiden. Andere haben ihre eigenen Kleider umgekehrt und mit farbigen Lappen besetzt. So ziehen sie unter allerhand Ulk durch die Gassen. Bisweilen wird auch ein vermummter, laut brummender Bär mit Menschenfüßen von einem Bärenführer vorgeführt, der dafür Geld und frische „Fasennachtsküchlich“ in eine große „Rückkeiz“, d. h. in einen fast bis auf den Boden hinab offenen Rückkorb sammelt, in dem alles sichtbar liegt. Mädchen dürfen zu diesen Schlaraffenspielen nicht auf die Straße. Sie belohnen und belachen dieselben durch ihre Fenster.

Am Abend, nach 6 Uhr, sind Scherz und Vermummung zu Ende. Die Gassen sind wieder leer und ruhig. Es wird überall zeitig zu Nacht gegessen. Darnach putzen sich Männer und Frauen, Mädchen und Burschen zum gemeinsamen Wirtshausbesuche, so wie am Neujahrsabende. Die Wirtin stellt ihren weiblichen Gästen hochgefüllte Teller mit gezuckerten Fastnachtsküchlein vor und lädt wiederholt ein sie zu versuchen. Es werden aber anstandshalber nur wenige gegessen; sie haben ja alle „auch selber dehäm“. — Den Wein bezahlen an Fastnacht die Männer. Die Verheirateten bestellen je „einen Schoppen“, d. h. $\frac{1}{2}$ Liter, und trinken ihn aus ihren offenen Halblitergläsern. Damit stoßen sie zuerst mit allen Tischnachbarn an, später auch mit einzelnen derselben und trinken auf gegen-

seitige Gesundheit. Neu hinzukommenden Freunden wird das Glas dargereicht um daraus „Bescheid zu tun“. Das wiederholt sich bei angesehenen Familien an allen Tischen, an denen sie vorüberkommen. Ablehnung wäre eine Beleidigung. Doch darf man ein dargebotenes Glas auch annehmen und damit ringsum anstoßen auf die Gesundheit aller, die den Willkommstrunk angeboten haben, wenn diese damit zufrieden sind, und wenn sie nicht besonderen Zutrink aus ihrem Glase zum Zeichen gegenseitiger Ehrung und Freundschaft dennoch verlangen.

Die Mädchen sitzen auch an Fastnacht an besonderen Tischen in geschlossenen Reihen ihren Brüdern und befreundeten Burschen gegenüber. Ihnen wird der Wein in Flaschen vorgesetzt. Daraus wird jedem in ein kleines Trinkglas eingeschenkt, mit dem sie vor jedem Trunke auf ihre gegenseitige „Gesundheit“ freundlich anstoßen. Auch die Mädchen nippen aus ihren Trinkgläsern und lassen ihre neuzukommenden Freunde und Freundinnen daraus trinken. Bald entwickelt sich ein frohes Reden, Scherzen und Lachen. Es werden Volkslieder angestimmt, in die alle Anwesenden froh und kräftig einstimmen. — Nach 11 Uhr aber gehen alle gemeinsam wieder nachhause; denn um 12 Uhr beginnt der ernste Aschermittwoch und mit ihm die 40 tägige Fastenzeit und Bußzeit.

Die Fastnachtsfeier ist auf dem Lande also auffällig kurz. Sie ist da wirklich eine Nachtfeier und dauert weniger als $\frac{1}{2}$ Tag. Die „Fasnachtsküchelich“ werden da erst am späten Nachmittag, nach 4 Uhr, in Oel, Schmalz oder Butter gebacken. Das Oel wird zuvor „abgelöscht“ durch Einlegen einiger rohen Kartoffelscheiben.

Die „Küchelich sind rund oder länglich, warm und kalt am besten“. Sie bilden aber keine Mahlzeit, kein Nachtessen, sondern werden nur nebenbei, zumeist zum Kaffee, vor und nach dem Nachtessen nach Herzenslust verspeist. In Butter gebackene sind seltene Leckerbissen. In Schweineschmalz gebackene sind ganz kurzlebig; denn sie sind wegen ihres Schmalzes am Aschermittwoche durch das kirchliche Abstinenzgebot verboten. Sie müssen daher am Dienstagabend alle gegessen werden. Jetzt gibt es auch dafür Dispens.

Für ihre Mädchen formt die gütige Mutter einige besondere Küchlein, spannelange Zöpfe. Sie werden aus zwei oder drei Teig-Flechten gedreht. Für ihre Buben formt sie „Schnekehäusle“, d. h. handbreite Doppelspirale, die den früh-

germanischen und den keltischen Bronzespinalen an Brust- und Armschmuck in der Form sehr ähnlich sind.

Verliebte Mädchen nehmen das erste, noch warme Kuchlein auch gerne unter die Schürze und gehen damit zum Dorfbrunnen um Wasser zu holen. Der erste Bursche, der ihnen dabei begegnet und sie anspricht, wird ihr Schatz und Gatte.

Gesegnete Frauen müssen beim Kuchlebacken sehr vorsichtig sein; denn heiße Fettbläs'chen, die ihnen ins Gesicht spritzen, brennen auch dem Kinde unter ihrem Herzen ein rotes Muttermal ins Gesicht, das sich häßlich erweitert, wenn sie dabei erschrecken und das Gesicht abwischen.

An Fastnacht darf auch der Dorfhirt von Haus zu Haus gehen und Mehl, Speck und Kuchlich etc. einsammeln. Er kommt dazu mit Handsäge, Messer und Meißel, um den Stallkühen nötigenfalls ihre langen Huf-Schlappen und ihre gefährlichen Hornspitzen abzuschneiden. Seine Frau setzt sich schweigsam in der Wohnstube neben die Tür und nimmt die herkömmlichen Gaben dankend in ihren weißen, mit einer Serviette bedeckten Korb. — Diese Sitte ist im Absterben; denn der Kuhhirt darf jetzt nicht mehr in die Ställe. Der tägliche Austrieb der Rinderherden hat seit 1875 fast ganz aufgehört und die gehörnten Zugtiere treten sich auf den rauhen Strafen ihre Schlappen oft allzusehr ab. Die Hilfe des Hirten ist also nicht mehr nötig. Seine Hirten-Schalmey, d. h. sein dem Schweizer Alphorn ähnliches, gebogenes Hirtenhorn aus Holz und Baumrinde, ist längst geborsten. Sein dudelnder Lockruf und sein Morgenlied: „Mädel, wenn du witt (= willst), — Geb' mer dein Kuh mit! — Geb' mer sie mit! Geb' mer sie mit!“ ist jetzt verstummt und vergessen.

Auch der tägliche Austrieb der Zucht- und Läuferschweine und das unmelodische Getön des Sauhirtens aus seinem gebogenen Ochsenhorn an jedem Morgen des Sommers hat jetzt fast überall aufgehört. Die Stallfütterung wird allgemein vorgezogen und bei den Herbstweiden führen die Kinder des Hauses selbst die nötige Aufsicht.

Seit Einführung der Maischraumsteuer und ihrer drückenden Kontrolle bei den Branntwein-Rohbränden sind im Westrich die meisten kleinen Kartoffelbrennereien, welche aus selbst gepflanzten Kartoffeln die Schlempe für das Vieh lieferten, ganz unglücklich erdrosselt worden; denn damit erlosch auch die einst so blühende Viehzucht. Wo einst 10 bis 20 feiste Rinder und Ochsen standen, hungern jetzt vielleicht noch zwei

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

magere Fahrkühe. Die starken Zugochsen aber sind dort fast ganz ausgestorben. In den steilen Bergäckern sieht man daher anstatt der früher angepflanzten Kartoffeln und Halmfrüchte jetzt vielfach wieder Wald oder auch Reben, die säurehaltigen, weit streckbaren Wein liefern, der darum oft gut bezahlt wird. — Die Volksnahrung und der Volkswohlstand der Walddörfer aber ist dadurch in den letzten Jahrzehnten ganz wesentlich magerer, knapper und ärmer geworden. Darunter litt auch das heimische Volkstum. Die herkömmliche Landwirtschaft mußte sich wesentlich umstellen.

An den Karneval und an seine in manchen Städten und Vergnügungsvereinen fast ausgelassen gefeierte Fastnacht schließt die Welt den Katzenjammertag und die „Geldbeutelwäsche“. Die Kirche schließt eine strenge Bußzeit daran, die 40tägige Fastenzeit.

Diese beginnt mit dem Aschermittwoch um 12 Uhr nachts, nicht schon um 6 Uhr abends wie die anderen Festzeiten. Wer da abkommen kann, geht morgens zur Kirche um die Austeilung der hl. Asche anzusehen und um sich auch selbst äschern zu lassen. — Man nimmt dazu die Asche der am Palmsonntag geweihten und jetzt verbrannten Zweige und Palmen. Damit zeichnet jeder Bischof den Geistlichen seiner Kathedrale ein Aschenkreuz auf die Tonsur ihres Hauptes. Den Gläubigen, die zur Aescherung kommen, macht der Pfarrer ein Aschenkreuz auf die Stirne und spricht dabei: „Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris!“

Dann verlangt die Kirche, daß alle gesunden Personen vom vollendeten 21. bis zum 61. Lebensjahre in der Fastenzeit auch wirklich Buße tun und 40 Tage lang fasten, d. h. mit der einmaligen Sättigung mittags sich begnügen und sich alle entbehrlichen Genüsse versagen. Eine kleine Stärkung morgens und abends ist den Schwachen jedoch nicht verwehrt. Vom Fasten ganz dispensiert sind alle, die schwer arbeiten müssen; nicht aber von der Bußgesinnung und auch nicht von dem freiwilligen Abbruche und vom Fastenalmosen für die Armen. Die Fastengebote sind seit 1914 infolge des Krieges und der allgemeinen Not auch nach dem Kriege sehr milde geworden.

Auf dem Lande wurde das strenge Fasten und jeder Abbruch einst hart empfunden, weil die Frühjahrsarbeiten auf dem Felde zumeist mit der Fastenzeit zusammenfielen. Trotzdem legten sich alle, insbesondere die Frauen, stets große Entsagungen auf. In den Familien wurden auch die Andachten verlängert.

Abends wurden zum gewöhnlichen Nachtgebete, trotz aller Müdigkeit, regelmäßig noch „die fünf Wunden Christi“ und wenigstens ein gemeinsames Gesetz des Schmerzhafte Rosenkranzes beigefügt. Am Samstagabende und Sonntags kam ein ganzer Rosenkranz dazu. — Auch die Miserere-Andachten an den Mittwochabenden, die Kreuzwegandachten an den Freitagen und das Salve an den Samstagabenden wurden in der Fastenzeit bei uns immer zahlreich besucht. Das verlangte das Mitleben mit der Kirche und mit dem Kirchenjahre und mit der ernsten Bußgesinnung der Fastenzeit.

Um so auffälliger war „die Alte Weiber-Fasennacht“, die am Nachmittage des Aschermittwoch in meiner Jugendzeit noch in Ramberg gefeiert wurde: Aeltere Frauen, zumeist „Witweiber“, kamen dazu nachmittags in einer Wirtschafft zusammen, tranken Kaffee und aßen dazu „Fasennachtsküchlich“. Darnach bestellten sie Wein und luden auch bekannte und zufällig oder absichtlich vorübergehende Männer dazu ein. Sie nahmen diesen unter allerlei Neckereien die Mützen vom Kopfe und gaben diese erst wieder frei nach Zahlung eines Schoppens oder einer Flasche Wein, die sie unter lustigen Liedern und Scherzen miteinander tranken. Das Volk mißbilligte und verspottete diese um einen Tag verspätete „Alte Weiber-Fasennacht“ mit dem Vergleiche: „Wenn eine alte Scheuer brennt, ist sie nicht mehr zu löschen“. — Jetzt ist auch diese Sitte erloschen und Aschermittwoch ist neben den drei letzten Kartagen jetzt allgemein der strengste Fasttag und Abstinenztag der 40 tägigen Fastenzeit.

„Die alte Fasennacht“ auf Sonntag Jubilate, drei Wochen nach Ostern, ist heute nur noch im Sprichworte bekannt: „Der kommt hintennach wie die Alt Fasennacht“.

Der Fastnachtssonntag: Esto mihi, und die 6 Fastensonntage: Invocavit, Reminiscere, Oculi etc. haben auch in der protestantischen Kirche ihre alten, lateinischen Namen nach dem Introitus, dem Eingange der Sonntagsmesse, behalten. — Auch die Schnepfenjäger bestimmen ihre Jagdzeit nach diesen alten Sonntagsnamen in den allbekannten Reimen: „Auf Oculi, da kommen sie. — Laetare, das sind die wahre. — Judica sind sie noch da. — Palmarum, tralarum!“

In den Städten sind diese Fastensonntage, die ja überall und allgemein vom Fasten befreit sind, jetzt vielfach ausgelassene Biersonntage mit Konzerten und Starkbieren geworden.

Wenn so viele gewissenhafte und arbeitsame Menschen sechs Wochen lang streng fasten, dann müssen natürlich die Städter dafür doch wenigstens an den Sonntagen ihre Vergnügen haben, damit die Welt nicht plötzlich überschnappt. Die Fastensonntage sind indes auch im Dorfe keine Fasttage, aber doch wenigstens ruhige, ernste Sonntage der körperlichen Erholung und der inneren Vorbereitung auf Ostern.

Ausgenommen vom strengen Ernste der 40 tägigen Buße und Fastenzeit ist im Dorfe der Sonntag *Laetare* oder Mittfasten, der uralte, volkstümliche Sommertag, der vierte Fastensonntag.

Am Sommertage unterbricht auch die Kirche ihre Fastentrauer. Die vorgeschriebenen Priestergewänder sind da rosarot, nicht violett wie bisher. Der Eingang der hl. Messe lautet da nach *Isaias 66*: „Freue dich, Jerusalem! Versammelt euch, ihr alle, die ihr es liebet. Seid fröhlich in Freude alle, die ihr in Trauer waret, daß ihr frohlocket und satt werdet von der Fülle eures Trostes.“ So atmen auf Lätare oder Mittfasten alle Gesänge der Messe Freude und Trost und von dort dringt der Jubel hinaus in die Häuser und auf die Straßen.

Daß der Papst an diesem Tage auch eine goldene *Tugendrose* zu weihen pflegt, die er an Würdige, zumeist an Fürstinnen, verschenkt, ist weithin bekannt.

Gleich nach dem Sonntagsgottesdienste begann die männliche Jugend im Dorfe auf Lätare einst ihre Vorbereitungen zur Feier des volkstümlichen *Sommertagsspielles*, zum Kampfe des grünen, in Efeu gehüllten Sommers gegen den kalten, in Stroh gewickelten Winter. Die gesamte Jugend, ja alle Dorfbewohner, wirkten dabei mit. — Schon am Morgen, „gleich noch der Kerich“, ziehen die kleinen Buben und Mädchen einzeln und in Gruppen mit ihren *Sommeregabeln*, d. h. mit weißgeschälten, oben zweizinkigen Haselstecken, auf denen gelbgebackene Brezeln befestigt und mit farbigen, flatternden Bändern verziert sind, durch die Gassen, in die Häuser ihrer Freunde und Verwandten. Sie singen dort den Sommertag an: „Ri, ra, ro, der Summerdag esch do! — Wechsel, Wechsel, zeig' mirs Kätzel! — Wohin? Dohin! — Auf den grünen Wiesen — Kummt der Summer g'schlichen. — Eine Kann' voll Wein! — Drei Brezele hinein! — Da können mer alle recht lustig sein. — Ri, ra, ro, — Der Summerdag esch do!“

Dafür erhalten sie Geld für eine Brezel oder für zwei und zwei rotbackige Äpfel auf die Spitzen ihrer Sommeregabeln.

Diese Brezeln werden beim Bäcker gekauft, oder auch, viel größer und mürber, von den Hausfrauen selbst gebacken. „Wer am Sommertag keine Brezel bekommt, bleibt das ganze Jahr ein armer Narr.“

Die kleinen Buben tragen am Sommertage gerade so wie die Mädchen ihre mit fliegenden Bändern rot und weiß geschmückten und oben mit je „einem“ Brezel und mit zwei Äpfeln voll besteckte Ofengabel oder Sommergabel. Sie tragen aber überdies an ihrem Gürtel, oder aufrecht in der Hand, noch ihren S o m m e r t a g s - S ä b e l.

Der Sommertagssäbel ist aus Holz, flach, einschneidig, vorn zugespitzt nach Art des frühfränkischen Skramasax. Am kurzen Ende des Griffes und auf der 50—60 cm langen, bis 10 cm breiten Holz Klinge ist er beiderseits durch Rötel „mit feuerroten Blumen“, d. h. mit roten Rauten und anderen eigenhändigen Rötelzeichnungen längshin verziert. — Mit diesen Sommertagssäbeln zogen wir Dorfbuben alle Jahre mutig aus zum Kampfe gegen den Winter und wir waren damit natürlich immer siegreich, wenn der Winter durch Kälte und Nässe uns auch manchmal bitter zusetzte.

Die großen Buben begannen ihren U m z u g erst am Nachmittage, nach der kurzen Vesper. Es mußten acht sein: Der Sommer und der Winter, „zwei Rufzebutze“ und vier Singbuben.

D e r S o m m e r war ringsum am ganzen Leibe und an allen einzelnen Gliedern in grünes Efeu gewickelt; d e r W i n t e r in Stroh. Jeder der beiden trug auf den Schultern und rings um den Kopf einen mächtigen, mit Efeu oder Stroh umkleideten Helm. Dieser war aus Holz, mit viereckigen Visier- und Luftlöchern versehen und mit je einem kleinen Tannenbaum über dem Scheitel geschmückt, so daß er den beiden vermummten Gestalten Licht und Luft und riesige Größe verlieh.

Sommer und Winter wurden in einer Scheune „geputzt“. Sie konnten infolge ihrer Umhüllung an Armen und Beinen natürlich nur langsam, Schritt für Schritt, durch die Straßen schreiten. Bei jeder Bewegung nickten und flimmerten die schwanken Tannenbäumchen über ihren Häuptern, die mit farbigen Papierbändchen, zumeist weißen und roten, dicht besetzt waren.

Die W a f f e der beiden Riesen war je ein Holzsäbel, ähnlich den Sommertagssäbeln der Buben, nur viel größer. So gerüstet durchzogen sie drei Stunden lang, bis zum Einbruche der Nacht, langsam die Straßen, bald einzeln, bald miteinander,

von der Jugend umjubelt, von den Erwachsenen mit kleinen Gaben beschenkt. Da sie nur langsam laufen konnten und nicht in die Häuser gehen durften, galt es als geizig und unnobel ihnen auf der Straße ohne Gabe auszuweichen oder zu entfliehen.

Die Flüchtigen aber wurden von den zwei „Rufzebutzen“ verfolgt und gepfändet. Diese waren zwei behende Burschen von 18—20 Jahren, die an ihren Händen und Gesichtern rufzig-schwarz und ihrem Namen entsprechend als Schornsteinfeger verkleidet waren. Sie trugen rufzige Kleider und Rohrstiefel, einen Strick und Strohwisch auf dem Rücken als Felleisen, einen schwarzen geknickten Zylinderhut auf dem Kopfe. Ihre Waffe war ein Spieß, eine lange, schwarze, oben spitze Stange, an der ihr schmutziger „Spüllumpen“ hing. Diesen schleuderten sie den Flüchtenden nach. Sie machten aber zum Scherz auch viele, ja fast alle schwarz, die ihnen freiwillig ihren Tribut zahlten, am liebsten die sauberen und rotwangigen Mädchen.

In die Häuser durften auch die Rufzebutzen nicht eindringen. Wer ihnen dorthin entfloh, konnte sie ungestraft durch das Fenster necken und auslachen. Doch war es Sitte sich mit je 5 bis 10 Pfennig bei jedem für den Sommertag frei zu kaufen. Nur die kleinen Buben und Mädchen waren steuerfrei. Wenn sie aber allzu keck und zudringlich wurden mit ihren derben Spottliedern: „Rufzebutze, gräusel Mäusel, frelz', was der Hund sch . . .“ etc., dann wurden auch sie mit den rufzigen Händen und mit den nassen Spüllumpen gehörig verwaschen und schwarz gemacht.

Die Sammlung in den Familien besorgten inzwischen die vier Singbuben. Sie zogen von Haus zu Haus mit einem Geldbeutel und mit einem weißen Korbe, der mit Spreu gefüllt und dazu bestimmt war frische Eier aufzunehmen. Sie sangen: „Stäb' aus, stäb' aus! — Dem Winter stecht die Aege aus! — Mit feuerrote Blume — Holen mer den Summer. — Ri, ra, ro! — Der Summerdag esch do! — Der Fuchs, der geht ins Hühnerhaus — Und holt die Eier all 'raus. — Mer ens, deer ens, — Den annere Kinner gar kens. — Ich hör' war krache. — Die Madam werd mers backe. — Ich hör' was klinge. — Die Madam werd mer's bringe etc. — Ri, ra, ro! — Der Summerdag esch do!“

Darnach erhielten sie ein Ei oder 10 Pfennig. Noch lieber war ihnen das Doppelte. — Beim Weggehen sangen sie ein uraltes, wehmütiges Trauerlied, das vom Karfreitag oder von der Sommersonnenwende hierher verschoben ist: „Herr Jesus war

auch ein unschuldiges Blut. — Das Herz im Leib mir brechen tut. — Groß war sein Schmerz, — Groß seine Pein. — Wir weinen das Wasser in den Rhein.“ — Gleich darauf folgte aber wieder das frisch und froh gesungene: „Stäb' aus! Stäb' aus! — Dem Winter stecht die Aege aus! — Mit feuerrote Blume — Holen mer den Summer. — Ri, ra, ro! — Der Summerdag esch do!“

Wurden die Singbuben einmal unfreundlich empfangen und ohne Gaben abgewiesen, dann streuten sie Spreu in den Hausgang oder auf die Hausstaffel und sangen: „Neidhaus, Neidhaus! — Der Teufel guckt zum Fenster heraus!“

Waren alle Häuser durchzogen, dann fand am Abend vor dem Dorfe, im Beisein der ganzen jungen Mannschaft, der Wettkampf zwischen Sommer und Winter statt. Der Winter mußte im Ringen zuletzt unterliegen. Seine Strohülle wurde ihm abgerissen und auf den Misthaufen geworfen; darüber „das“ Efeu des Sommers. Dann wurden die Kleider und die Gesichter gereinigt, die gesammelten Gaben gleichmäßig verteilt, die Eier gebacken und mit Brot bei einem gemeinsamen Festmahle verzehrt.

Im nächsten Jahre kamen jedesmal acht andere Burschen an die Reihe. So verlief das Sommertagsfest bei uns friedlich bis zum Jahre 1880. Da hatte ein verrufener Bursche, den niemand gern im Dorfe sah, sich zum Rufzebutze gemacht. Dieser Rufzebutze hat eine fremde Frau, die mit einem Päckchen Ellenwaren durch Dernbach nach Ramberg ging, ebenfalls angehalten. Die Frau weigerte sich aber ihm zwei Pfennige als Lösung zu geben und drängte vorwärts. Dabei fiel ihr Päckchen zu Boden und schon öffneten die Bürger ringsum die Fenster um den Rohling zurecht zu weisen. Die Frau ging dann auch unbehelligt weiter, stellte aber Strafantrag. Der Bursche erhielt ein paar Tage Gefängnis und zwar mit Recht. Das Sommertagspiel aber wurde gleichzeitig auf Befehl des Amtsrichters mit Unrecht verboten und fortan für alle eingestellt. Es war schade um das schöne, sonst so frohe und harmlose, uralte Volkstum, das so recht die Freude am wiederkehrenden Sommer zum Ausdruck brachte. Es war ein Rest des altgermanischen Sonnenjahres, der sich im Anschluß an den Sonntag Laetare des Kirchenjahres so viele Jahrhunderte erhalten hatte.

In Eufzerthal ist der Umzug am Sommertage ein wenig verschieden durch Zutun des „Hanselfingerhut“ und seines Anhanges. Ebenso ist es in Lambrecht und Forst. Der Sommer

ist da in grüne Binsen gekleidet, der Winter mit Stroh umwickelt. Beide sind mit Schwert und Spieß bewaffnet.

Der Sommer spricht: „Ich bin der Sommer also fest, — Grüß' alle Herren und alle Gäst'. — Grüß' ich den einen und den andern nicht, — Bin ich auch der rechte Sommer nicht.“

Der Winter erwidert: „Ich bin der Winter all so stolz — Und komme aus einem wilden Holz. — Ich komm' aus der Tiefe des Meeres geschwind — Und bringe da mit einen kühlen Wind.“

Darauf sagt der Sommer: „Am Bartholomäustag schneid' ich mein Korn und Weizen ab.“

Der Winter entgegnet: „Schneid'st du sie ab, trag ich sie heim und dresch sie aus — Und koch meiner Gretel gute Nudelsupp' daraus.“

Die Gretel zog einst auch mit durch das Dorf. Sie trug einen Melkkübel und Melkstuhl im Arme und setzte sich zum Melken, so oft der Zug anhielt.

Aehnlichen Ulk treibt der Balwierer, der bei jedem Anhalten einen Genossen einseift und ihn mit seinem großen Holzmesser rasiert; dann der Kleine Gernegroß in weiten Schaftstiefeln, schlotternden Großvatershosen, langem Frack und hohem Hut; ferner der Pläckeljud. Er ist in einen bunten Anzug gehüllt, der aus verschiedenfarbigen, kleinen Pläckchen zusammengeflickt ist. — Ihre Anführer sind der Hansel Fingerhut und der Fähnrich. — Beide tragen hohe, spitze Binsenhüte auf den Köpfen. In den Händen hält jeder ein Schwert und einen Spieß aus Holz. Ihre Gesichter sind mit Ruz und mit glänzenden, schwarzen Schnurrbärten bemalt.

Das Kleid des Hansel Fingerhut ist, wie das des Pläckeljuden, aus vielen, bunten Läppchen zusammengesetzt. — Der Fähnrich trägt über seinen Alltagskleidern ein langes, weißes Ueberhemd. Es ist um die Hüften gegürtet. Er tritt bei jedem Anhalten vor seinen Zug und ruft: „Fähndrikus bin ich genannt. — Den Stab trag ich in meiner Hand. — Den Degen an meiner Seite, — Damit ich den Feind bestreite. — Frisch über frisch! — Wie geschwind fliegt dem Hansel Fingerhut sein Flederwisch.“ — Dann zieht er sein Schwert und schlägt dem Hansel Fingerhut seinen Binsenhelm vom Kopfe. — Dieser hüpf, daß seine bunten Lappen fliegen, und ruft: „Ich bin der Hansel Fingerhut, — Der nichts gewinnt und viel vertut. — Ich hab' vertan mein Vatergut — Bis auf den letzten Fingerhut. —

Frisch über frisch! — Wie geschwind hat der Hansel Fingerhut wieder seinen Flederwisch.“ — Dabei hebt er seinen Binsenhut vom Boden auf und setzt ihn auf seinen Kopf. Dann schließt ein gemeinsames Frühlingslied die dramatische Vorstellung und eröffnet am nächsten Halteplatze zugleich eine neue, bis das Dorf durchzogen ist.

Unterdessen gehen drei Burschen, der Weinlogel und zwei Eierkürn von Haus zu Haus, sammeln Geld in ihre Tasche, Wein in ihre Logel und Eier in ihren Korb, der angefüllt ist mit Sägespänen. Am Abend wird der Winter zum Dorfe hinausgetrieben und vom Sommer besiegt. Die gesammelte Beute wird geteilt und, soweit sie eßbar und trinkbar ist, in froher Gesellschaft verzehrt.

Der Sommertag am Sonntag Lätare bringt uns aber selten schon den gewünschten Sommer. Der ganze März hat noch das Recht zu wintern; denn „Märzeschnee düngt“. Erst der „Aprileschnee frifzt“. Er „tut Frucht und Weinstock weh“.

Schon in unserem ältesten pfälzischen Kirchenkalender von 1366 gilt der hl. Petrus, dem „die Schlüssel des Himmereiches anvertraut“ sind, wie heute noch als Wetterherr. Zu Kathedra sancti Petri, am 22. Februar, sagt der alte Kalender: Ver Petro detur. — Nach dem Volksmunde aber bringt der hl. Matthias, am Schalttage des 24. Februar, den Schluß des strengsten Winters: „Mattheis, brichts Eis. Find't er keins, dann macht er eins“. So rufen die Kinder. Den Bauern aber kommt St. Matthias immer zu spät. Sie sagen: „Er trotzelt“. „Du bist ein rechter Trottelmatthes“, ist daher ein Schimpfwort für die Langsamen, die immer zu spät kommen.

Ueber die Märzstürme und das „Aprilewetter“, das wechselreich zwischen Regen und Schnee und Sonnenschein hin und her schwankt, bestimmen auch „die 40 Ritter“, am 10. März; denn „wie sie einreiten, so reiten sie auch aus“; so bleibt das Wetter 40 Tage. Darum beachten die Bauern ihren Einritt mit Sorgen und guten Wünschen; denn ihre Wintervorräte für Menschen und Vieh gehen oft allzufrüh zu Ende und sie erleiden dann oft auch noch eine verlängerte, unfreiwillige Fastenzeit, ehe drauzen neue Nahrung aufspriest.

Die kirchliche Fastenzeit naht ihrer Höhe am fünften Fastensonntag, dem Passionssonntage. Da werden zum Zeichen der Trauer und nach dem Bibelworte: „Er aber verbarg sich vor ihren Augen“, in den Kirchen die Kruzifixe verhüllt. In den Kirchengebeten wird der sonst übliche Schluß: „Ehre

sei dem Vater und dem Sohne und dem hl. Geiste“ etc. von da an weggelassen. Im Dorfe beginnt die Vorbereitung zur Karwoche.

Die deutsche Passion wird jährlich in der Passionswoche abends im Schulhause wieder neu eingeübt: „Das Leiden unseres Herrn Jesu Christi, wie es Sankt Matthäus beschreibt“; denn sie soll nach altem Brauche am Palmsonntage mit verteilten Rollen und Chören bei der Pfarrmesse in der Kirche gesungen werden.

Mit Palmsonntag beginnt die letzte Fastenwoche, die Karwoche. Sie ist „die große Woche“, die Leidenswoche Christi. Zur Erinnerung an seinen feierlichen Einzug in Jerusalem, wo ihm Palmen auf den Weg gestreut wurden, segnet die Kirche am Palmsonntage vor dem Gottesdienste Palmzweige und Palmwische, die aus allen Häusern von Kindern und Erwachsenen vor die Kirchentüre gebracht werden. Nach der Weihe werden auch in der Kirche Palmzweige ausgeteilt an Geistliche und Lehrer, an die Sänger und Sängerinnen, an die Kirchen- und Gemeindevorsteher.

Darnach wird die Palmprozession um die Kirche begonnen. Dabei erschallt aus jungen und alten Kehlen das feierliche Jubellied: „Singt dem König Freudenpsalmen! — Völker ebnet seine Bahn!“ etc. — Aber bei der Rückkehr zur Kirchentür findet der Pfarrer diese geschlossen. Nun beginnt ein lateinischer Wechselgesang zwischen ihm und den Sängern drinnen, wobei der Geistliche dreimal mit dem Schafte des Prozessionskreuzes an die Kirchentüre stößt, bis diese geöffnet wird zum feierlichen Einzuge. Während der nun folgenden „stillen Messe“, die das längste Evangelium des Jahres hat, die Leidensgeschichte Christi nach Matthäus, Kapitel 26 und 27, singt der Kirchenchor des Dorfes diese Leidensgeschichte, die Matthäuspassion, deutsch mit verteilten Rollen und mit hübschen, vierstimmigen Chören, jetzt nach J. B. Benz, sodafz alle davon ergriffen werden. Diese Passion und die Leistung der Solisten bildet dann das Tagesgespräch der Gemeinde und ist noch lange der Stolz aller Mitwirkenden.

Nach dem Gottesdienste wird vom Geistlichen durch die Kirche hin links und rechts das Weihwasser ausgeteilt wie an allen Sonntagen, aber nicht mit dem „Weihwisch“ oder mit dem silbernen Aspergil, sondern mit einem Bündel geweihter, grüner Buchszweige, mit dem „Palmewisch“, der dann am nächsten Aschermittwoch verbrannt wird, und die Asche liefert zur

„Aescherung“ am Anfange der nächsten Fastenzeit und Bußzeit.

Der Palmsonntag ist aber nicht nur ein Ehrentag für die Sänger und Solisten der Passion, sondern auch für alle Buben und Mädchen, die ihren Palmwisch sorgsam gebunden zur Weihe tragen und dafür sorgen, daß darin nichts von dem Nötigen und Herkömmlichen fehlt.

In einem richtigen *Palmwische* müssen zusammengebunden sein: Je drei Zweige von Palmen, d. h. von immergrünem Buchs, der bei uns „Palme“ heißt; ferner drei Zweige der blühenden Palmweide oder Salweide mit dicken, gelben Kätzchen; drei Zweige der grünen Stechpalme; drei lange blühende Haselzweige mit gelben Würstchen; drei Zweige vom Thuja oder vom Sevenbaum und drei Eichzweige mit dünnen, vorigsjährigen Blättern. Die Bindekordel soll lang und ohne Knoten sein, daß sie im Notfalle zu Heilzwecken dienen und einer Kuh um den Leib gehen kann.

Die drei langen, blühenden Haselruten, die unten und oben herausragen, dienen dem Palmwische unten als Stiel und Handhabe. Oben werden sie oft geschlitzt und mit kurzen Querstäbchen von Hasel durchzogen, sodafz sie wie drei Kreuze oder Doppelhämmer den Palmwisch überragen.

Je höher diese Palmwische bei der Weihe vor der Kirchentür gehoben, je mehr sie dabei vom Weihwasser und Weihrauch getroffen werden, um so mehr werden sie, nach dem Glauben der Kinder, geweiht, um so größere Kraft und Wirksamkeit haben sie dann im praktischen Leben. Darum die Unruhe der Kleinen bei der Weihe und ihr beständiges Emporrecken und Vorwärtsdrängen.

Die Kirche segnet diese Palmen, „damit, wer immer davon empfängt, Schutz für Leib und Seele erlangt“. Sie bittet Gott ferner, „dafz an allen Orten, wohin sie immer gebracht werden, dessen Bewohner seinen Segen erlangen, und daß seine Rechte alle feindliche Gewalt verscheuchend diejenigen beschütze, die sein Sohn Jesus Christus, unser Herr, erlöst hat.“²⁾

Darum werden diese Palmen nach dem Wortlaute des Segens dazu verwendet die Räume des Hauses und ihre Bewohner, die gesunden und die kranken, die sterbenden und die verstorbenen, mit Weihwasser zu besprengen. Darum werden sie auch unter dem Dache des Hauses verwahrt und an der Stalldecke befestigt, damit sie die Häuser beschützen vor Blitz und Wetterschäden, die Bewohner und ihre Haustiere vor

Seuchen und Hexereien. Darum werden geweihte Buchszweige bisweilen auch in Fruchtfäcker gesteckt um auch diese vor Hagelschlägen, Gewitterschäden und Bergrutschen zu bewahren.

Denn diese Palmwische sind nach wörtlicher Deutung des Kirchensegens und nach alter Ueberlieferung „nit allein krefftig für tufelsche Gespenst, sunder och alle Ungewitter, Donder, Hagel und Platzregen zu vertrieben“.

Wenn bei Krankheiten der Haustiere im Stalle alle Hausmittel versagen, dann räuchert man den Stall in den drei höchsten Namen aus, indem man die geweihten Palmwische und Würzwische langsam in einem Kohlenbecken verbrennt und mit Essig abdämpft zur Desinfektion und zur Vertreibung böser Zauber und Einflüsse.

Von der großen Palmprozession mit einem Palmesel und festlichem Gepräge im alten Fürstbistum Speyer, wovon Karsthans und nach ihm Kardinal von Geissel in seinem „Kaiserdom“ erzählen, ist auch dort nur noch der schlichte Umzug um den Dom übrig geblieben. Dabei ist es Sitte, daß auch dort alle Teilnehmer der Prozession wie im Dorfe frisch geweihte Buchs-Palmen oder Thujazweige in der Hand tragen und die Palmsonntagslieder singen.

Daß das schwarze Kreuz über den Rücken und über die Schultern des grauen Esels einst durch ein Wunder gewachsen ist, weil Christus auf dem Füllen einer Eselin am Palmsonntage nach Jerusalem einritt, ist eine auch bei uns verbreitete Legende. Sie veranlaßt unsere Dorfjugend diese Zeichnung immer wieder zu bestaunen und die Legende weiter zu tragen.

Während der Karwoche, welche auch „die große und die stille Woche“ heißt, versenken sich Kirche und Volk immer tiefer in das Leiden Christi, bis die Trauer in den drei letzten Tagen den höchsten Grad erreicht. Darum verstummen am Gründonnerstag die Glocken, die Altäre werden ihres Schmuckes beraubt, die Klagelieder des Propheten Jeremias werden gebetet und in großen Kirchen auch in den drei Trauermetten gesungen.

Am Mittwoch dieser „stillen Woche“, der in alten Urkunden auch „der krumme Mittwoch“ genannt wird, beginnen im Dome zu Speyer abends von 4 bis 6 Uhr die „Rumpelmetten“ und mit ihnen die drei Kartage

Am Anfange der Metten, deren großartige Schönheit wohl nur deswegen weniger bekannt und berühmt ist, weil sie lateinisch gesungen werden, brennen jedesmal 15 Kerzen

auf dem Triangel neben der Epistelseite und 6 Kerzen auf dem Altare. Von diesen wird am Schlusse jedes Psalmes eine gelöscht, so wie die Jünger, einer nach dem anderen, den Herrn verlassen haben. Nur die große mittlere Kerze, das Symbol Christi, wird nicht ausgelöscht, sondern brennend abgehoben und gleich dem Herrn im Grabe verborgen, zuletzt aber auf den Altar gestellt, wo sie weiter brennt bis nach Schluß der Metten.

Am Gründonnerstag feiern Kirche und Volk die Einsetzung des hl. Altarssakramentes. Darum trägt der Priester weiße Festgewänder und der Gottesdienst ist hochfeierlich bis zum Gloria. Dabei klingen nochmals alle Glocken und Schellen und auch die Orgel im hellsten und vollsten Ton. Dann aber verstummen sie plötzlich und bleiben stumm bis zum Gloria am Karsamstag.

Am Gründonnerstag ist auch in großen Kirchen mit vielen Priestern nur eine Messe, bei der alle Geistlichen aus der Hand des Bischofs oder des Celebrans die hl. Kommunion empfangen. Bei der hl. Wandlung konsekriert der Priester aber an diesem Tage zwei große Hostien, wovon er die eine wie gewöhnlich genießt. Die andere wird am Schluß der Messe in einer Kapelle oder in einem Nebenaltare feierlich aufbewahrt für die Missa praesanctificatorum am Karfreitag, bei der es keine Opferung und keine Wandlung gibt. Davor finden dann den ganzen Tag über Besuche des sakramentalen Heilandes, Bruderschaftsandachten und Betstunden der Gemeinde statt. Dadurch wird auch der Gründonnerstag ein volkstümlicher Halbfieiertag.

In den Meßgebeten des Gründonnerstages wird uns alles vorgeführt, was uns durch die Erlösung zuteil geworden ist: Wie Christus durch seinen Tod unser Heil, durch Einsetzung der hl. Kommunion das Leben unserer Seele und durch seine Auferstehung der Urheber unserer Auferstehung geworden ist.

In den Bischofskirchen findet am Gründonnerstag auch die Weihe der hl. Oele statt: Des Krankenöles zur letzten Oelung der Sterbenden; des Chrisams, der bei jeder Taufe und Firmung angewandt wird, ferner bei der Bischofsweihe, bei der Weihe von Kelchen und Altären, Glocken und Kirchen; endlich des Katechumenenöls, das bei Taufen und Wasserweihen, bei Priesterweihen und Kirchenweihen gebraucht wird. Jedes Dekanat der Pfalz holt am Gründonnerstag diese hl. Oele persönlich durch einen Boten im Dome zu Speyer ab und verteilt sie dann an alle seine Pfarrkirchen und Filialkirchen.

Die Verwendung dieser hl. Oele in allen Gemeinden ist seit vielen Jahrhunderten volkstümlich und mit volkstümlichen Gebräuchen verbunden. Die inhaltreichen Gebete und Zeremonien und Exorzismen bei ihrer Weihe sind aber deswegen nicht so allgemein bekannt, wie sie es verdienen, weil diese Weihe nur in den Bischofskirchen stattfindet. Allerdings weiht sie der Bischof dort öffentlich, im Beisein des Volkes, das die Weihe der hl. Oele alljährlich aufmerksam und mit frommer Andacht begleitet.

Wenn am Gründonnerstag nach dem Gloria plötzlich alle Glocken „fortgeflogen“ und auch die Schellen und die Orgel in der Kirche verstummt sind, müssen sie natürlich ersetzt werden: Der Organist intoniert mit einer Stimmgabel; die Mefzdiener schellen mit „Kleppern“, d. h. mit zwei ungleich tönenden Holzklappern. Die Glocken aber, die fortgeflogen sind nach Rom oder „nach Klingen“ um ihre Ostereier zu holen, werden im Dorfe ersetzt durch die „Gärrbuben“.

Diese Gärrbuben ziehen mit ihren laut tönenden Gären oder Krätschen, Ratschen und Raspeln, auch mit Kleppern und Rappelkästen vor allem täglich dreimal durch das ganze Dorf um „den Engel des Herrn“ zu verkünden. Sie beginnen bei der Kirche und nach je 100 Schritten ungefähr setzen alle Buben in geordneten Reihen ihre Instrumente in Bewegung und machen ca. 50 Schritte weit im Laufen einen lauten, weithin tönenden Lärm. Die größeren Buben, die in der ersten Reihe gehen, bestimmen den Anfang und das Ende dieses Gärrens oder Krätschens durch Ermporheben ihrer Gären. Darnach rufen sie in der eintretenden Pause alle laut, halb singend: „Ave Maria!“

Bei ihrem Morgenrufe um 6 Uhr, oder noch früher, fügen die Dernbacher Buben auch ein altes Wächterlied dazu: „Wachet auf, wachet auf im Namen Herrn Jesu Christ! — Der helle Tag vorhanden ist. — Der Tag fängt an zu bleichen. — Den Armen wie den Reichen. — Ave Maria!“

Die Ramberger singen abends um 6 Uhr den Schluß des Kreuzeshymnus: „O crux, ave, spes unica. — Hoc passionis tempore! — Piis adauge gratiam — Reisque dele crimina!“

Auch vor jedem Gottesdienste, am Karfreitag z. B. morgens, mittags und abends, ziehen die Gärrbuben und Klepperbuben dreimal um, machen ihren Lärm und rufen darnach: „Das erste-

mol in d' Kerich!" Später: „Das zweitemol in d' Kerich!" und dann: „Das letztemol in d' Kerich!" Das schreien sie so laut, daß es niemand überhören kann. Dafür dürfen sie am Karsamstag, gleich „noch der Kerich“, ihren Osterhas von Haus zu Haus sammeln.

Auch im Speyerer Dom ruft noch die große Raspel, die vom Glöckner gedreht wird, an den drei Kartagen von der westlichen Kuppel zu den Gottesdiensten. Auch dort werden die Altarschellen durch Holzklappern ersetzt.

Zum Einsammeln ihres Osterhasen kommen die Gärrbuben mit einer Sammelbüchse und mit einem Spreukorbe. Sie rufen schon im Hausgange: „Gute Morge! Hot der Has gelegt?" Diese Frage wird bejaht und sie erhalten in der Regel 10 Pfg. oder ein frisches Ei; manchmal, besonders wenn Kinder vom Hause mitsammeln, auch das Doppelte. Diese Gaben werden am Schlusse unter die großen Gärrbuben, d. h. unter die Buben der obersten Volksschulklasse, gleichmäßig als Osterhas verteilt. Diese Buben waren früher zugleich auch die männlichen Nachtmahlkinder und darum an Ostern zum letztenmale gleichsam die Patenkinder des ganzen Dorfes.

Der Gründonnerstag hat seinen Namen wohl von den grünen Gewändern, die früher in der Kirche dabei gebräuchlich waren. Das Volkstum aber deutet zur Erklärung hin auf das Grüne in der Natur und auf dem Mittagstische und sagt: „Am Gründonnerstag müssen alle Familien grüne Gemüse essen; dann bleiben sie das ganze Jahr über verschont von Schnaken, Insektenstichen und anderen Uebeln.“ — Da aber an den drei letzten Kartagen bis 1914 alle Fleischspeisen bei uns strenge verboten waren, schmeckten die ungeschmälzten Gemüse schlecht und wurden darum am Gründonnerstag nur selten aufgetischt. Heute werden sie mit Erlaubnis der Kirche geschmälzt und durch ein Osterei für jeden Esser verbessert

Am Gründonnerstag beginnt der volkstümliche Osterhas in allen Familien seine Tätigkeit. Er legt abgekochte, farbige Ostereier zunächst zur Probe, dann um so fleiziger, je fester die Mutter ihm „die Britsch klopft“. Darum baut sich jedes Kind vom 4. bis zum 13. Lebensjahre zwischen Gründonnerstag und Ostern sein „Hasegärtel" in den Hausgarten.

Das Hasegärtel ist ein mit Holzstäbchen umstecktes, rundes Hasennest mit breitem Eingang. Sein Boden und sein Zugang werden mit jungem, grünem Gras und mit den ersten,

bunten Blumen bestreut. Davon frizt der Osterhas und ihre Farben geben dann auch den Ostereiern ihre bunten Farben.

Die Mutter schaut natürlich auch jeden Tag nach dem Osterhas und erzählt ihren Kleinen viel Schönes von ihm. Sie kocht dann abends heimlich die nötige Zahl frischer Hühnereier in grüner Halmfrucht und in rötlichen Zwiebelschalen, in Kaffeesatz und in Farbholz, oder sie hat gar fertige Farben gekauft, die sie behutsam aufstreicht, um den Osterhas am Ostermorgen in das Hasengärtel und in nahe Blumenbüsche heimlich auch „gespreckelte“, d. h. gesprenkelte, buntfarbige Ostereier legen zu lassen zur Freude für die Kinder.

Jedes brave Kind erhält gewöhnlich sechs Ostereier, damit es satt wird und auch noch anderen davon geben kann. Diese sechs Eier fallen aber kaum zur Hälfte in das Hasengärtel. Der Has legt auch gerne „neben das Nest“ in die Blumenbüsche des Gartens. Darum durchsuchen die Kleinen am Ostermorgen den ganzen Garten, bis sie „ihr Gesatz“ zusammengefunden haben. Dann tragen sie ihren Fund unter lautem Jubel ins Haus und die Eltern freuen sich mit ihnen und durchleben wieder ein Stück Jugendglück in der Osterfreude ihrer Kinder.

Dafz der Osterhas auch Zuckereier legt und kleine Zuckerhä'schen und verschiedene Gebrauchsgegenstände, war früher bei uns im Dorfe unbekannt. Das ist „Stadtmode“, die auch den Osterhas verdirbt und ihn oft gar komisch abbildet und in farbigen Zucker gießt.

Besonderen Wert und geheime Kraft haben im Volksglauben auch alle Eier, die am Gründonnerstag und am Karfreitag von den Hühnern im Hause gelegt werden. Sie bewahren vor Netz-Brüchen und Leibschäden. Sie werden darum nicht gefärbt; denn sie gehören den Männern des Hauses und werden am Ostermorgen mit gelb geröstetem Speck in der Pfanne gebacken und zum Zehnuhrbrot gemeinsam gegessen. Damit von diesen kostbaren Gründonnerstagseiern und Karfreitagseiern keines unbekannt bleibt, werden am Morgen des Gründonnerstages von den Buben alle Nesteier mit Holzkohle gezeichnet. — Wird ein Karfreitagsei dennoch ausgebrütet, so bekommt das daraus entstehende Huhn jedes Jahr ein anderes, buntfarbiges Gefieder. Auch die Karfreitagskälber wechseln nach dem Volksglauben alle Jahre ihre Haarfarbe.

Der Karfreitag ist in protestantischen Dörfern der höchste Feiertag. Bei den Katholiken ist er ein Trauertag, kein

Feiertag; häusliche Arbeiten sind gestattet. Am Morgen besuchen aber alle den Gottesdienst in der Kirche, der sehr lange dauert, der aber im Gegensatze zu allen anderen katholischen Morgengottesdiensten des ganzen Jahres keine Messe ist.

Der Priester erscheint in schwarzen Meßgewändern und wirft sich zuerst an den Stufen des Altares auf sein Angesicht nieder zu stillem Gebete. Ebenso „die Leviten“ und die anderen Meßdiener. Der Altar ist da noch entblößt, durch keine Kerze beleuchtet, nur mit e i n e m Altartuche bedeckt anstatt der sonst üblichen drei weißleinenen Tücher. Das Kruzifix ist mit einem schwarzen Tuche verhüllt. Alles zeugt von Schmerz und Trauer über das Leiden und den Tod Christi.

Der Gottesdienst beginnt dann mit zwei Lesungen aus dem alten Testament und mit der Leidensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi nach St. Johannes, die in Domen von Geistlichen und vom Kirchenchore ohne Orgel lateinisch mit verteilten Rollen und vielstimmigen Chören gesungen wird. Die Dörfler singen gewöhnlich nochmals die Matthäuspasion deutsch wie am Palmsonntage. Daran schließen sich die Fürbitten für alle Stände und Alter, auch für die Juden und Heiden. Dann beginnt die Enthüllung und Verehrung des hl. Kreuzes, das nach der Enthüllung im Chore der Kirche auf einen schwarzen Teppich niedergelegt wird.

Die dabei vorgeschriebenen Lieder und Gebete sind fast alle volkstümlich. Sie sind in allen katholischen Kirchen die gleichen. An Kunst des Vortrages aber sind sie natürlich sehr verschieden. Wer das feierliche „Ecce lignum crucis“ und die erschütternden Improperien: „Popule meus, quid feci tibi?“ etc. mit dem Trisagion: „Agius o theos; Agios ischyros; Agios athanatos; eleison imas“ nach der Komposition von Vittoria einmal im Dome zu Speyer recht gehört hat, der wird das in seinem ganzen Leben gewiß nie wieder vergessen.

Zur Verehrung und zum Kusse des Gekreuzigten kommen die Geistlichen und die Meßdiener am Karfreitag alle unbe-schuht, in schwarzen Strümpfen. Sind darnach die Schuhe wieder angezogen, dann beginnt die Missa praesanctificatorum: Die am Gründonnerstag konsekrierte hl. Hostie wird in feierlicher Prozession abgeholt, zum Hochaltare gebracht, zur Anbetung erhoben und vom Priester dann genossen. Damit schließt der Gottesdienst; denn am Karfreitag wird keine Messe gelesen und keine Kommunion ausgeteilt. Der Chor beginnt darnach die Vesper zu singen:

Von da an gehen Scharen von frommen Betern, besonders Kinder und Frauen, mit brennenden Wachsstöcken zum Chore der Kirche um dort die fünf Wunden des Kruzifixus zu küssen. Andere beten still in ihren Bänken, oder sie nehmen teil an den allgemeinen Betstunden, die ununterbrochen bis abends 6 Uhr dauern. Die Gebete werden nur in der Todesstunde Christi, um 3 Uhr nachmittags, von der Karfreitagspredigt unterbrochen, an die sich aber gleich wieder die allgemeine Kreuzwegandacht, „die 14 Stationen“, anschließen.

Dabei ist unter einem Seitenaltare „das hl. Grab“ Christi sichtbar, das bis zur Auferstehungsfeier am Karsamstag ebenfalls von vielen Betern besucht wird.

Zur Karfreitagspredigt um 3 Uhr mittags, in der Todesstunde Christi, und zu den daran sich anschließenden Andachten beim hl. Grabe erscheinen die Frauen alle in Trauerkleidern und mit brennenden Wachsstöcken wie bei Trauergottesdiensten für ihre Verstorbenen.

Wie auf den abgeräumten Altären so ist am Karfreitag auch in den Häusern keine rechte Ordnung. Menschen und Tiere müssen an diesem Tage trauern und fasten. Nach dem Volksglauben trauert auch die ganze belebte und unbelebte Natur mit: Die Winde ruhen, die Sonne scheint nicht oder blickt nur trübe, die Vögel sitzen still und stumm. Feldarbeiten sind verboten. — Nach der Volkssage hat Christus aber auf seinem Leidenswege die Frau gesegnet, die am Karfreitag Brot bäckt, und die verflucht, die da einen Stall ausmistet, weil der Duft frischen Brotes ihn auf seinem Kreuzwege erfreute, der Stallgeruch ihn belästigte.

Ein alter „Himmelsschlüssel“, der irgendwo vom Himmel auf den Altar einer Kirche gefallen ist, und der auch bei uns einst von vielen täglich gebetet und „in hl. Kette“, weiter gegeben wurde, weil er dem ewige Seligkeit verheißt und „den Himmel aufschließt“, der ihn täglich betet, schildert den Tod Christi am stillen Freitag anders als die Bibel und ähnlich dem Tode des Sonnengottes Balder nach der Edda: „Als Jesus in den Garten ging, — Allwo sein bitteres Leiden anfang. — Da trauerte alles, was da was, — Laub und Strauch, Baum und Gras. — Da kam ein falscher Jud gegangen, — Der trug ein Schwert in seiner Hand, — Er trug ein Schwert in seiner Faust. — Damit stach er Herrn Jesu sein Herz heraus. — Fünftausend Wunder zeigen sich; — Die hohen Berge beugen sich, — Die

niederen Aeste neigen sich. — Die Sonne verliert ihren Schein — Und alle Gottesvögelein — Lassen ihr Singen sein.“ etc. So ist nach dem Volksglauben in der ganzen belebten und unbelebten Natur der Karfreitag auch heute noch ein trüber, stiller Freitag, ein Tag der Trauer für alles und für alle.

Der Karsamstag ist der an kirchlichen und volkstümlichen Zeremonien reichste Tag des Kirchenjahres. Schon in aller Frühe beginnt da vor der Kirchentüre die Weihe des Feuers und des Weihrauches. Daran schließt sich in der Kirche die Weihe und Entzündung der Osterkerze, die Weihe des Osterwassers und des Taufwassers und dann die feierliche Karsamstagsmesse mit Vesper.

Dabei darf natürlich die Schuljugend am allerwenigsten fehlen; denn selten gibt es in der Kirche soviel zu sehen und zu lernen, zu bewundern und aktiv mitzuleisten als am Karsamstag, der eine zweifache Auferstehung feiert: Die Auferstehung Christi aus dem Grabe und die geistige Auferstehung seiner Gläubigen aus Tod und Sünde.

Das neue Osterfeuer, das morgens zuerst geweiht wird, ist ein Symbol Christi. Der Lehrer oder der Kirchendiener kommt mit Stahl und Feuerstein und schlägt daraus Funken, die mit Zunder aufgefangen, in dürres Gras und Reisig gelegt und geschwungen werden, bis die Flamme lodert. Dabei erzählt man jedes Jahr, daß früher zwei Holzscheite solange aneinander gerieben wurden, bis Feuer herauskam. — Das neue Feuer wird dann vor der Kirche niedergelegt und mit alten, zerbrochenen Grabkreuzen und mit frischen Osterbränden aus Eichenholz genährt, bis ein weiter lodernder Kreis entsteht. Jedes Haus sendet dazu zwei mit Draht oder Seil zusammen gebundene Osterbrände. Buben und Mädchen umstehen den Feuerkreis und behüten ihre Osterbrände, daß sie richtig mitflammen, aber doch nicht zu sehr verkohlen, bis der Pfarrer kommt und die Brände segnet.

Nach der Feuerweihe weiht der Geistliche 5 Weihrauchkörner für die Osterkerze und bittet Gott, „daß auch, wohin immer von dem Geheimnis dieser Weihe etwas gebracht wird, die Bosheit teuflischen Truges vertrieben werde und die Kraft seiner Majestät hilfreich zugegen sei.“

Mit den Kohlen des Osterfeuers wird dann das Rauchfaß gefüllt und eine Kerze angezündet um das neue Feuer auch in die Kirche zu tragen, wo zuvor alle Lichter ausgelöscht waren.

Während des feierlichen Einzuges zum Altare wird mit dieser Kerze zuerst in drei Absätzen der Dreizack, eine dreiarmige Kerze, das Symbol der hl. Dreifaltigkeit, angezündet mit dem dreimal wiederholten Rufe: „Lumen Christi“ und mit nachfolgendem Segen. Am Altare wird dann die Osterkerze geweiht und am Dreizacke angezündet.

Die Osterkerze ist ein Bild des auferstandenen Heilandes der lichtstrahlend in Herrlichkeit das Grab verließ. Sie wird darum fortan bei allen Gottesdiensten angezündet bis zum Evangelium an Christi Himmelfahrt. Dann wird sie gelöscht und vom Altare weggetragen bis zum nächsten Karsamstage.

Während der Kerzenweihe werden auch die fünf zuvor geweihten Weihrauchkörner, die mit Wachs umkleidet sind, in Kreuzform an die Osterkerze gesteckt als Symbol der fünf Wunden, die Christus auch nach der Auferstehung beibehält. Nach der Osterkerze werden langsam auch die anderen Kerzen und Lampen in der Kirche am neugeweihten Feuer entzündet. Das besorgen mit Stolz die Meßdiener und die Augen aller Buben begleiten sie dabei.

Unterdessen sind die Osterbrände vor der Kirche langsam verglüht und kalt geworden. Sie dürfen nicht mit Wasser gelöscht, wohl aber im Sande gewälzt werden, bis sie nicht mehr rauchen. Dann nimmt jedes Kind seine zwei halbverkohnten Brände mit in die Kirche zur Weihe des Osterwassers.

Diese beginnt mit der Lesung von 12 Prophetien aus der hl. Schrift und mit der Prozession zu den mit frischem Brunnenwasser gefüllten, weißen Zübern, wobei die brennende Osterkerze vorangetragen wird. Sind die Weihegebete und die reichen Zeremonien soweit vollendet, daß die Osterkerze aus dem Wasser herausgenommen werden kann, dann werden alle in der Kirche Anwesenden vom Priester mit dem frisch geweihten Wasser besprengt. Darnach werden die Weihbrunnen der Kirche, die während der drei Kartage leer standen, und das Becken des Taufsteines damit angefüllt. Der Rest steht den Gläubigen zur Verfügung, die es in Krügen und Flaschen nachhause mitnehmen um die Segnungen zu empfangen, die der Priester darüber ausgesprochen hat: „Fern weiche von hier auf deinen Befehl, o Herr, jeder unreine Geist! Fern fliehe die ganze Bosheit teuflischen Truges! Keine Stätte sei hier für die Einmischung einer feindlichen Macht! Nicht kreise lauernd sie

umher, nicht schleiche heimlich sie heran, nicht verderbe sie mit ihrem Pesthauchel“*)

Die Weihe des Taufwassers im Taufsteine wird dann dadurch vollendet, daß der Priester unter Gebeten von den am Gründonnerstag durch den Bischof geweihten Oelen in das Taufwasser gießt und es darin verteilt, Katechumenenöl und Chrisam. Darnach geht die Prozession zum Altare zurück. Der Priester wirft sich an den Stufen des Altares auf sein Angesicht und betet für die Täuflinge, während der Kirchenchor die Allerheiligen-Litanei singt.

Nach der Litanei schreitet der Priester in weißen Festgewändern aus der Sakristei zum Altare und betet das Staffelebet. Er inzensiert dann den Altar und stimmt darnach das feierliche *Gloria in excelsis Deo* an. Da schallt plötzlich ein lauter, ergreifender Jubel durch die Kirche und ebenso durch alle katholischen Kirchen der ganzen Erde. Die Schellen der Messdiener und die vollsten Töne der Orgel, die seit zwei Tagen verstummt waren, stimmen jubelnd in den Kirchengesang ein. Auch die Glocken kehren zurück und tragen mit lautem, hellem Klange die frohe Botschaft von der Auferstehung Christi über Berg und Tal in alle Häuser und in alle Menschenherzen, die sie hören wollen. Auch das feierliche Alleluja, das 70 Tage lang verstummt war, erhebt sich gleich darauf wieder, zuerst tief und schüchtern, dann noch zweimal immer höher und lauter, bis alle in den Siegesruf zum Preise des auferstandenen Heilandes mit einstimmen.

Die Alleluja-Messe des Karsamstages, der mehrere der gewöhnlichen Teile fehlen, so die Gesangsteile des Introitus, Offertorium, Agnus Dei und Communio, weil sie aus der ältesten Zeit stammt und unverändert geblieben ist, schließt wie die Gründonnerstagsmesse mit der Vesper. Das Volk sagt darum: „Sie hat keinen Anfang und kein Ende.“

Die feierliche Auferstehungsfeier, bei der in großen Kirchen alle kirchliche Pracht und aller Jubel des Volkes zur vollsten Entfaltung kommt, wird mit einer feierlichen Prozession abends um 6 Uhr gehalten. Mit ihr beginnt das eigentliche frohe Osterfest.

All das ist nicht etwa bloß Kirchentum, sondern schon sehr lange und bis heute in allen katholischen Gemeinden auch alt-

*) Vergl. auch Placidus von Spee, Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag; Pax, Maria-Laach, Heft 8, 9 und 10.

herkömmliches, bodenständiges Volkstum, an dem bei uns in katholischen Dörfern noch das ganze Volk und alle Familien regsten Anteil nehmen, jung und alt, arm und reich. Das ergreift sie immer noch viel mehr als selbst die öffentlichen Johannisfeuer und der Sommertagsjubil. Darum darf das Kirchenjahr und das kirchliche Volkstum auch hier nicht übergangen werden, obwohl unsere nichtkatholischen Mitbürger daran sehr arm geworden sind und uns in diesem alten, mehr als tausendjährigen Volkstume vielleicht nur halb oder manchmal auch gar nicht mehr verstehen.

Das am Karsamstag geweihte und aus der Kirche heimgeholte Osterwasser wird in den Familien teils frisch getrunken und zum Kochen der Mahlzeiten verwendet, teils auch als Schutz- und Heilmittel dem gekochten „Viehtränken“ beigegeben. Es ist heilkräftig, wird im ganzen Jahre nicht schal und bewahrt nach dem Volksglauben Menschen und Tiere vor inneren, hitzigen Krankheiten und vor bösen Einflüssen von außen.

Der Osterbrand wird das Jahr über unter dem Hausdache verwahrt. Er wird bei Fieberkrankheiten als Heilmittel für Menschen und Tiere ins Getränke geschabt. Er wird bei schweren Gewittern angezündet, ans Herdfeuer oder in den Ofen gelegt zum Schutze für Haus und Hof, zur Abwendung von Blitzschlägen und Wetterschäden an den Häusern und auch an den Saaten und Feldern.

Wenn der Landmann seine Bergäcker eingebäumt hat, spricht er zuletzt den Segen über jeden Acker und zieht „Werre“, d. h. Wasserwehre, schiefe Querfurchen, die das starke Regenwasser seitlich ableiten und das Flößen, die Abschwemmung des Humus, verhindern sollen. Gegen Wolkenbrüche und starke „Platschregen“ aber helfen oft auch diese Wehre nicht. Dann muß der Bauer den abgeflozten Boden mühsam auf seinem Rücken, die Frauen in Körben auf dem Kopfe, qualvoll wieder den Berg hinauftragen. Darum wird der Segen des Osterbrandes vielfach noch hoch geschätzt und darum wird bei schweren, besonders bei nächtlichen Gewittern, auch der Wetterseggen im Dorfe oft sehr angstvoll gebetet. Auch die Kirche betet ihn von Kreuz-Erfindung bis Kreuz-Erhöhung, vom 3. Mai bis 14. September, täglich nach jeder hl. Messe recht volkstümlich. Sie spendet während dieser Zeit an den Sonn- und Feiertagen sogar den feierlichen sakramentalen Segen dazu.

Die Gewitter sind in den pfälzischen Bergen nicht selten schwer und schädlich. Die Donner krachen und grollen in den Gebirgstälern zumeist fürchterlich lang und dumpf, zumal wenn die niederhängenden Gewitterwolken an den Berggipfeln „anstehen“, sich da entladen und nicht weiter ziehen können. Dann zündet die fromme Hausfrau ihren Osterbrand und ihren geweihten Wachsstock an und kniet sich mit all den Ihrigen zum Gebete um den Tisch. „Verzeih' uns Gott; es hat geblitzt“, lautet der weibliche Angstruf bei heftigen Schlägen. Dann bekreuzen sich alle und flehen inständig um Gottes Schutz vor Schaden. Der Mann aber macht still das Kreuz und schaut nach, ob im Hause noch alles unverletzt und gut verwahrt ist.

Viele Frauen und Kinder fürchten sich aber nicht nur vor dem Blitze, sondern auch vor dem Donner. Wenns „dümmelt“, „zürnt der liebe Herregott“. „Er schlägt den Bösen mit seinem Klüppel auf den Kopf“. Seine „Donnerkeile“ fahren krachend sieben Klafter tief in die Erde und heben sich dort jedes Jahr wieder um ein Klafter. Wer sie nach sieben Jahren findet, für den sind sie heilkräftig gegen Geschwulst und Brand und gegen Gewitterschäden. Auch geschwollene Küheuter werden damit gestrichen und geheilt, Sensen und Sicheln geschärft. Die meisten dieser Donnerkeile kommen aber jetzt in die Museen als prähistorische Steinhämmer und Steinbeile, als Steinpflüge und Steinschaber. — So hängt auch an diesen Donnerkeilen noch ein gut Stück uralten deutschen Volkstumes, wenn auch von Donars Gewitterhammer und Hammersegen und von seinen Göttertaten im Volke nichts mehr bekannt ist.

In der Vorderpfalz schleift jeder ordentliche Bub am Karsamstag einen defekt gewordenen Wingertsstiefel aus Eichenholz, an Draht oder Weiden gebunden, durchs Dorf zum Osterfeuer vor die Kirche um ihn als „Judas“ verbrennen zu lassen. Auch die geweihten Kohlen dieses Judas gelten als heilkräftig und hilfreich gegen Gewitterschäden.

Die drei Kartage sind strenge Fast- und Abstinenz-tage. Fleischspeisen waren bis vor kurzem wie an allen Freitagen des Jahres so auch am Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag strenge verboten. Ein Vigiltag ist der Karsamstag als Vorabend eines hohen Festes überdies. Trotzdem erzählte man uns jedes Jahr von alten Leuten im Dorfe, die „nach altem Brauche“ am ganzen Karsamstag nichts aßen, bis der erste Stern am Himmel sichtbar wurde. Dann aber gingen sie hungrig zu Tisch und verzehrten jedesmal ein gebratenes

Ziegenböcklein restlos auf einen Sitz. Auch jetzt sind am Kar-
samstagabende nach 6 Uhr Fleischspeisen wieder erlaubt.

Am Ostermorgen soll man früh aufstehen um den
Sonnenaufgang von einem Berge aus zu sehen; denn am Oster-
morgen hüpf die Sonne am Horizont lustig empor und gleich-
zeitig macht das Osterlämmchen in ihr drei muntere Sprünge.
Auch ich habe als Bub vom Orensberge aus wiederholt darnach
spähen helfen; freilich ohne Erfolg. Schön und feierlich waren
diese Bergtouren im Morgengrauen des Ostertages aber doch
und nie habe ich schönere Sonnenaufgänge gesehen als dort,
auch nicht auf den hohen Bergen der Schweiz und nicht auf
hoher See, wo sie doch auch außerordentlich schön sind. Das
friedliche Schlafen und selige Erwachen der Natur, den glück-
seligen Frühlingszauber über Wald und Flur aber sah ich nir-
gends so ergreifend schön als an jenen Ostermorgen auf den
Bergen der Heimat.

Auch wer die Heil- und Zaubersprüche zum Wohle von
Menschen und Tieren das Jahr über wirksam anwenden will,
muß am Ostermorgen früh aufstehen. Er muß vor Sonnenauf-
gang „unbeschrauen“ dreimal den Morgentau vom Wiesengrase
streifen und nach Osten blickend sich Gesicht und Hände, be-
sonders die Augen und Stirne damit waschen. Fehlt der Tau,
dann genügt auch reines, fließendes Wasser, doch muß es in
den drei höchsten Namen stromab, dem Bache entlang, ge-
schöpft werden.

Auch die Kleinsten erheben sich am Ostermorgen im
Dorfe möglichst frühe. Erwartung und Freude lassen ihnen
keine Ruhe im Bette. Sie müssen in den Garten um nach ihren
Hasengärtchen zu sehen, um ihre Ostereier zu suchen
und um den Osterhas womöglich auch selbst zu belauschen.
Doch dieser ist sehr scheu und jedesmal schon wieder in den
Wald entsprungen, wenn die Kleinen kommen um ihn zu
suchen. Aber er war schon früher da und legte ihnen ihre
farbigen Ostereier in ihr Hasengärtchen und in die Blumen-
stöcke daneben. Jubelnd sammeln nun die Kleinen die Gaben
des Osterhasen in ihr Körbchen und die ganze Familie schaut
ihnen still lächelnd zu und freut sich mit ihnen an ihrem
Osterglücke.

Auch in der Kirche herrscht an Ostern der größte Jubel,
die höchste Prachtentfaltung; denn Ostern ist das Fest der
Feste, der Grundstein der christlichen Religion, der Haupt-

tag des Kirchenjahres, das auf Ostern seine Ordnung und Zeitbestimmung gründet.

Ostern hat seinen Namen von der vorchristlichen, deutschen Frühlingsgöttin Ostara, der Göttin des aufsteigenden Lichtes, des strahlenden Morgens. An ihre Stelle trat, in höherem Sinne, die christliche Auferstehung, der auferstandene Heiland, dem jetzt das Osterlied entgegenjubelt: „Preis dem Todesüberwinder!“ etc. und das jauchzende: „Wie herrlich strahlt das Morgenrot! — Das Leben siegt, es flieht der Tod. — Das Grab ist leer, die Wache weicht, — Der Seraph jubelt, Satan schweigt. — Alleluja, Alleluja. — Die ganze Schöpfung ist entzückt, — Da sie den Menschensohn erblickt, — Wie er, der starr im Grabe lag, — Mit Macht des Todes Fessel brach. — Alleluja, Alleluja!“

Der Priester tritt an Ostern in feierlichen, weißen Melzwändern zum Altare, der mit vielen Kerzen und jungem Grün, mit Blumen und Fahnen festlich geschmückt ist. Ihm gehen heute acht Melzdiener voran anstatt der sonstigen zwei oder vier Chorknaben. Zwei tragen Standarten, zwei Rauchfaß und Weihrauchschiffchen, zwei dienen ihm als „Levitcn“ und zwei als Altaristen. Alle sind in Chorkleidern weiß und rot, säuberlich und festlich geschmückt. Auch die ganze Gemeinde kommt an Ostern in den allerbesten Festtagskleidern zur Kirche. Viele halten auch innerliche Auferstehung. Sie gehen zur Osterkommunion.

Bei der Opferung während des Hochamtes ist feierlicher Umgang der ganzen Gemeinde um den Hochaltar wie an Weihnachten, Pfingsten und Mariä Himmelfahrt. Voran schreiten mit brennenden Kerzen und mit ihren Amtsschärpen geschmückt der Bürgermeister und der Adjunkt der Gemeinde. Ihnen folgen in langer Reihe einzeln zuerst alle Männer und Jünglinge, dann alle Mädchen und Frauen. Jedes legt ein kleines Geldstück als Festopfer auf die Epistelseite des Altares nieder.

Nach dem feierlichen Hochamte dürfen alle Schulkinder bis zum 13. Lebensjahre ihren Osterhas holen bei ihren Taufpaten. Sie kommen sauber gewaschen und festlich geputzt mit einer weißen „Salvet“, d. h. mit einer Leinwand-Serviette in den Händen zum Patenhaus und grüßen: „Gute Morge, Petter un Götel, hot der Has gelegt?“ Die Antwort muß lauten: „Ja, er hat für dich gelegt“; denn jedes Patchen erhält nach dem Herkommen vor allem sechs farbige Ostereier, rote und grüne, blaue und gelbe. — Dazu erhalten die Buben einen

großen, braungelb gebackenen Osterhasen aus weißem Kuchenteig, der bei uns zumeist einen kleinen Reiter aus gleichem Teige auf seinem Rücken trug und ungefähr ein Pfund wog. — Die Mädchen bekommen anstatt dieses Osterhasen eine gleich schwere, braungelb gebackene Osterpuppe aus Kuchenteig, groß und stattlich, doch ungegliedert, mit je einem gleichartigen Püppchen auf dem linken Arme, manchmal auch mit zwei Kindchen auf beiden Armen links und rechts. — So beschenkt ziehen die Glücklichen nachhause, mit ihrer oben zugeknüpften Eier-Salvet in der Rechten, mit dem Osterhasen oder der Osterpuppe über dem linken Arme an der Brust.

Für die Männer ist am ersten Ostertage kein Wirtshausbesuch üblich. Nach dem feierlichen Hochamte erhalten sie ihre Ostereier am Familientisch. Die im Hause frisch gelegten Gründonnerstags- und Karfreitagseier werden von der Hausfrau mit Zwiebeln und flachen, braungelb gebratenen Speckschnitten in offener Pfanne gebacken und als zweites Frühstück vorgesetzt. Dazu wird Brot nach Belieben gegessen. Wo es im Hause zu haben ist, wird auch ein Glas Obstwein dazu getrunken.

Nachmittags ist es üblich, daß alle Familien, auch die Männer im Hochzeitsrocke und die Burschen im besten Gewande in die Festvesper gehen. Die Frauen und Mädchen kommen auch an allen anderen Sonntagen regelmäßig dahin. Nach der Vesper, um 4 Uhr, gibt es in der Familie gemeinsamen Kaffee mit Osterkuchen. Darnach ruht man gemütlich aus, raucht und plaudert. Die Kinder spielen mit ihren Osterhasen. Burschen und Mädchen gehen ein wenig spazieren auf der Dorfstraße. Abends gehen alle frühzeitig schlafen; denn längere Bettruhe gehört auch zum volkstümlichen Begriff von hohen, kirchlichen Feiertagen.

Der Ostermontag wird mit Gottesdiensten und allgemeinen Kirchenbesuchen gefeiert wie alle Sonntage. Wer da die Messe versäumt, macht sich allemal einer schweren Sünde, einer Todsünde schuldig. Darum beginnen die ländlichen Sonn- und Feiertagsausflüge alle erst nach der Frühmesse.

In Filialorten, die so wie Dernbach eine Kirche aber keinen eigenen Pfarrer haben, ist an allen Sonn- und Feiertagen morgens Binationsgottesdienst, während der Woche einmal oder zweimal Schulmesse. Die Sonntagsvesper, das Salve am Samstagabend und die Miserere-Andachten in der Fastenzeit hält da

der Lehrer. Er ist auch darum nach dem Pfarrer der erste und höchstgeachtete Mann im Dorfe. Den gemeinsamen Rosenkranz an Sonn- und Feiertagsabenden beten da zwei frische Buben oder Mädchen vor. Das sind echte, kurze Volksandachten. Für das Glockengeläute dazu und für die Ruhe und Ordnung dabei sorgt ebenfalls der Lehrer oder, wenn dieser fehlt, die Schar der Männer und Frauen, die mitbeten und auch die beliebten, alten Lieder anstimmen helfen, die ebenfalls ein Stück Volkstum in Kirche und Haus geworden sind. Dabei werden die alten Gesangbuchlieder noch immer den neuen vorgezogen.

Am Ostermontag-Abend dürfen nach dem Herkommen auch die Frauen wieder ihre Männer ins Wirtshaus begleiten, wenn sie wollen. Es wird dort in Gesellschaft geplaudert, gesungen und getrunken, bis es Feierabend läutet um 11 Uhr. — Erwachsene Burschen gehen am zweiten Feiertage auch schon mittags ins Bierhaus. Sie machen dort ein Kartenspiel oder Würfelspiel mit kleinen Einsätzen aber oft mit großen Aufregungen, wenn sie verlieren. — Manche nehmen auch ihre Ostereier dahin mit und üben das Eierpicken, indem sie zwei Eier mit den Spitzen aneinanderstoßen. Wessen Ei zuerst einbricht, der hat es verloren. Diese Eier werden dann zu Wecken gegessen. Sind sie roh und ungefärbt, dann werden sie ausgetrunken oder ins Bier geschlagen. Solches „Eierbier“ gibt einem gesunden Manne Kraft und bewahrt ihn vor Leibschiäden. — Wer „eine Bekanntschaft“ oder „eine Minnsch“, d. h. eine Geliebte hat, lädt auch diese und ihre Freundinnen, die er bei dem ortsüblichen, gemeinsamen Nachmittags-Spaziergänge auf der Dorfstraße leicht finden kann, auf eine Stunde zum Ostertrunk ins Wirtshaus ein. Dabei sind auch gemeinsame Gesänge und kleine gegenseitige Geschenke üblich. Am Abend aber bleiben brave Mädchen bei ihren Geschwistern zuhause.

Die Woche nach Ostern, die Weizensonntagswoche, gehört nach altem Brauche ganz den Nachtmahlkindern zur Vorbereitung. Alle, die bald 13 Jahre alt wurden, durften da einst zur ersten hl. Kommunion gehen und dann die Schule verlassen. Darum gingen sie schon zwei Winter zuvor wöchentlich zweimal „in die Pfarrstund“, das war ein Ausläufer der alten Pfarrschule, um sich im religiösen Glauben und Wissen recht vorbereiten zu lassen auf ihren großen Tag. In der Weizensonntagswoche wurde diese Vorbereitung vollendet, das Wissen, die Andacht und die guten Vorsätze vertieft und befestigt. — Zuletzt mußten sie auch die Kerzenträger und

die Kerzenträgerinnen mitbringen, d. h. jüngere Buben und Mädchen, die am Weizensonntage den Nachtmahlkindern ihre Kommunionkerze vorantragen durften. Diese mußten mit „Kerzenstecken“, d. h. mit kerzengeraden, weißgeschälten Haselstäben, die sie wie Kerzen in der Hand trugen, ihre Aufgaben ebenfalls zuvor einüben.

Die Kommunionkinder haben ihre religiösen und ihre volkstümlichen Vorbereitungen zu ihrem Weizensonntage, zu diesem „schönsten Tag ihres Lebens“, wie Kaiser Napoleon I. ihn nannte, stets äußerst gewissenhaft gemacht. Das schwerste Stück dieser Vorbereitung war aber jedesmal ihre Generalbeichte und vor dieser Beichte die Gewissenserforschung und die herkömmliche Pflicht ihren Eltern und Lehrern zu danken für ihre bisherige Pflege und Erziehung und sie um Verzeihung zu bitten für alle Fehler und Kränkungen. Dabei gab es jedesmal heiße Tränen und herzbrechende Szenen der Rührung und übermächtiger Gefühlserschütterung auf beiden Seiten. Die erste hl. Kommunion war eben einst der Abschluß der Kinderjahre, einer großen, wichtigen Lebensperiode. Infolge der frühen, jetzt unfeierlichen Kinderkommunionen vom 7. Lebensjahre an ist die Wichtigkeit und Feierlichkeit des Weizensonntags seit 1903 im Dorfe leider gemindert.

Zu ihrer ersten, feierlichen Kommunion kamen und kommen auch jetzt noch die zwölfjährigen Mädchen wie kleine, unschuldige Gottesbräute in weißen Kleidern in die Kirche, mit einem weißen Schleier und Blumenkränzchen um den Kopf, mit einer großen, weißumkränzten, brennenden Kerze auf silbernem Leuchter, mit einem weißen, feinen Taschentuche und mit ihrem Rosenkranz in der rechten, mit dem Gebetbuche in der linken Hand. — Auch die Buben werden zu diesem ihrem Ehrentage vom Fuße bis zum Kopfe neu bekleidet und gemannst. Sie erhalten da wie kleine Hochzeiter ihren ersten dunklen Anzug und Hut, ihre Nachtmahlkleider, und ein neues, gemannstes Hemd, d. h. eines, dessen Brust und Kragen gestärkt und gebügelt ist. Dazu bekommen sie auch ein weißes Taschentuch, einen weißen Blumenstrauß vor die linke Brustseite und einen um ihre Nachtmahlkerze, auch einen Rosenkranz und ein Gesangbuch, wie die Mädchen.

Eine ähnliche Ausstattung erhalten die protestantischen Kinder zu ihrer Vorstellung am Passionssonntag und zu ihrem ersten Abendmahle am Palmsonntag, doch ist bei ihnen auch die Mädchenkleidung stets schwarz und einfarbig.

Am Weifensonntagmorgen versammeln sich die Nachtmahlkinder mit ihren Eltern und Geschwistern, Paten und Kerzenträgern vor dem Schulhause. Dort werden sie nach ihrer Größe hintereinander aufgestellt, die kleinsten Buben voran, die größten Mädchen zuletzt, jedes mit seiner Kerze und seinem Kerzenträger an der linken Seite. Dort werden sie dann in feierlicher Prozession, mit Kreuz und Fahnen, abgeholt, vom Geistlichen mit Weihwasser und Weihrauch eingeseget und unter Gebeten und Gesängen des Kirchenchores und der ganzen Gemeinde zur Kirche geleitet.

Dabei ist in Burrweiler und auch sonst noch mehrfach in der Pfalz ein Metzdiener als „der gute Hirt“ gekleidet, der seine Schäflein auf gute Weide führt. *) Diese gute Weide ist eben das allerheiligste Altarssakrament, in dem Christus die Menschenseele wunderbarer Weise mit seinem Fleisch und Blute nährt, und zu dem die Kommunikanten geführt werden. Auf dieses Geheimnis des Glaubens weist auch das Festevangelium des Weifensonntages hin: „Weil du mich gesehen hast, Thomas, hast du geglaubt; selig sind, die nicht sehen und doch glauben“. In diesem Glauben an die geheimnisvolle Seelenspeise singt die Gemeinde mit den Kommunionkindern bei ihrer Prozession zur Kirche und zu ihrer ersten feierlichen Kommunion das fromme Hirtenlied: „Guter Hirte! Willst du nicht — Deines Schäfleins dich erbarmen — Und es treu nach Hirtenpflicht — Tragen heim auf deinen Armen? — Willst du mich nicht aus der Qual — Holen in den Freudensaal?“ etc.

Der Festgottesdienst am Weifensonntag und die Erstkommunion der Kinder ist immer hochfeierlich und tief ergreifend, sodaß jedesmal viele stille Tränen der Eltern und Kinder und Angehörigen die Augen und Wangen feuchten. — Das wiederholt sich auch am Nachmittage in der Vesper, wenn die Kommunionkinder sich alle mit brennenden Kerzen um den Altar oder um den Taufstein stellen und dort zum erstenmale selbständig, laut und feierlich vor der ganzen Gemeinde ihr „Taufgelübde“ ablegen und erneuern.

Der Priester fragt sie dabei heute noch, wie ihre Urväter vor tausend Jahren gefragt wurden: „Widersagt ihr dem Teufel und allen seinen Werken und aller seiner Hoffart? Widersagt ihr der Bittelkeit dieser Welt und der sündigen Lust des Fleisches? Glaubet ihr an Gott, den allmächtigen Vater?“ etc. Sie

*) Vergl. Dr. Albert Pfeiffer und seine Abbildung im Pfälz. Museum 1926 S. 64f.

widersagen alle und glauben alle und singen zuletzt das Weihelied: „Fest soll mein Taufbund immer stehen. — Ich will die Kirche hören. — Sie soll mich allzeit gläubig sehen“ etc. und die ganze Gemeinde singt dieses Gelöbniß feierlich mit.

Damit und mit dem sakramentalen Segen schließt die kirchliche Feier des Weifzensonntages. Der Pfarrer schenkt darnach jedem Kinde zum Andenken an seinen Weifzensonntag im Pfarrhause noch ein „K o m m u n i o n b i l d“, das auf seinen Namen ausgestellt ist, und das gewöhnlich eingerahmt wird.

Zur F e s t f e i e r der Erstkommunion in der Familie werden von den Kommunionkindern nach alter Sitte die Taufpaten und die nächsten Verwandten auch persönlich zum Mittagessen und zum Nachmittags-Kaffee eingeladen und abgeholt. — Das Essen ist zumeist sehr einfach, weil alle, insbesondere die Mütter morgens beim Ehrentage ihrer Kinder in der Kirche dabei sein wollen, und weil die Kinder, die vom Vorabende an nüchtern bleiben müssen, erst nach ihrer Kommunion, kurz vor Mittag, ihren Morgenkaffee erhalten. Reichlich ist dagegen der Nachmittagskaffee. Er wird mit verschiedenen Kuchen serviert und zuletzt mit Braten und Wein verstärkt.

Nach dem Kaffee wird den Buben und den Mädchen „i h r B ü n d e l geschnürt“, d. h. jedes erhält von seinen Eltern einen kleinen Bundkuchen und sechs farbige Ostereier in eine weiße Serviette eingebunden; dazu etwas Geld. Damit gehen sie auf die Wanderschaft. Die Kerzenträger und Kerzenträgerinnen trugen einst jedem von uns sein Bündel voraus bis über die Gemarkungsgrenze. Dort setzten sich die Kinder, bei günstigem Wetter umgeben von ihren jüngeren Freunden und Freundinnen, nieder, öffneten ihre Bündel und aßen, wenn sie noch konnten, und verteilten ihren übrigen Kuchen und ihre Eier. Die Buben kauften manchmal auch ein Glas Wein, die Mädchen Kandelzucker. Dann begannen sie zu spielen und miteinander fromme Lieder zu singen. Gegen Abend kehrten sie von ihrem Auszuge nachhause zurück um nochmals einen kurzen Kirchenbesuch zu machen.

Bis dahin hatten sie zu den Kleinen gezählt, zu den „Barfüßigen“ und Schulpflichtigen. Von jetzt an zählen sie zu den Großen, zu den Erwachsenen, die im Hause mitzuraten, mitzusorgen und mitzuarbeiten hatten; denn mit der Erstkommunion war einst auch die Schulentlassung verbunden.

Dafz aber der neue L e b e n s a b s c h n i t t und der Uebergang von der Schule zum freien Leben nicht zu plötzlich und

nicht schädlich wurden, dafür sorgte die Sonntagsschule und die Christenlehre bis zum 16. Lebensjahre.

Die Sonntagsschule hält auch heute noch der Lehrer nach jedem Sonntagsgottesdienste, gewöhnlich von 10 bis 12 Uhr. Sie war einst hauptsächlich eine Repetition des früher Gelernten und seine Anwendung auf das praktische Leben. Heute hat sie noch viel höhere Aufgaben.

Die Christenlehre hielt der Pfarrer an jedem Sonntage von 2 Uhr an, verbunden mit der Vesper. Dabei durfte niemand fehlen. Niemand durfte dabei unartig und träge sein; denn die Eltern der Schüler waren auch dabei zugegen und die ganze Gemeinde, besonders die Mütter, die gespannt auf alle Fragen und Antworten lauschten und nötigenfalls zuhause nachhelfen. — Der Pfarrer stand dabei mit Chorhemd und Stola als Lehrer und Erzieher vor seiner Pfarrgemeinde. Er gab jedesmal einen kleinen Abschnitt des Katechismus zu wiederholen auf und fragte das Pensum auch wirklich ab. Daran knüpfte er eine praktische Katechese für jung und alt, die sich zugleich nach den Bedürfnissen, Erfahrungen und Erlebnissen seiner Zuhörer richtete. — Das waren die besten Volkshilfskurse, die ich je gesehen habe; denn ich mußte sie auch als Gymnasiast noch mitmachen. Das waren die echten Volkshochschulen, die uns auch heute wieder in allen Städten und Dörfern zum Aufbaue nötig wären. Dort haben die Schulentlassenen und ihre Eltern, dort haben insbesondere die Mädchen und ihre Mütter das nötige Wissen und die moralische Kraft geholt sich und ihr Haus sittlich rein und fromm, sich und ihre Familien äußerlich und innerlich musterhaft zu erhalten. — Dabei kam natürlich sehr viel auch auf das pädagogische Geschick und auf die praktische Einstellung des jeweiligen Pfarrers an. Alle Pfarrer aber wirkten dort für ein gesundes Volkstum und Familienleben viel tiefer und nachhaltiger, auch viel umfassender und leichter als es ihnen jetzt in den aufreibenden und kräftezersplitternden Vereinen möglich ist.

Am Montag nach ihrem Weizensonntage gehen die Nachtmahlkinder regelmäßig nochmals zur Kommunion. Dabei halten sie während der Opferung der hl. Messe einen Opfergang um den Altar und legen dabei ihre Nachtmahlkerzen als Opfer auf der Epistelseite des Altares nieder. Wer seine Kerze zum Andenken, zum Hausgebrauch, oder als Sterberkerze behalten will, kauft und opfert eine andere neue Kerze.

Die österliche Zeit, in der jeder katholische Christ nach den Kirchengeboten jährlich einmal mindestens die hl. Sakramente der Buße und des Altares in seiner Pfarrkirche empfangen muß, wenn er nicht von der Kirche ausgeschlossen sein will, schloß einst mit dem Sonntage nach Weißensontag. Sie ist jetzt verlängert und dauert vom ersten Fastensonntage bis zum Dreifaltigkeitssonntage.

Wer nicht Ostern hielt, oder aus schweren Gründen sie nicht halten durfte, weil er im Beichtstuhle nicht absolviert werden konnte, der galt als tief gesunken oder als tief unglücklich. — Wer erst am letzten Sonntage der österlichen Zeit seine Ostern hielt und seine innere Erneuerung hinausschob, von dem sagte man: „Er geht mit den Gaulsdieben“, d. h. mit den schwersten Sündern zur Osterbeichte. — „Osterlämmcher“ hießen Leute, die nur einmal im Jahre zu den Sakramenten gingen und zwar am Gründonnerstag oder auch an Ostern selbst, „alle heilige Zeiten einmal“.

Während der österlichen Zeit erhält jeder, der zur Kommunion geht, an der Kommunionbank auch einen „Beichtzettel“, eigentlich einen Kommunionzettel, um die Zahl der Osterkommunionen festzustellen. Es war einst ein schmaler Papierstreifen; jetzt ist es gewöhnlich ein religiöses Bildchen mit Nummer und Jahreszahl und mit der Beischrift: *Communio Paschalis*. — Diese Beichtzettel wurden am Schlusse der Osterzeit vom Pfarrer wieder eingesammelt. Er ließ am festgesetzten Sonntagnachmittage ein Glockenzeichen geben und aus jedem Hause trug dann jemand sämtliche Beichtzettel der Familie mit mindestens ebensovielen frischen Eiern, den Ostereiern für den Herrn Pfarrer, ins Schulhaus. Wer keine Eier hatte, gab 10 Pfennig zu jedem Beichtzettel oder mehr. Es war Ehrensache, daß dabei niemand ohne Gabe zurückblieb. Der Pfarrer notierte die Abliefernden, doch ihre Gaben waren freiwillig. Sie waren aber herkömmlich und volkstümlich.

Vierzig Tage nach Ostern ist Christi Himmelfahrt. Es ist eines der höchsten und freudigsten Feste, ein Festum duplex erster Klasse mit Oktav in weiß. — Christi Himmelfahrt fällt immer auf den Donnerstag in der Bittwoche. Nach dem Evangelium des feierlichen Hochamtes wird die Osterkerze ausgelöscht und weggetragen.

Die drei Werkstage vor dem Himmelfahrtstage sind seit dem 8. Jahrhundert die Bittage. An ihnen findet jeden Morgen eine Bittprozession statt, bei der die Allerheiligenlitanei

etc. gesungen wird. Daran schließt sich jedesmal ein Bittamt um die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen und um seinen Segen für die Güter der Erde, für das tägliche Brot, zu erbitten. — In Speyer und in vielen anderen Städten und Dörfern gehen diese Bittprozessionen nur um die Kirche. Wo nahe Filialkirchen sind, geht man Montags „mit den Kreuzern“, mit Kreuz und Fahne zur Pfarrkirche und zurück; Dienstags von der Pfarrkirche zur Filiale und zurück; Mittwochs und Donnerstags wiederholt sich dieser Wechsel.

So zogen die Dernbacher, die Ramberger und die Eufzeraler seit dem 30 jährigen Kriege bis 1817 mit ihrer Bittprozession jedesmal $\frac{5}{4}$ Stunden Weges in ihre Pfarrkirche nach Albersweiler und wurden dort vor dem Dorfe mit Kreuz und Fahnen von ihrem Pfarrer empfangen. Seit 1817 ziehen die Dernbacher in jeder Bittwoche dreimal „mit den Kreuzern“ in ihre neue Pfarrkirche nach Ramberg. Die Ramberger ziehen ihnen in Prozession halbwegs entgegen, bilden links und rechts der Straße Spalier und lassen sie durch ihre Reihen zur Kirche voranziehen.

Am zweiten Bittage erhält die Ramberger Prozession vor Dernbach den gleichen, feierlichen Empfang. Dasselbe wiederholt sich bei den Bittprozessionen auch Mittwochs und Donnerstags. Die mit Spalierbildung empfangende Gemeinde bildet jedesmal auch wieder Spalier beim Abschied der Nachbargemeinde. Darum ist es Ehrensache für die Gemeindebürger in diesem Spalier und beim Durchzuge durch dasselbe jedesmal möglichst stramm und schmuck und vollzählig dabei zu sein.

Voran ziehen natürlich voll Selbstbewußtsein die Schulbuben. Ihre Augen leuchten voll Glück und Stolz, freilich nicht immer auch voll Andacht. Frömmer und tugendsamer blicken schon die laut betenden Schulmädchen und hinter ihnen die Jungfrauen. An diese schließen sich als Mittelpunkt der Pfarrer und seine Meßdiener in hellen, kirchlichen Gewändern und der Sängchor. Diesen folgen die Männer und Jungmänner. Den Schluß bilden die Frauen. — Gesungen wird zuerst die Allerheiligen-Litanei. Gebetet wird gleichzeitig der Rosenkranz, und was sonst der Pfarrer und Lehrer und die Vorbeter anstimmen.

Nach dem Bittamte ist jedesmal eine kurze Frühstückspause, bis die beiden Prozessionen sich zum Rückwege ordnen. In dieser Pause bieten die Bäcker ihre duftigen, frischen Wecke vor der Kirche feil und es ist Sache der Eltern und Verwandten ihren Angehörigen, insbesondere ihrer jungen, stets hungrigen

Schar, je einen „Kreuzerweck“ oder Lickweck zu kaufen. Wer nicht weiß, wie köstlich diese Wecke nach langer Andacht schmecken, der weiß wohl auch nicht, wie eng beide Gebiete unseres Volkstumes, Kirche und Welt, Leib und Seele zusammengehören. Er versteht wohl auch nicht die kindliche Freude an diesen alten Volksbräuchen und auch nicht die Trauer derer, die trotz dieses schönen, alten Volkstumes vom Bittgange hungrig, ohne ihren Kreuzerweck bekommen zu haben, wieder heimziehen müssen.

Außerst wichtig ist für das Landvolk, daß in der Bittwoche kein Nachtfrost einfällt und kein Regen auf Christi Himmelfahrt. Dieser ersäuft das Obst, besonders die blühenden Nüsse. Jener zerstört die zarten Gemüse und die frühen Feldfrüchte und bringt oft Hungersnot im Frühsommer. Darum kommen die Gebete und Gesänge der ländlichen Waller während der Bittwoche zumeist aus tiefstem Herzen.

Ebenso ist es auch bei der Flurprozession am Markustage, am 25. April. Diese geht mit Kreuz und Fahnen von der Kirche aus rings um die alte Gemarkung des Dorfes und ruft des Himmels Segen und Fruchtbarkeit auf sie herab. Sie fleht auch inständig um gedeihliche Witterung für all die mühsam angepflanzten Saaten und Feldfrüchte zur Nahrung für Menschen und Tiere.

Auf den Donnerstag in der Bittwoche fällt das hohe, freudige Fest Christi Himmelfahrt. Die Prozession am Morgen zum feierlichen Hochamt in der Pfarrkirche erinnert an den Zug Christi und seiner Jünger durch Jerusalem zum Oelberge, wo er vor aller Augen zum Himmel auffuhr. An vielen Orten unterbleibt diese vierte Prozession, da sie nicht mehr zu den Bitttagen gehört.

Das Fest Christi Himmelfahrt ist wegen seiner religiösen Wichtigkeit duplex erster Klasse mit Oktav. Seine Farbe ist weiß. — Seine Oktav ist zugleich die Vorbereitung auf die Sendung des hl. Geistes am Pfingstfeste, das 10 Tage nach Christi Himmelfahrt zwei Tage lang gefeiert wird, ebenso wie Weihnachten und Ostern. Früher dauerten diese drei Hauptfeste je drei Tage lang, von Samstagabend bis Mittwoch.

Pfingsten hat seinen griechischen Namen nach den 50 Tagen, die seit Christi Auferstehung am Ostermorgen verflossen sind. Die Festfarbe von Pfingsten ist rot wie Feuerflammen, weil am ersten Pfingstfeste der hl. Geist in Gestalt

feuriger Zungen vom Himmel auf die Apostel und Christi Mutter herabgekommen ist.

Am Pfingstsamstage wird wie am Karsamstage in der Kirche frisches Wasser geweiht. Das Pfingstwasser wird wie das Osterwasser in Flaschen und Krügen nachhause mitgenommen und dort auch wie dieses verwendet.

Wie am Karsamstage so wird in der Pfingstvigil beim Gloria in der Kirche mit allen Glocken und Schellen der Feiertagsjubel angeläutet.

Während der Pfingstoktav beten Volk und Kirche ganz besonders um die sieben Gaben des hl. Geistes. Der hl. Geist wird ebenso wie Gott Vater und Gott Sohn das ganze Jahr über täglich von allen angerufen: Von den Kleinen vor jeder Schulstunde, von den Großen vor jedem Gebet, vor jeder Predigt, vor jeder wichtigen Entscheidung und Arbeit, die besonderer Ueberlegung bedarf. Der hl. Geist hat den Aposteln Weisheit, geistige Kraft und Sprachengabe verliehen. Seine Erleuchtung scheint dem Volke auch heute noch in Kirche und Staat, im privaten und öffentlichen Leben täglich und für alle unentbehrlich. — Unter den volkstümlichen Novenen, den neuntägigen Andachten zu Gott und zu einzelnen Heiligen um Hilfe und Beistand in besonderen Nöten und Anliegen, sind darum die Novenen zum hl. Geiste wohl die häufigsten.

Pfingsten bringt auch die Tage der Firmung, die allen Schulentlassenen durch die Salbung mit Chrisam und durch die Handauflegung des Bischofes die Kraft und die Gnaden des hl. Geistes vermitteln soll. Darum werden neun Tage zuvor auch in den Kirchen von den Firmlingen und für dieselben öffentliche Andachten zum hl. Geiste gehalten. — Die Firmungstage selbst sind öffentliche Festtage in den Familien und in den Gemeinden. — Die Firmlinge tragen bei ihrer Firmung dieselben Kleider wie bei ihrer feierlichen Kommunion.

Wie bei der Taufe jeder Täufling seine Taufpaten haben muß, so bekommt jeder Firmling seinen Firmpaten, das Mädchen seine Firmpatin. Diese Paten treten in ein geistiges Verwandtschaftsverhältnis zu ihren Patenkindern. — Die Paten übernehmen die Pflicht die religiös-sittliche Erziehung ihrer Patenkinder zu überwachen und diese auf dem Tugendwege zu erhalten. Das scheint heute vielfach in Vergessenheit zu geraten, obwohl es zur Erhaltung des gesunden Volkstumes nötiger wäre als je die Patenpflichten gewissenhaft zu erfüllen.

Statt dessen begnügt man sich jetzt zumeist mit einem vornehmen Patengeschenk, das gefordert wird zur Hebung der Eitelkeit oder zur Ausstattung.

Der Pfingstsonntag war einst ganz dem Gottesdienste und der Feiertagsruhe geweiht gleich dem Ostersonntage und dem ersten Weihnachtsfeiertage. — Erst am Pfingstmontage nach der hl. Messe begannen die weltlichen Pfingstfeiern, gesellschaftliche „Maiausflüge“ und Waldfeste mit Gesang und Tanz im Freien. Die Buben und Mädchen schmückten sich dabei mit Laubkränzen und Blumen und Efeu.

Ein altes Volkstum an Pfingsten und um Pfingsten sind auch die „Maikuren“, d. h. Maiausflüge in den Wald im frühesten Morgengrauen. Man wiederholt sie bei schönem Wetter auch nach Pfingsten, doch nur an den Mai-Sonntagen und -Feiertagen. Die Ausflügler kommen nach einigen Stunden zum Frühstücke und Frühgottesdienste wieder nachhause zurück. Sie machen sich im Walde Pfeifen, Huppen und Schalmeien aus Salweiden, Kastanienrinde und Eichenrinde. Sie bringen auch Laub und geringelte Haselstecken mit und Blumensträuße: Maiblumen und Blätter, Kuckucksblumen oder Anemonen, blaue Glocken, Vergifmeinnicht und blühenden Ginster in seiner ersten, goldgelben Pracht. — Die Mädchen ordnen zuhause diese Maisträuße ihrer Brüder und Liebhaber und vermehren sie mit Gelbveilchen und blühendem Flieder und anderen Gartenblumen. Dann stellen sie dieselben in Wassergläsern und Vasen auf den Frühstückstisch oder auf ihr Maialtärchen in der Herrgottsecke der Wohnstube oder auf den Maialtar, d. h. auf den Marienaltar in der Kirche. Sie tragen davon oft auch selbst kleine Maisträußchen an der Brust oder über ihrem Gesangbuche mit in die Kirche als Sonntagschmuck.

Der Pfingstquack oder Pfingstbutz, der am Pfingstmontage in Schaidt und anderen Dörfern des Bienwaldes geputzt wird, der dann durch die Dorfstraßen zieht, von grünem Laub und blühendem, gelbem Ginster umkleidet, wird im Queichtale nicht mehr aufgeputzt. — In den Dörfern der Sickinger Höhe aber, wo die Pferdezucht blüht, reiten die jungen Burschen vor Sonnenaufgang in den Wald, schmücken sich und ihre Pferde mit Laub und Ginster, schmücken auch den Pfingstquack und reiten dann zu ihrem Dorfe zurück. Dort führen sie den Quack von Haus zu Haus und heischen für ihn Gaben in Geld, Speck und Eier. — Die Ginsterzweige gelten nach dem Um-

zuge als zauberkräftig und werden darum an der Stalldecke oder unter dem Hausdache verwahrt wie bei uns der Würz-
wisch. *)

Auch im Queichtale gelten „b h ü h e n d e B r e m e n“ wegen ihres bitteren Geruches und Geschmackes und infolge alten Herkommens mit ihren „Hühner- und Hahnenblüten“ als wirksame Mittel gegen Hexen und Ungeziefer. Darum breiten arme Leute jährlich große Bündel davon unter ihr Bettstroh. Sie fertigen auch Besen aus abgeblühten Bremen zum Hausgebrauch und zum Verkauf. Der rechte „Hexenbesen“ aber besteht bei uns nicht aus Bremen, sondern aus Birkenreisern und hat sieben Ringe aus jungen, weißen Eichenholzbinden. — Blühende Bremen verwendet der Bauer auch als Stallstreu, obwohl sie sich dazu schlecht eignen; denn sie machen das Lager der Tiere naß und übelriechend und sind auch im Dunge storrig und minderwertig.

Am Samstag nach Pfingsten schließt der eigentliche Osterfestkreis und damit die erste Hälfte des Kirchenjahres. Sie hat uns vom Advente bis Pfingsten das Leben und Leiden des Erlösers, seinen Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt, dann die Sendung des hl. Geistes und damit die Stiftung der Kirche Christi vor Augen geführt. Daran schloß sich von jeher bei uns ein reicher, fast ununterbrochener Kranz uralten Volkstumes, den ich bisher darzustellen versuchte. Daß darin altes, kirchliches Volkstum und noch ältere Reste alten germanischen Volkstumes unzertrennlich mit einander verbunden sind, wird wohl niemand bezweifeln können, der dieser Darstellung folgte und unsere deutsche Kulturgeschichte kennt. Diese beiden Teile nun auseinander zu reißen, zu zerlegen und kulturgeschichtlich zu begründen, sie auf ihre ältesten Anfänge zurückzuführen, das kann meine weitere Aufgabe hier nicht sein; das muß der vergleichenden Volkskunde und der vergleichenden Kulturgeschichte überlassen bleiben. Ich habe hier nur das bei uns erhaltene und auch von mir miterlebte heimische Volkstum im Zusammenhange mit dem Kirchenjahre zu schildern und vorzuführen übernommen. Auch das ist eine wichtige, notwendige und vielseitige Aufgabe, die allen anderen vorausgehen muß.

*) Vergl. auch Beyschlag, Volksglaube beim Pfingstquack, Pfälzisches Museum 1926 S. 58.

Die Wochen nach Pfingsten.

In der zweiten Hälfte des Kirchenjahres, in den nun folgenden 23 bis 28 Wochen nach Pfingsten, von der Pfingstoktav bis zum ersten Adventssonntage, die oft auch die Pfingstzeit oder „der Pfingstfestkreis“ fälschlich genannt werden, wird uns hauptsächlich das Fortleben Christi in seiner Kirche und die Wirkung seines Erlösungswerkes im Leben und Wirken seiner Heiligen vor Augen gestellt. — Diese zweite Jahreshälfte beginnt mit dem ersten Sonntage nach Pfingsten, am Feste der hl. Dreifaltigkeit. Bei uns war dieser Tag immer ganz besonders feierlich, weil die alte Kirche des „lieben Heiligen Sankt Jost“ in Dernbach, die während des 30 jährigen Krieges zerfallen und verödet war, seit 1648 die hl. Dreifaltigkeit als Kirchenpatron erhalten hat.

Während des Hochamtes wird am Dreifaltigkeitssonntage überall in der Kirche Salz geweiht. Darum bringen die Frauen und Kinder aus jedem Hause frisches, weißes Salz im schönsten Glase ihres Hauses, oder in einer geblumten Tasse, mit zur Weihe auf den Hochaltar. — Der alte Gebrauch am Ostertage Brot und Fleisch und Eier zu weihen hat bei uns jetzt aufgehört. Am Dreifaltigkeitssonntage aber steckt die Hausfrau auch drei Stückchen Weißbrot oder Kuchen, dazu eine Grasnelke, ein Monatsröschen oder sonst eine kleine Blume mitten in das Salz um sie mitweihen zu lassen.

Dieses geweihte Brot und Salz gilt als heilkräftig und wird gesunden und kranken Menschen in die Speisen und Suppen gestreut. Was am Weihetage nicht verbraucht wird, verwahrt man für Notfälle. Man salzt kranken Kindern und Wöchnerinnen gerne die Suppen damit. Auch Kühen, die frisch gekalbt haben, gibt man es mit dem „Nutzen“ oder „Resel“, d. h. Ränzel, zwischen Brotstücken, damit sie fruchtbar bleiben. Frisch belegten Rindern gibt man es zwischen zwei Brotschnitten. — Das Brot, das mit dem Salze geweiht wird, soll weiß sein, doch „wo es Mode ist, da singt (= signet, segnet) man auch den Pumpernickel in der Kirch“, sagt das Sprichwort.

Die hl. Dreifaltigkeit oder Dreieinigkeit hat auch im Volksleben hohe Wichtigkeit. In ihrem Namen beginnt und

schließt unser Volk jedes Gebet und jede wichtige Arbeit, jeden Tag und jeden Segen. Ihr Bild hängt in vielen Häusern, liegt in vielen Gebetbüchern. — Auch von den Honigbienen sagt man, daß Schwärme, die am Dreifaltigkeitssonntage ausfliegen, ihre Waben in Kreuzform bauen. Schwärmen die Bienen am Fronleichnamstage, dann bauen sie eine Monstranz in ihrem Korbe.

Das Fronleichnamsfest am Donnerstag nach Dreifaltigkeitssonntag, zehn Tage nach Pfingsten, ist ein Fest der Freude und des Jubels, ein frohlockendes Bekenntnis des Glaubens an den in Brotsgestalt verhüllten Gott und Heiland in der hl. Hostie. Das Fest wurde zuerst 1246 im Bistume Lüttich, im Jahre 1264 aber vom Papste Urban IV. in der ganzen Kirche eingeführt. Der hl. Thomas von Aquin hat das herrliche Offizium und den Text der Messe dazu verfaßt: „Er speiste sie mit dem Marke des Weizens“ etc.

Weil die hl. Eucharistie als Opfer in der hl. Messe und als Sakrament in der hl. Kommunion den Mittelpunkt der christlichen Religionsübungen und der Gnadenmittel bildet, wurde das Fronleichnamsfest und die damit verbundene feierliche Prozession durch die Straßen der Gemeinden bald äußerst volkstümlich. Die Kirche und die Gemeinden erstreben dabei die größte Verehrung und würdige Prachtentfaltung. Die Farbe des Festes und seiner Oktav ist weiß. Es ist die Farbe der Freude und des Lichtes.

Am Fronleichnamstage werden alle Kirchen und Altäre mit Maien und frischen Blumen reich geschmückt. Die Gebete und Segen am Altare, die gesamte Liturgie und die festlichen Lieder, die deutschen und die lateinischen, gehören nach Inhalt und Melodie zu dem Schönsten und Erhabensten, was je für den Gottesdienst geschaffen worden ist. Es ist ganz unmöglich aus der reichen Fülle hier auch nur einen kurzen Auszug und Umriss zu geben. Jedes katholische Gesangbuch bietet sie.

Der echt pfälzische Jubel aber, der einst in dem von der ganzen Gemeinde gemeinsam gesungenen „Lauda Sion salvatorem“ und in den drei feierlichen sakramentalen Segen: „Ecce panis angelorum“ etc. zum Ausdrucke kam, ist jetzt durch den lateinischen Choral und durch den stimmigen Gesang, auch durch den unfeierlichen römischen Segen etwas gemindert worden. Auch die alten, deutschen sakramentalen Jubellieder

sind durch das neue Gesangbuch teilweise wohl kirchlicher und ernster, aber viel weniger volkstümlich vertont und gestimmt.

Echt volkstümlich blieb aber die Fronleichnamsprozession, besonders in den Dörfern. Die Straßen werden dazu mit frischem Laub, mit Gras und Blumen längshin bestreut. Die Häuser werden alle mit Maien, d. h. mit grünen Buchen und blühenden Akazien umstellt, mit Kränzen aus Feldblumen und Eichenlaub, mit Fahnen, Statuen und hl. Bildern reich geziert. -- Am Prozessionswege werden in annähernd gleichen Abständen vier Baumaltäre aufgeschlagen. Es sind viereckige, grüne Zelte, die innen an drei Seiten mit weißen Tüchern ausgeschlagen und mit hl. Bildern behängt werden. Die Vorderseite bleibt offen als Eingang. Innen steht vor der Rückseite ein viereckiger Tisch und darüber ein Aufsatz, ganz mit weißer Leinwand bedeckt. Darauf müssen Blumensträuße und Kerzen und die Monstranz aufgestellt werden können; denn an jedem Altare wird halt gemacht, die Monstranz mit dem Allerheiligsten abgestellt, ein Evangelium und einer der vier Segen gesungen; zuerst: „A fulgure et tempestate; dann: A peste, fame et bello; dann: A subitanea, improvisa et perpetua morte; zuletzt: Ab omni malo. — Libera nos Domine“ etc. Darnach wird jedesmal der Segen mit dem Allerheiligsten gegeben und vom ganzen Volke auf den Knien unter demütigen Gebeten schweigend empfangen. — Alles glänzt und duftet weithin und heiliger Gottesfriede liegt über dem Dorfe und seinen Bewohnern.

Die Prozession hat ihre gewöhnliche Aufstellung: Die Jugend geht voran, getrennt nach Geschlechtern und Lebensaltern. Der Geistliche mit dem Allerheiligsten unter dem Traghimmel und seine nächste Umgebung bilden die Mitte des festlichen Zuges. Um den Traghimmel stehen zunächst die Meszdienere mit Rauchfaß, mit Standarten und Schellen; weiß gekleidete und festlich bekränzte Mädchen mit Laubkränzen, Blumenkörbchen und Lilien in den Händen; dann zwölf Männer mit Gewehren als Ehrenwache, je sechs auf jeder Seite. Daran schließt sich die Gemeindeverwaltung und die Kirchenverwaltung. Den Schluß bilden alle anderen Männer und die Frauen des Dorfes je zwei und zwei in langer Reihe; denn dabei will niemand fehlen. — Vom letzten Altare zieht die Prozession unter den Jubelklängen des Volksgesanges „Großer Gott, wir loben Dich!“ in die Kirche zurück. Dazu läuten die Glocken, die Meszdienere klingeln mit ihren Schellen, Gewehre und Böllerschüsse krachen, jung und alt stimmt laut in den Lobgesang ein.

Am Nachmittage nach der feierlichen Vesper ist gewöhnlich eine Reunion, ein weltliches Volksfest im Freien oder in einem großen Saale, mit Wirtschaft, Reden und Volksliedern, auch mit stimmigen Liedern des Kirchenchores.

Auch während der Festoktav ist jeden Morgen feierlicher Gottesdienst, jetzt mit dem römischen Segen, einst mit dreimaligem feierlichem Segen. Am Schlusse der Oktav ist nochmalige Prozession in der Kirche oder wenigstens feierliche Schlußandacht, zu der nochmals alle Mädchen in weißen Kleidern und mit Blumenkränzen erscheinen.

In der Ferialkirche wird die Fronleichnamsprozession regelmäßig am Sonntage in der Oktav mit der gleichen Feierlichkeit nachgehalten.

Unter den Laub- und Blumenkränzen, die am Fronleichnamstage die Straßen überspannen, befanden sich bei uns in Ramberg seit vielen Jahren jedesmal auch „Ostereierkränze“, d. h. Kränze von ausgeblasenen und gefärbten Eierschalen, auf lange Schnüre gezogene Eierketten. Sie erinnern an den Gründonnerstag, an dem die Ostereier gefärbt werden, an dem auch das hl. Abendmahl eingesetzt wurde, an dem aber wegen der Kirchentrauer in der Karwoche das jubelnde Fronleichnamfest nicht gefeiert werden kann.

Dafz die Fronleichnamsssegnen an den vier Baumaltären, entsprechend dem Wortlaute der zugehörigen Gebete, sich auch weithin über Dorf und Flur, über Menschen, Tiere und Pflanzen wirksam ausbreiten, ist nach dem Volksglauben selbstverständlich. Besondere Weihe und Heilkraft erhalten aber die Liebstöckel, die in den vier Ecken der vier Straßentaltäre aufgelegt und dort durch die Nähe des Hochwürdigsten Gutes besonders geweiht werden. Bei Halskrankheiten und Fiebern etc. wird daher durch ihre hohlen Stengel der heiße, heilkräftige Tee und Absud gerne eingesogen.

In der Fronleichnamsoktav ist bei uns und weithin in der Pfalz auch eine Volkswallfahrt zu Fuß, neuerdings auch mit der Eisenbahn, üblich „nach Walldürn zum hl. Blut“. Dort soll einmal ein zweifelnder Priester den konsekrierten Kelch umgestoßen haben. Da sei der Wein auf dem Altartuche zu Blut geworden. Christi Haupt sei in der Mitte und rings um dasselbe ein Kranz von 11 Apostelgesichtern herausgewachsen. Dieses Wunder sei in Walldürn jetzt noch sichtbar. Es wird auch in Nachbildungen von dort auf roten „Blutfähnchen“ von den Wallfahrern überallhin verbreitet. Auch unsere

Waller brachten jedesmal ein solches Blutfähnchen mit, das dann jahrelang in der Kirche an seiner Fahnenstange hing und auf seinem Bilde jenes Blutwunder zeigte. — Uns Jungen war es immer eine Freude die mit ihren Lebensmitteln für eine Woche bepackten Wallfahrer fort zu begleiten und noch mehr, sie bei ihrer Rückkehr in Prozession an der Gemarkungsgrenze unter Gebet, Gesang und Glockenklang wieder abzuholen — Das Fortleben dieser harten, achttägigen Wallfahrt erklärt sich bei uns im Westrich wohl daraus, daß die Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Scharfeneck bis 1793 unsere Landesfürsten waren und zugleich auch die Landesherrn von Walldürn.

Auf Freitag nach Fronleichnamsoktav fällt das Herz Jesu fest. Bei der Abendandacht erfolgt in den Kirchen die Weihe an das hl. Herz Jesu Einzelner und ihrer Familien. Daran schließen fromme Beter vielfach auch eine Novene von neun Herz-Jesu-Freitagen, an jedem ersten Freitage eines Monats, zur Erlangung einer glückseligen Sterbstunde. — Diese Herz-Jesu-Freitage sind aus Frankreich und Oesterreich zu uns gekommen und werden jedesmal Sonntags zuvor in der Kirche öffentlich verkündet. Das beweist, daß sie noch nicht recht volkstümlich sind. Dagegen sind die Herz-Jesu-Bilder und die Herz-Mariä-Bilder, d. h. Statuen und Bilder mit roten flammenden Herzen, die äußerlich aufgemalt sind, schon fast überall volkstümlich geworden, obwohl sie dem feinen und gesunden Kunstsinne unseres Volkes nicht recht entsprechen.

In die zweite Hälfte des Kirchenjahres nach Fronleichnam, bis Advent, fallen weiterhin nur noch Heiligenfeste. — Die alte, kirchliche Farbe dieses Halbjahres ist grün, die Farbe der Hoffnung. Weil aber die Feste der Apostel und Märtyrer rot, die der Bekenner und Jungfrauen weiß gefeiert werden müssen, wurden in unserer Zeit die grünen Meßgewänder immer seltener. Jetzt sind aber durch päpstliche Erlasse diese Sonntage zumeist wieder grün; sie sind von Heiligenfesten frei gemacht worden.

Die zahlreichsten Heiligenfeste im *Proprium sanctorum* hat die allerseligste Jungfrau und Gottesgebäerin Maria. Das Meßbuch der Kirche enthält deren 25. Die wichtigsten davon, die auch im Volke heute noch fortleben, sind: Mariä Empfängnis und Mariä Geburt, Mariä Verkündigung und Mariä Heimsuchung, vor Weihnachten; darnach: Mariä Lichtmeß und Mariä Himmelfahrt.

Die aufzerkirchliche, d. h. die weltliche und volkstümliche Feier der Marienfeste ist durch die Reformation im 16. Jahrhundert wesentlich gemindert, durch die Revolution i. J. 1794 aufgehoben worden. Die Heiligenfeste bestehen seitdem bei uns nur noch in der Kirche selbst fort als *fiesta chori, non fori*. — Nur Mariä Himmelfahrt, am 15. August, ist ein öffentlicher Feiertag geblieben, weil dieser höchste Marienfest zugleich der Geburtstag des Kaisers Napoleon I. war, der bis 1813 auch die Pfalz beherrschte.

Das Fest der Erscheinung der unbefleckten Jungfrau Maria zu Lourdes in Frankreich, am 11. Februar 1858, und die Nachbildung der Lourdesgrotten war seit Einführung dieses Festes durch Papst Pius X., am 27. November 1907, auch bei uns auf dem Wege rasch volkstümlich zu werden, bis 1914 der Weltkrieg ausbrach. Jetzt sind die süßlichen französischen Bilder bei uns seltener geworden. Das ist für die Erhaltung des alten, guten Kunstgeschmackes bei uns zu begrüßen; denn wir haben bessere Heiligenbilder. Die schönste pfälzische Lourdesgrotte hat St. Martin über der Krobsburg, die zur Zeit der Sommerblüten viel besucht wird.

Auch der hl. Joseph, der greise Zimmermann von Nazareth, das Haupt der hl. Familie, wurde als Nährvater Jesu und als Bräutigam der hl. Jungfrau Maria von jeher in der Kirche viel und hoch verehrt. Diese Verehrung wurde aber noch wesentlich höher und volkstümlicher, seitdem ihn Papst Pius IX. zum besonderen Schutzpatron der ganzen Kirche erhoben hat.

Man weiß von Leben des hl. Joseph sehr wenig, aber durch fromme Legenden und Rückschlüsse ist er zum Muster und Vorbilde aller Arbeiter und Familienväter, aller Erzieher und Eheleute geworden und darum auch zu ihrem besonderen Schutzpatrone. — Anderen Heiligen ist es gegeben in besonderen Anliegen zu helfen, dem hl. Joseph und der hl. Maria aber in allen Anliegen. Darum werden jetzt so viele Kinder und so viele neue Kirchen nach ihnen benannt. Sie werden alle unter ihren besonderen Schutz gestellt. — Sogar in den alten Kirchen werden jetzt immer mehr Seitenaltäre ihren alten Patronen entzogen; denn die linken Altäre werden fast stereotyp dem hl. Joseph, die rechten der hl. Jungfrau Maria geweiht. Ihre Statuen stehen in allen Kirchen und ihre Bilder, auch die Bilder der hl. Familie, hängen jetzt in allen katholischen Familien. Darum sollte die Kirchenbehörde den Malern und Gipsgießern strenger auf die Finger sehen, damit sie nur gute und richtige Bil-

der der Heiligen liefern dürfen. Diese aber kümmern sich oft nicht um Volkstum und Kirchenlehre. Sie machen gegen die Kirchenlehre aus dem guten, alten Nährvater Jesu einen jungen, kraftvollen, feinfrisierten Mann mit vollem, dunkelbraunem Haupt- und Barthaare und mit blühenden Wangen, d. h. sie bilden nach nichtchristlicher Lehre den Gatten der hl. Maria, nicht ihren greisen Beschützer nach katholischen Glaubenssätzen. Sie bilden eine idealisierte weltliche Familie, keine Josephinische Ehe und auch nicht die hl. Familie.

Der hl. Joseph hat zwei Feste: Den *Josephstag*, am 19. März, und die Festfeier zu Ehren des hl. Joseph, des Patrons der ganzen katholischen Kirche, am 3. Sonntage nach Ostern. Ihm wird darum auch der ganze Monat März geweiht.

Wegen seines seligen Todes in den Armen Jesu ist St. Joseph auch der mächtige Helfer zu einer glückseligen Sterbestunde. — Seine Verehrung ist auch bei uns noch im Wachsen.

Dafz die *Namensfeste der Heiligen* auf deren Todestag gefeiert werden, nicht auf ihren Geburtstag, ist allgemein bekannt und volkstümlich. Ausgenommen davon sind nur die hl. Jungfrau Maria und der hl. Johannes der Täufer wegen ihrer unbefleckten Empfängnis. — Bekannt ist auch, dafz jedem Christen bei der Taufe mindestens zwei Beschützer beigegeben werden: Sein Namenspatron, oder auch deren mehrere, und sein Schutzengel. — Darum feiert jedes Glied einer katholischen Familie in jedem Jahre mindestens zwei persönliche Feste. Seinen *Geburts tag* und seinen *Namens tag*. Auch dadurch sind die meisten Heiligenfeste bis heute bei uns volkstümlich geblieben. — Bei den Protestanten hat der Geburtstag den Vorzug bekommen und fast alleinige Bedeutung. Bei den Katholiken gelten beide Tage, Geburtstag und Namenstag eines Kindes gleichviel und zwar soviel, als liebevolle Eltern und feinfühligte Familienangehörige zur Freude der Ihrigen, zur Vertiefung und Erwärmung des Familienlebens daraus zu machen verstehen.

Auf einige volkstümliche Heilige und Heiligtage des Winters und des Vorfrühlings habe ich oben bereits hingewiesen. Daran schliefsen sich hier noch einige andere für unser Volkstum wichtige Heiligtage. So: *Sankt Gregor*, am 12. März. Er führt uns die Störche zurück, die Glück und junges Leben bringenden Frühlingsboten. Wo sie nisten, bleibt das Haus verschont von Feuersbrunst und Blitzschlägen. — Sie holen mit ihren langen Schnäbeln auch neue Menschenkinder

aus dem tiefen Kindelsbrunnen und tragen sie in die Häuser. Dabei picken sie aber der Mutter gerne ins Bein, sodafz diese zwei Wochen lang das Bett hüten muß.

Wenn der Klapperstorch über die Häuser fliegt, ruft ihm daher oft das Kinderliedchen zu: „Storch, Storch, guter, — Bring mir einen kleinen Bruder!“ und „Storch, Storch, bester, — Bring mir eine kleine Schwester!“ — Die Väter und die Mütter aber sehen den Storch nicht so gerne, wenn er zu oft über ihr Haus fliegt und jedesmal neue Sorgen und Bürden für sie mitbringt. Doch sind ihnen die Kinder alle lieb, ja das jüngste, „das Nestquäckel“, ist immer das liebste und die Eltern sind zufrieden, wenn sie nur alle recht gedeihen, „gesund und brav und rechtschaffen bleiben“.

Die Eltern schaffen gerne und opfern sich gerne für ihre Kinder, oft sogar über ihre Kraft und Gesundheit hinaus, damit diese gedeihen. Doch das Beste, was sie ihnen ins Leben mitgeben können, sind immer „ihre geraden Glieder und ihre gesunden fünf Sinne“. — Dazu kommt natürlich auch die Sorge und Mitwirkung, dafz sie brav lernen und sich tadellos betragen, sich körperlich und geistig und seelisch gut entwickeln, sich bald selbst ernähren und „sich gut versorgen“, d. h. sich gut verheiraten können. — Einzelne Kinder werden leicht verzogen. Sie sind „die Augäpfel“ und die Sorgenkinder ihrer Eltern und Großeltern, manchmal auch „ein Nagel an ihrer Totenlad“. Viele Kinder erziehen sich leichter, wenn die ältesten einmal gut geraten sind.

„Mariä Verkündigung bringt die Schwalben wiederum. Mariä Geburt jagt sie wieder fort.“ So sagt das Sprichwort und legt damit die Sommerzeit zwischen den 25. März und den 8. September. — Die Schwalben selbst singen nach der Volksdeutung: „Wenn wir fortgehen sind Kist' und Kasten, alles voll. — Wenn wir kommen ist's wieder leer!“

Mit den Schwalben kommt am 25. März auch der Frühling und der Kinderjubil wieder in die Dörfer und der Vogelsang und die große Schar der lieben Sommervögel. Darunter sind auch die gern gesehene Bachstelzen und die Rotschwänzchen; denn wo diese nisten, können Blitze und Gewitter und Feuersbrünste nicht schaden. — Zu gleichem Zwecke werden auch Eulen und Schnepfen und andere größere Vögel, die man tot findet, als Abwehr am Scheuertor aufzen angenagelt und Hauswurzstöcke, grüner Donnerbart, auf die Hausdächer und Hofmauern gepflanzt.

Zum Andenken und zur Teilnahme aller an Mariä Verkündigung durch den Erzengel Gabriel werden im Dorfe täglich dreimal, morgens, mittags und abends, die Betglocken oder Aveglocken geläutet und „der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft“ etc. gebetet. Diese drei Glockenzeichen verkünden zugleich Anfang, Mitte und Schluß des ländlichen Arbeitstages.

Der Tag des hl. Benedikt, auf Frühlings Tag- und Nachtgleiche, am 21. März, ist bei uns kein volkstümlicher Feiertag mehr, aber der Segen des hl. Benediktus, die Benediktus-Kreuze, Benediktus-Medaillen und Skapuliere sind auch bei uns noch weit verbreitet. Letztere werden über und unter den Kleidern auf dem Leibe getragen zum Schutze gegen allerlei Gefahren und Uebel.

Auf der Vorderseite der Benediktusmedaille steht der hl. Benedikt, gestorben 543; dabei die Umschrift: Crux S(ancti) P(atris) Benedicti. — Auf der Rückseite steht ein Kreuz und darin die Anfangsbuchstaben der Worte: C(rux) S(ancti) P(atris) B(enedicti). — C(rux) S(ancta) S(it) M(ihi) L(ux). — N(on) D(raco) S(it) M(ihi) D(ux). — Um den Rand der Medaille stehen die Anfangsbuchstaben des Segens: I H S (d. h. Jesus); dann: V(ade) R(etro) S(atana), N(unquam) S(uade) M(ihi) V(ana). S(unt) M(ala) Q(uae) L(ibas). I(pse) V(enena) B(ibas). — In die Amulette und Skapuliere mit diesem Segen, auf Papier oder Leinwandstreifen geschrieben, sind oft auch blühend getrocknete Kräuter und Benediktusdisteln eingenäht. Solche Amulette wurden 1866 und 1870 auch den zum Kriege ausziehenden Soldaten zum Schutze gegen Stich und Schuß noch mitgegeben. Jetzt sind sie seltener geworden.

Viel häufiger werden von Frauen und Mädchen die Marienmedaillen getragen. Sie sind den Kleinen und den Großen ein Schmuck, ein Schutz und ein Bekenntniszeichen.

Die Frauen und großen Mädchen tragen überdies zu gleichen Zwecken an Sonn- und Feiertagen fast alle ihr „Goldenes Kreuzel“ an einem goldenen Kettchen oder an einem Seidenbände um den Hals und als Schmuck auf der Brust. Es ist zumeist ein Patengeschenk zum letzten Osterhas oder zur feierlichen Kommunion am Weißensonntage. Oft wird es auch als Firmungsgeschenk und als Brautgeschenk gegeben.

Das Brustkreuzchen der Frau wird regelmäßig mit den beiden Eheringen der Brautleute am Traualtare auf dem Lavabo-

teller der Kirche eingesegnet. Es gehört zur Ausstattung der Frau sogut wie ihr Ehering, ihr Rosenkranz und ihr Gesangbuch. Dazu kommt schließlich noch ihr Sterbekreuz, das sie bei einer Mission oder Wallfahrt für sich weihen läßt. Nach ihrem Tode gehen diese goldenen Wertsachen an ihre Kinder und Enkel über. Nur ihr Rosenkranz und ihr Sterbekreuz folgen ihr ins Grab als Symbol ihres Glaubens, ihres Betens und ihres Duldens.

Im April ringen Sommer und Winter nochmals miteinander: „Der April macht, was er will.“ „Er ist unbeständig wie Aprilwetter“. Er schickt seine „Aprilebutze“, d. h. kalte Schnee- und Regenschauer. Doch bald darnach kommt wieder warmer Sonnenschein. Wenn dann die dunklen Wolkenschatten über die grünen Wiesen hinfliegen und an den Bergen hinaufjagen, verfolgt von hellen, glänzenden Sonnenflächen, dann helfen die Kinder der Sonne siegen: Sie singen immer wieder laut: „Schatte geh weg; die Sunn soll kumme!“ — Und die Sonne obsiegt endlich, aber das „Aprilewetter“ bleibt oft noch lange närrisch so wie die Menschen.

Spafzvägel schicken am 1. April oft Kinder und harmlose Leute zu einem Nachbarn um „Schnakefett“ zu holen oder das Bratwurstmaß und für 5 Pfennig „Binichdumm“ etc. Sie „schicken die Leute in den April“ und verlachen sie nachher als „Aprilnarre“ nach dem Sprichwort: „Am ersten April schickt man den Narren, wohin man will“. Doch das erregt oft bitteren Aerger.

Auf Sankt G e o r g e n t a g, am 23. April, endet das Narrenrecht des Aprilwetters: „Solang die Frösch vor Georgi schreien, — Müssen sie wieder nachher schweigen“, sagt der Volksmund und: „Sind die Reben auf Georgi noch blott und blinn, — Dürfen sich freuen Mann, Weib und Kinn“. — Auf Jergetag spätestens soll aber der warme Frühling endlich beginnen. Schon 14 Tage vor Georgi begann bei uns im Dorfe einst der herkömmliche Viehtrieb, die F r ü h j a h r s w e i d e, und das S o m m e r g e l ä u t; morgens eine Stunde früher, abends eine Stunde später.

Die J e r g e b l u m e, d. h. gelber Krokus, hilft als frühe Frühlingsblüte beim Brauchen, d. h. beim Gesundbeten. Verbunden mit Zaubersegen hilft sie auch gegen das Frieren, gegen Fieber und Schüttelfrost, gegen Haut- und Augenkrankheiten.

Um Georgi regt sich auch die Vogelwelt: „Im April baut der Vogel sein Nest, wohin er will. — Im Mai legt er sein Ei. — Im Juni fliegen die Jungen. Wuhin?“ — Auch „der Kuckuck

kann stecken, wo er will, schreit er noch im April.“ — Hat man bei seinem ersten Rufe Geld in der Tasche, dann hat man das ganze Jahr; wenn nicht, dann das ganze Jahr keines. Fragt man ihn, dann kündigt die Zahl seiner Rufe die Zahl der Jahre bis zur Ehe, oder bis zum Lebensende des Fragers.

Am Abend vor dem 1. Mai, dem Tage der hl. Walpurga oder „Walpurgis“, die oft verwechselt werden, beginnt im Dorfe die Walpurgisnacht oder die Hexennacht. In dieser Nacht kommen die Hexen zusammen an den Kreuzwegen um zu tanzen, oder sie reiten auf Böcken, auf Birkenbesen, Ginsterbesen und Brotschiefern mit dem Teufel durch den Schornstein auf den Blocksberg, oder sie versuchen im Dorfe allerlei böartigen Spuck zu treiben. — Goethe hat diesen Hexenglauben einst in Sesenheim kennen gelernt und in seiner Walpurgisnacht, im 2. Teil seines Faust, dramatisch behandelt. Auch sein Gedicht „Den XXXabend: Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferd!“ knüpft daran an.

Dadurch und durch die vielen mittelalterlichen Hexenprozesse, durch den „Hexenhammer“ und ähnliche Schriften ist dieses Stück uralten, deutschen Volkstumes weithin bekannt geblieben. — Heute glaubt auch im Dorfe niemand mehr an Hexen. Aber die Ueberlieferung spricht von ihnen, der Volksglaube erzählt von ihnen und viele schützen sich noch vor ihnen wie in alter Zeit, indem sie nach dem Herkommen vor der ersten Mainacht drei Kreuze † † † mit weißer Kreide über ihre Haustüren und Stalltüren schreiben und manchmal auch die Namenszüge der hl. Dreikönige und Magier, Caspar, Melchior und Balthasar: C † M † B † beifügen, oder indem sie einen Trudenfuß auf ihre Türschwelle zeichnen. Trotzdem sind Menschen und Tiere und Sachen manchmal noch verhext oder „wie verhext“.

Es gibt „ohne Zweifel auch noch Leute, die mehr können als Supp' essen“, sagt das Sprichwort. Es gibt auch „Leute mit bösem Blick“. Wenn diese „in den Hof gucken, verrecken die Hühner“. — Es gibt Frauen, die schütten eine Tasse Rahm in ihr großes Butterfaß und legen ein rotes Läppchen um den Stöfzer. Dann zaubern sie aus fremden Häusern, einen Topf von da, den andern von dort herbei, bis ihr Faß voll ist. — Dann gibt es auch solche, die in nachtschlafender Zeit unsichtbar in fremde Ställe gehen, dort die Kühe ausmelken, bis sie blutige Milch geben und Eutergeschwulste bekommen. — Es gibt auch Nightmare, welche die Tiere nachts naß reiten oder sie zusammenkoppeln, so daß sie fast ersticken, die ihnen Haarzöpfe

flechten und ihnen die Lebenskraft aussaugen, bis sie abmagern und „ganz vom Fleisch fallen“. — Andere schleichen nachts als schwarze Katzen umher, und wer mit einem Stein nach ihnen wirft, dem bleibt der Arm steif in der Luft stehen. — Wer aber eine solche Katze mit Hilfe von Zaubermitteln im Stalle oder sonstwo erwischt und ihr die Krallen beschneidet, der hat einer Hexe, die mit dem Teufel im Bunde steht, die Finger blutig beschnitten, sodaß sie in den nächsten Tagen das Bett hüten muß.

Es gibt auch Wetterhexen, die mit einer Rute vor einem Wasserkübel sitzen und die Wellen peitschen, bis Sturm und Gewitter am Himmel heraufziehen, die sie gegen fremde Saatfelder und gegen verhaßte Häuser richten können.

Solche Hexen und „böse Leute“ sind besonders gefährlich für Wöchnerinnen und Säuglinge, da sie auch diese gern aussaugen oder einen Wechselbalg unterschieben.

Wenn diese ein Kind besehen und loben, es „beschrauen“, dann wird es krank; es „wächst an“, oder es magert ab. Man muß daher zu jedem fremden oder verdächtigen Lobspruche hinzufügen: „Unbeschrauen, unberufen“, oder „Gott behüt's.“

Ist das Kind trotzdem angewachsen und engbrüstig geworden, dann ist Hilfe nötig und man ruft anstatt des teuren Arztes lieber eine alte, weise und viel erfahrene Frau. Diese bespricht das kranke Kind, „sie braucht ihm“. Dann schlägt sie es nackt in ein warmes Tuch, faßt es unter den Armen und „schlenkert es“, d. h. sie schwingt es in den drei höchsten Namen von der Mitte des Zimmers aus übers Kreuz gegen die vier Zimmerecken, oder sie zieht es auch mit Hilfe der Mutter übers Kreuz durch die vier Beine eines Stuhles. Darnach gibt sie noch gute Lehren und Hilfsmittel an: Warme Bäder, warme Tränklein aus gebähtem Zwiebelsaft und Kandelzucker, heiße Kandelzuckermilch und Einreibungen mit heißem Gänsfett an Brust und Nase etc. Sie besucht das Kind an drei Tagen unentgeltlich morgens und abends, bis es besser wird oder die Hilfe des Arztes empfohlen werden muß.

Solche weise Zauberfrauen und erfahrene „Hexenmeister“ besprechen auch kranke Haustiere mit ihren Zaubersagen und raten die üblichen Volksheilmittel an, die oft wirken, wenn die gesunde Natur mithilft.

Hat die Hexe einem Säugling die Brüste dick und wund gesogen, dann wird ihm unter Gebet und Segen das Wasser

Die Kunst des Zaubers und die Kunst der Heilung

behutsam aus den Brüsten ausgedrückt, die Brust mit Fett bestrichen und mit wollenen Lappen verbunden.

Stellt sich M u n d f ä u l e ein, dann helfen Segen und Gundelreben, die nach der Ausreibung des kranken Mundes in den Schornstein gehängt werden, wo sie in neun Tagen mit der Krankheit abdorren etc. *)

Gefährlicher ist es, wenn Hexen als Strohhalme oder als heller Lichtschein durch Fenster und Schlüssellocher eindringen und sich als Alp auf die Brust junger Wöchnerinnen oder auf erwachsene Mädchen niederlassen und diese so schwer drücken, daß sie röcheln, keine Luft mehr bekommen, sich nicht mehr bewegen und auch nicht aufschreien können, bis jemand kommt und den Bann löst. — An gesunde Männer und Buben wagen sich die Hexen nicht, nur an Brustkranke, denen sie am Leben saugen, und an Liebeskranke, die sosehr verhext sein können, daß sie trotz aller Mittel von ihrer verkehrten Neigung und Schwäche nicht mehr loskommen und verstockt bleiben, bis es zu spät ist.

Daß der Hexenglaube einst viel verbreiteter war als jetzt, beweist unser Sprachschatz. Er spricht noch von „Hexenschutz und von Schutzblättern, von Hexenkraut, Hexenbart und Hexenmilch oder Wolfsmilch, von Hexenspeichel, das ist Spinnenspeichel an den Weiden, und von Hexenspiegeln, die man zwischen dünnen Grashalmen mit Speichel und Hexenmilch fertigt um durch ihre Irisfarben Geheimnisse zu erspähen. Man spricht auch von Hexenplätzen und Hexentanzplätzen, von Hexennestern im wirren Flachs und in der Halmfrucht, von Wetterhexen, d. h. von kleinen Staubwirbeln und Windhosen, von Hexenpetzen oder blauen Flecken an Menschenkörpern, vom Hexensabbat, von Verhexungen und Hexenzaubern an Menschen und Tieren.“ An leblosen Dingen wird diese Verhexung von Gelehrten „die Tücke des Objekts“ genannt. — Man kann aus Sympathie auch jetzt noch einem „den Daumen halten und die beiden Daumen einschlagen“, damit sein Vorhaben glückt. Man kann ihm aber auch „die Hex machen“, durch Mißgunst, durch Ausspeien, durch Wunsch und Ruf: „Hex, Hex, neben 'naus!“ etc. ihm schaden.

Dagegen kann man sich schützen durch Kreuze und Zaubersagen, die man betet oder schriftlich unter das Kopfkissen legt und in die Kleidertaschen steckt, dann durch Skapuliere, Amu-

*) Vergl. W. Krämer, Ein Brauchbüchlein aus dem 18. Jahrhundert. Sonderabdruck der Palatina 1926.

lette und heilige Kräuter. Diese müssen aber in vorgeschriebener Stunde und in rechter Weise frisch gebrochen oder aus dem Würzisch genommen sein. Oft genügt es schon, wenn man energisch die Augen auf macht, kräftig ausspeit, oder die Kleider, Schuhe und Strümpfe verkehrt anzieht.

Man kann „die Hexen stellen“, wenn man kreuzweise in ihre Fußstapfen tritt. Man kann sie plagen und verschlagen mit einem festen Hexenbesen aus Birkenzweigen und mit Zauberstecken aus Haselstämmchen. — Unser Hexenmeister hatte noch stärkere Mittel: Drei Nadeln in Kornkleie, umrahmt von Käselkraut oder Johanneskraut etc., die mit Zaubersprüchen den Hexen in den Leib getrieben wurden. — Ich habe solche Zauber gegen Hexen und Diebe wiederholt schon als Kind gesehen und später auch die Zauberbücher unseres Hexenmeisters erworben. Der Mann war ein von seiner Kirche exkommunizierter, armer Trinker, der überall leicht Gespenster sah, und der zuletzt allein im Dorfe noch an seine Kunst glaubte. — Ich habe auch zwei alte Frauen gekannt und öfter gesprochen, die von ihm als Hexen bezeichnet wurden, weil sie sich mit Wiesentau wuschen, öfter frühmorgens bleich und übernächtigt, mit aufgelösten Haaren vom Felde heimkehrten, einem nicht gerade in die Augen schauen konnten, die angeblich während ihrer Abwesenheit auf Hexenfahrten nachts ihrem Manne an ihrerstatt „einen Besen ins Bett legten“ etc. Die Verleumdeten waren zwei arme, brave Frauen, die zwar an Hexen glaubten, aber keinen rechten Zauberspruch kannten. Die eine war eine Kräutersammlerin, die andere eine Nachtwandlerin.

Dafz der Pfarrer solche Hexen an hohen Feiertagen durch die Monstranz in der Kirche erkennt, da sie Gott die Ehre geben müssen, aber mit dem Rücken gegen den Altar stehen, nackt, mit einem Melkkübel über dem Kopfe anstatt der Haube, ist ein alter, derber Witz, der den alten deutschen Hexenglauben heute noch mit dem christlichen Kirchenjahre in Verbindung zu bringen sucht.

Der Name Hexe, den viele von Hekate abzuleiten suchen, der griechischen Göttin der Unterwelt und der Dreiwege, ist gewiß nicht griechisch; denn davon weiß unser Volk nichts. Er kommt von Hag-Idise, d. h. die weise Waldfrau, die Idise, die im Hage wohnt. Solche Idise, weise Zauberfrauen, begegnen uns schon im ersten Merseburger Zauberspruche: „Eiris sazun idisi.“ Auch die weise Valeda bei Tacitus im ersten Jahrhundert und Swanahild, die weise Trude, in Webers Drei-

zehnlinden, sind solche altgermanische, heidnische Waldfrauen.

Diese Zauberfrauen und Kräuterfrauen, die Schäfer, die Zigeuner und andere Naturmenschen waren das ganze Mittelalter hindurch bis heute die zähesten Vertreter und Verteidiger der alten Naturreligion und des vorchristlichen, frühgermanischen Volkstumes. Heute ist ihr Wirkungskreis aber sehr beschränkt, bei uns fast nur auf die Volksmedizin und Tierarztnei eingeschränkt. — Diesen Kreis überschreiten am öftesten noch die Zigeuner oder „die Här e“, d. h. Heiden, die sich nirgends fest ansiedeln lassen. Da unsere Dörfer Gräfenhausen und Eufzertal im Queichtale solche wandernde Häreväter und Häremütter noch in ihren Bürgerlisten führen müssen, ist uns ihr Leben und Wirken, ihre Heilkunst, Weissagekunst und Zauberkunst nicht unbekannt. Sie leben von ihrem Wissen und von kleinen Handwerken, oft auch vom Mitleide anderer. Sie sind wandernde Schirmflicker und Kesselflicker, Scherenschleifer und Korbflechter, nicht selten auch Geiger und Gaukler. Ihr Vorspruch: „Ich armes Zigeuner hab' keine Heimat; im Straßengraben geboren; schenk mir was!“ ist oft ehrlich gemeint. Unbegreiflich ist, daß man von diesen Armen immer noch Weissagungen und Zauberkünste erwartet und verlangt.

Mit der Hexennacht des 1. Mai hat sich das altgermanische Frühlingsfest, im Norden der „Tag der Odinsfreite“, bei uns „Balders Hochzeitstag“, die Pholnacht, verbunden und im Volkstume unbewußt erhalten. — So ist bei uns die erste Maianacht heute noch ein uraltes Fest der Liebenden geblieben. Darum gehen „die Borscht“, d. h. die erwachsenen Burschen, in dieser Nacht mit Röteln und Kohlen oder auch mit Farbertopf und Pinsel heimlich an die Häuser ihrer Geliebten und malen diesen je einen oder sogar mehrere Freier an die Hausecke. Mißliebigen und unbeständigen Mädchen streut man auch Spreu vors Haus oder malt ihnen mehrere Mißgestalten an die Wand. Kunstwerke sind diese nächtlich hingestrichenen Männer alle nicht. Deswegen stehen die Mädchen am 1. Maimorgen sehr frühe auf um ihre „Freier“ zu besehen und sie mit Wasser und Bürste auszutilgen, bevor es Tag wird.

Die sonst noch vielfach übliche Aufpflanzung von Maie n ist am 1. Mai bei uns selten geworden. Maie n steckt man jetzt nur noch am Fronleichnamstage durchs ganze Dorf hin, dann alle fünf Jahre dem neuen Bürgermeister und Adjunkten am Wahltage und angesehenen Paaren an ihrem Hochzeitstage. Doch ist das Sprichwort erhalten geblieben: „Wem man nicht

hold ist, dem steckt man auch keine Maien“. — Man geht auch noch „maien“, d. h. in Nachbarhäusern sich umsehen und sich dort freundlich ausplaudern.

Lebensmai und Jahresmai, Lenz und Liebe, gehören natürlich auch im Volkstume zusammen. Sie finden ihren Ausdruck in den Volksliedern, in den alljährlichen Maikuren und Maiausflügen an den Maisonntagen und am Pfingstmontage, der ein volkstümliches Maifest geblieben ist.

Zu den Schalmeien und Rohrpfifen, zu den geringelten, d. h. halbgeschälten Maistecken und Maisträußen, die von der männlichen Jugend an schönen Maimorgen bei ihren „Maikuren“ vor Tag im Walde geholt werden, bringt der Lenz in jedem Jahre noch viele andere Blumen und Liebesboten in die Häuser, in die Kirchen und auf die Gräber im Friedhofe: Sträußchen und Kränze von Märzveilchen und Märzäselchen oder Marienblümchen, von Gelbveilchen, Rosen und Fliedern, von Margretchen, blühenden Gräsern und Vergißmeinnicht. Und alle Mädchen verstehen schon frühe die oft sehr feinsinnige Blumensprache, die stets zart und sinnreich ist, und die an Innigkeit und Gedankenreichtum wetteifert mit unseren vielen, schönen, frohen und wehmütigen Volksliedern und Liebesliedern. — Wer den süßen Duft und den zarten Sinn dieser Blumengrüße, den bezaubernden Klang der gefühlvollen Heimatlieder einmal eingatmet, gefühlt und recht verstanden hat, der kann sie nicht mehr vergessen, wie alt und heimatfern er auch werden mag. Daher die oft rührende Heimatliebe und das tiefinnige Heimweh vieler Dorfkinde nach ihrem verschwundenen Jugendleben und Heimatglücke. Gesundes Volkstum, Jugend- und Maienglück sind drei starke Bänder, die uns alle mit unserer Heimat unlösbar verbinden. „Das Blatt im Buche“ von Anastasius Grün hat diese Gefühle am kürzesten und schönsten zum Ausdrucke gebracht.

Kirchlich ist der Mai der hl. Jungfrau Maria geweiht. Das bezeugen auch die jährlich prächtiger geschmückten Maialtäre in Kirche und Haus, die Maiandachten an allen Maiabenden, besonders an den Maisonntagen, und die dabei üblichen Lieder: „Kommt Christen, kommt zu loben; — Der Mai ist froh erwacht“, etc. und „Maria, Maienkönigin, dich will der Mai begrüßen“. — Diese Maiandachten und die Salveandachten an allen Samstagabenden und die Herz-Mariä-Bruderschafts-Andachten an jedem ersten Sonntage eines Monats mit allgemeinem Opfergange um den Hochaltar beim Klange der

herrlichen Marienliedern: „Geleite durch die Wellen — Das Schifflin schlei und mild“, etc. sie haben uns Dorfkinder, besonders die Mädchen, fast alle von Jugend auf zu begeisterten „Marienkindern“ gemacht. — Jetzt drückt die Fülle; denn jetzt trifft auf j e d e n Sonntag-Nachmittag eine andere Bruderschafts-andacht: Am ersten Sonntage jedes Monats ist: Herz Jesu-; am zweiten: Herz Mariä-; am dritten: Armenseelen-; am vierten: Sakramentale Bruderschafts-Andacht. Sie alle sind nach dem neuen Gesangbuche des Jesuiten Mohr ungemein ernst und weihevoll, aber für unsere alten, schönen, pfälzischen Kirchenlieder und Vesperpsalmen ist dabei selten noch ein Platz übrig. Darum fehlen jetzt oft die Männer.

Früher waren an allen Maisonntagen *Wetterandachten*. Ihre Lieder: „Menschen pflanzen und begießen, das Gedeihen gibt Gottes Hand“, und „Strenger Richter aller Sünden, Gott erbarra dich über uns“, etc. bezeugen das. Sie sind auch heute noch so volkstümlich wie die Bittprozessionen und wie der Wetterseggen, der jeden Sommer vom 3. Mai an bis zum 14. September täglich nach der Messe in der Kirche gebetet und nach feierlichen Aemtern auch feierlich gesungen wird. — Gedeihliche Witterung im Mai und im Sommer ist eben für den Landmann von höchster Wichtigkeit. Ohne sie verderben Obst, Wein und Getreide. Ohne sie fehlt auch das saftige Maifutter für das liebe Vieh und die fette Maimilch und die Maibutter für alle.

In die Zeit der ersten Blüten und mitten hinein in die hoffnungsvolle Entwicklung von Gras und Klee, Laub und Blüten fallen oft plötzliche Witterungsumschläge und *Maifröste*, die den Segen und Arbeitsertrag eines Jahres zu vernichten drohen. Darum ist der Bauer, der mehr als jeder andere Stand vom Wetter abhängig ist, in jedem Jahre voll Angst und Sorge, bis die *Eisheiligen* vorüber sind: Pankraz, Servaz, Bonifaz und die kalte Sophie, vom 12. bis zum 15. Mai. Ihre Tage fallen nicht selten in die kirchliche Bittwoche vor Christi Himmelfahrt, die gedeihliche Witterung und Gottes Segen für die Feldfrüchte erlehnt.

Volkstümlich sind bei uns auch der h. *Florian* und der h. *Urban*. — Der h. Florian, am 4. Mai, ist der Schutzpatron gegen Schadenfeuer. Darum hört man noch oft den halb scherzhaften, halb boshaften Reim: „Heiliger sankt Florian! — Beschütz' mein Haus, zünd' andere an!“ — Sankt Urban, am 25. Mai, ist der Schutzheilige des pfälzischen Weinbaues. Sein

Bild mit Bütte und Hotte und Mosterkolben vor einem grünen Weinberge hing einst in vielen pfälzischen Häusern und Winzerstuben. Jetzt ist es selten geworden wie die guten Weinjahre. Der moderne Kunstwein gedeiht angeblich auch ohne Sonne und ohne Frömmigkeit. Er braucht nur Freiheit und Handelschutz. Unsere pfälzischen Winzer aber sind noch immer abhängig von des Himmels Gunst und Segen.

Wie „die lange Nacht“ am 21. Dezember, so ist auch „der lange Tag“ oder der G'hanstag, am 24. Juni, der Tag der Sommer-Sonnenwende, der Todestag des alten deutschen Sonnengottes, noch von volkstümlichen Sagen und Gebräuchen umrahmt.

In der Kirche ist der hl. Johannes „der Ausdruck des Alten Testamentes“. Sein Geburtsfest ist duplex erster Klasse mit Oktav. Es wird am Sonntage vor Peter und Paul gefeiert, zur Zeit, wo die Tage abzunehmen beginnen, im Gegensatz zum Christfeste, von dem an die Tage wieder zunehmen. — Allgemein bekannt sind die Legenden von der Geburt des hl. Johannes nach dem Evangelisten Lukas I 57—68 und sein Tod durch Herodias. Bekannt sind auch die herrlichen, bei uns viel verbreiteten Kinderbilder von Murillo und anderen großen Meistern, auf denen St. Johannes und Christus zu Füßen der hl. Maria miteinander spielen.

Im Volksglauben ist der G'hanstag ein Unglückstag erster Ordnung. Da muß auf jede Weise ein Mensch ums Leben kommen: Einer muß „gählinge“ sterben, einer muß ertrinken, einer totfallen, einer erstochen werden und einer muß das Bein brechen. Darum darf man auf G'hanstag nicht baden gehen, nicht auf Bäume steigen, sich nicht in Gefahr begeben. — Einer, der diesem Geschehe entgehen wollte, legte sich am G'hanstag ins Bett. Da kam gegen Abend eine Fliege und quälte ihn so lange, bis er nach ihr an die Wand trat. Und dabei brach er den Fuß.

Am Vorabende von G'hanstag wird vor den Dörfern der oberen Haardt auf einem Kreuzwege oder auf einer Anhöhe, die von weither sichtbar ist, jedes Jahr das G'hansfeuer angezündet. Ich habe das als Gymnasiast wiederholt in Arzheim miterlebt, wo wir es am Wege vor dem Dorfe, auf der Höhe gegen Godramstein, ansteckten. Von dort sahen wir die Johannisfeuer von Gleisweiler und Frankweiler und von vielen anderen Haardttdörfern. Also wurden auch wir von weither gesehen.

Zum Johannisfeuer sammelten die größeren Schulbuben am

Vortage das nötige Holz mit einem Handwagen von Haus zu Haus. Sie erhielten ein Scheit oder zwei, öfter eine Welle, ein Rebehäsel oder auch zwei „Rebehäslich“; bisweilen auch Geld, wo das Holz fehlte. Absage brächte Spott und künftiges Unglück. — Nach dem Nachessen zieht das ganze Dorf, vor allen die Dorfjugend beider Geschlechter zum Brandplatze. Alle umstehen dort das kreisrund, hoch und spitz aufgehäufte Holz, das bei Einbruch der Dunkelheit angezündet wird. Alle jubeln laut, wenn es rasch und heftig prasselnd anbrennt, wenn die Flamme hell und hoch emporlodert; denn das bedeutet Glück für die ganze Gemeinde, Glück auch für jeden Einzelnen. Das G'hansfeuer bewahrt ja Menschen und Haustiere vor Seuchen und vor verheerenden Krankheiten. — Wenn die Flamme sich senkt, versuchen zuerst einzelne Burschen darüber zu springen. Darnach wagen auch befreundete Paare Hand in Hand den Sprung durch das Feuer. Das mehrt die Liebe, bringt glückliche Ehen und Kindersegen. So hoch sie springen, wächst der Flachs. Man erzählt, daß früher auch das Großvieh durch das G'hansfeuer getrieben wurde zum Schutze gegen Seuchen. — Zuletzt werden die Kohlen und die Asche des Johannisfeuers auch auf die Aecker gestreut. Dazu hört man bisweilen den Spottvers: „Ist's nicht gut gegen Ratten und Mäus, — So ist's doch gut gegen Flöh und Läus.“

Der G'hanstag ist auch ein Gedenktag für Liebende. Paare, die miteinander vor den Augen aller über das G'hansfeuer gesprungen sind, gehören für immer zusammen. — „G'hansfeuer“ ist auch ein Beiname für feurige, lebensfrohe Mädchen.

Das G'hansbübel, d. h. der rotgelbe Siebenpunkt, und die leuchtenden Johanniswürmchen sind im Volksglauben Glückbringer. Man darf sie nicht quälen und nicht töten. Ebenso nicht den gelbgefleckten Molch oder Feuersalamander. Das brächte Unglück und Tod. Kinder setzen den Siebenpunkt oft auf den Handrücken, hauchen ihn an und singen: „G'hansbübel, flieg in de' Himmel! — Hol mer en Stückel Käsebrout!“ — Vom Feuersalamander sagt man: Er geht unverletzt durch jedes Feuer. Schreit er, dann gibt es Regen. Quält man ihn, daß er schreit, dann muß jemand im Hause dafür sterben.

Nach dem hl. Johannes werden auch mehrere Pflanzen, die um den Johannistag blühen, und die nach dem Volksglauben heil- und zauberkräftig sind, Johannis Kraut genannt. So vor allen das gelb blühende *Hypericum perforatum* mit seinen rund durchstochenen, grünen Blättchen; dann das kriechende

Johanniskraut oder „Käselkraut“ mit blauen Blüten und der prächtig blühende, gelbe Frauenflachs, das „Abnehmekraut“. — Als „Mariä Bettstroh“ wird das durchstochene Johanniskraut öfter auch in Unterbette gelegt. Es schützt dort alle, die darauf schlafen, vor Krankheiten und vor bösem Zauber. Sein gelber Saft heilt alle Brandwunden. In Amulette genäht und auf bloßem Leibe getragen bewahrt das Johanniskraut vor Stich und Schufz. — Ein ebenso heil- und zauberkräftiges Hilfsmittel ist das Käselkraut bei Krankheiten der Haustiere und zur Abwehr von Hexen und Dieben. — Ist jemand verzaubert, oder nimmt sein Körper ab durch Beschraung, durch unglückliche Liebe und unholde Einflüsse, dann hilft ein Bad im Absude von Frauenflachs. Je mehr der Absud beim Baden oder Waschen gerinnt, um so mehr nimmt er alles Krankhafte aus dem Körper weg.

Am G'hanstag, dem längsten Tag des Jahres, soll das Wetter warm und schön sein. Regnet es, dann „versaufen die Nüsse“, die sich am G'hanstag schließzen sollen.

Dem Johannisfeuer sind im Herbst die Weidefeuer an Sitten und Bräuchen ähnlich, doch werden diese nicht von den Gemeinden angezündet, sondern nur von einer Schar Buben, die nach der Ohmeternte das Vieh auf die Weide treiben. Während sie es dort tagsüber hüten, pflegen sie sich Kartoffeln zu braten und sich mit frohen Spielen zu belustigen.

Im Laufe des Sommers bringt das Kirchenjahr sehr wenige allgemeine Feiertage. Um so reicher ist die Sommerzeit für die Landleute an dringenden Arbeiten und an täglichen Freuden in Wald und Flur. — Die Heiligenfeste, selbst das Fest der Apostelfürsten Petrus und Paulus, am 29. Juni, sind seit der französischen Revolution von 1794 abgeschafft oder abgewürdigt, d. h. auf den nachfolgenden Sonntag verschoben. Einst war der 29. Juni auch bei uns, wie im rechtsrheinischen Bayern noch, ein hohes, volkstümliches Fest vor Beginn der Ernte; denn „Peter und Paul machen dem Korn die Wurzel faul“ und bald darnach beginnt die Ernte. — Da müssen alle, die Kraft haben, mithelfen Korn und Weizen, Gerste, Spelz und Hafer abmähen und schneiden, in Garben binden und heimtragen oder heimfahren, die Aehren lesen und die Stoppelfelder mit Winterrüben bestellen. Dazu sind dem Bauern auch die längsten Tage von frühmorgens bis abends spät nie lang genug und dazu braucht er auch warmes, sonniges Erntewetter. — Wie dieses ausfallen wird, das entscheidet das Fest Mariä Heimsuchung, am 2. Juli; denn „wie die Muttergottes über

das Gebirg geht, so kehrt sie auch wieder heim“, d.h. so bleibt das Wetter ihretwegen vier Wochen. Darum betet der Bauer um Sonnenschein auf den Heimsuchungstag. Für ihn ist es immer ein großes Unglück, wenn es auf seine geschnittene Frucht regnet, wenn sie lange im Wasser liegt und öfter umgewendet werden muß, damit sie nicht auswächst. Wird die Brotfrucht im Regen schwarz, dann wird auch das Mehl schwarz und schlecht. — Das Bauernbrot aber, ein Hauptnahrungsmittel für alt und jung, wird dann für ein ganzes Jahr schwarz und schlecht, naß und klotzig. Darunter leidet die gesamte Volksernährung und das häusliche Wohlbefinden; denn das Brotbacken ist eine der wichtigsten Aufgaben der ländlichen Hausfrau. Es ist nach schlechten Ernten ihre Sorge und Qual, in guten Jahren aber ihre Freude und ihr Stolz. Sie ist jedesmal ängstlich darum besorgt und bemüht, daß ihre Brotlaibe hoch aufgehen und gut durchbacken. Sie sollen innen weiß und locker und duftig sein, damit sie auch ohne Aufstrich allen gut schmecken und wohl bekommen. Das ist aber nur nach guten Ernten möglich. — Aufzen soll „die Bubenkrust“ auf jedem Laibe oben rund gewölbt, gelblich-braun und knusperig geraten. Sie soll nicht mit Salzwasser gestrichen und dadurch schwarz glänzend, glatt und sauer gemacht werden wie beim Bäckerbrot. „Die Mädelskrust“ unten aber soll flach und dünn und weiß sein, noch sanft bedeckt mit dem Streumehl der runden Backkörbchen, in denen die Brotlaibe aufgesetzt waren. — Beim Brotessen sind die Randstücke oder „Rundkeitel“, die hintenherum vom Laibe abgeschnitten werden, am beliebtesten. Ein Mittelstück oder „einen Witmann“ schneiden sich am ehesten die Großmütter und Großväter, die keine scharfen Zähne mehr haben, am seltensten junge Mädchen, die keine schlimme Vorbedeutung auf sich kommen lassen wollen. — Genügt das Einkommen, dann soll jedem Geback Brot von 10 bis 12 Laiben im Sommer ein saftiger Zwiebelkuchen vorausgehen, im Winter ein Flammkuchen mit süßer Rahmdecke. Als Leckerbissen soll ein Mühlkuchen oder ein Kranz aus Weizmehl nachfolgen, oder wenigstens ein weißer Kartoffelkuchen, dem gekochte Kartoffeln beigerieben und beigemischt werden, damit doch die Hitze des Backofens auch richtig ausgenützt wird. — Zu solchem Backen ist viel Umsicht und Gottes Segen nötig. Darum wird der Teig schon in der Mulde bekreuzt beim Anrühren des „Däsems“, d. h. der durchsäuerten Reste vom letzten Geback, und nachdem alles tüchtig durchgeknetet ist, nochmals mit

einem eingedrückten Kreuze gesegnet. — Die Hitze des Backofens wird mit einem Büschel davorgehaltener, leerer Kornähren probiert, ehe man die glühenden Holzkohlen mit der Kitsch herauskitscht und die Brote mit dem langstieligen Schiefzer in die Hitze hineinschießt. — Die frisch gebackenen Brote werden in den Backkörbchen abgekühlt. Dabei liegt die Mädelskrust oben, damit sie sich nicht von „der Brosem“ innen ablöst. Dann werden die Laibe hochkant hintereinander auf die Brotreiff im Keller gestellt und nach Bedarf dort abgeholt. — Im Bauernhause liegt das Brot den ganzen Tag unverschlossen für alle in der Brotschublade des Eßtisches. Sich nach Belieben davon abzuschneiden ist keinem verwehrt und die heranwachsenden Kinder, die immer Hunger haben, machen von der Erlaubnis sich auch „in der Zwischenzeit“, zwischen den Hauptmahlzeiten satt zu essen, fleißig Gebrauch. Wenn die Mutter das Brot einmal einschließen oder „den Brotkorb höher hängen“ muß, dann ist „Not an Mann“ und Armut im Lande. Man ist in der Hinterpfalz darum viel lieber sparsam im Trinken.

Der Schutzpatron für Trinker ist der hl. Ulrich. Er ist aber nur noch in wenigen pfälzischen Orten der Kirchenpatron. Auch der Sankt Ulrichswein oder St. Ulrichsseggen wird am 4. Juli bei uns nicht mehr in den Kirchen geweiht und unter das Volk ausgeteilt. — Wie der Amethyst in Bischofsringen, so schützt das St. Ulrichskreuz vor leiblicher und geistiger Berausung. Doch ist das Ulrichskreuz jetzt äußerst selten; ich habe es nur einmal gesehen. — „Sankt Ulrich anrufen“ heißt aber immer noch: Zuviel getrunken haben oder „ein Kälbchen anbinden“, sich erbrechen müssen. — „Ulrichen oder Uelrichen“ heißt auch das Wiederkaüen bei Haustieren. Wenn dieses ausbleibt, hilft und heilt das Uelrichkraut, das dazu in den Würzwich aufgenommen und gesegnet wird.

Die hl. Margaretha, am 12. und 13. Juli, wird abgebildet mit einem Kreuze und einem von ihr besiegten Drachen. Sie gehört zu den 14 Nothelfern und hilft besonders den Hausfrauen gegen alle Einflüsse böser Geister. Auch die nach ihr genannte „Gretel hinter der Heck“, d. h. der Katzenklee mit seinen vielen Kätzchen, gilt noch als Zauberkraut. Es hilft gegen Hexen und böse Geister. — Die nach ihr benannten „großen Margretle“, d. h. die Ochsenaugen, Chrysanthemen oder Wucherblumen, auch aus Goethes Faust als Liebesorakel bekannt, sind bei uns noch O r a k e l b l u m e n für die Liebenden.

Sie zupfen deren Blütenblätter ab und fragen bei jedem Blättchen: „Er liebt mich? Von Herzen? Mit Schmerzen? Ueber alle Mafzen? Ein wenig? Oder gar nicht?“ — Diese Fragen kann man auch an mehrere Blumen so oft stellen, bis sie einmal oder mehrmals nacheinander die gleiche, gewünschte Antwort geben. — Man kann diese Blumen auch nach dem Stande des künftigen Geliebten fragen, ob er ein: „Edelmann? Bettelmann? Bauer? oder ein Soldat“ sein wird? und nach dem Enderfolge des irdischen Lebens. Was man darnach erreichen wird: „Himmel? Höll? oder Fegfeuer?“

Maria Magdalena, am 22. Juli, „salzt die Aepfel“; St. Jakob, am 25. Juli, reift sie. Magdalenebirnen und Jakobsäpfel sind besonders kostbar; sie sind die ersten im Jahre. — Der Jakobstag bringt auch die Heidelbeeren im Walde zur Höchstreife. Das „Hällbeerebreche“ beschäftigt in jedem Jahre immer wieder viele Kinder und Frauen wochenlang. Ihr Lied: „Hämmezu, die Zeit esch do! — Der Hällbeerewald esch grün und bloo. — Grün voll Läb, — Weiß voll Stäb, — Bloo, bloo voll Hällbeere!“ ist bei uns im Absterben. Die Jugend hat es schon fast vergessen.

Sankt Barthelmä, am 24. August, bringt den Herbstanfang. Er „streckt seinen Hinteren“ über die letzten Beeren, besonders über die Brombeeren. Von da an sind sie angeblich überreif, kraftlos und ungenießbar. In guten Jahrgängen aber ist dem nicht so. — Auf Barthelmä ist auch der Most im Fasse zu Ende, oder er ist zu Wein gereift. Darauf deutet das Sprichwort: „Wart, ich will dir weisen, wo Barthel den Most holt“, d. h. „ich will dich gescheit machen, dir Mores lehren“. Das ist jetzt zumeist eine Drohung mit tätlicher Gewalt und Ueberlegenheit. Fragt man dagegen: „Wo holt denn Barthel den Most?“ so lautet die Antwort: „Beim Michel“; denn der Michaelstag, am 29. September, bringt den Weinherbst mit neuem Most von Trauben und Kernobst.

Der Annatag, am 26. Juli, war in Kurpfalz bis 1794 ein Feiertag; denn die hl. Anna war die Schutzpatronin des Oberamtes Neustadt. Ihr Name, ihre Verehrung und ihre Bilder sind darum bis heute bei uns weithin verbreitet. Seltener sind die Selbdrithbilder, auf denen sie neben ihrer Tochter Maria sitzt und ihren Enkel, den Jesusknaben, auf ihren Armen hält. — Auch unter den Wallfahrtskirchen der Pfalz, von denen 13 der hl. Maria und 5 den Vierzehn Nothelfern geweiht sind, befinden sich 2 Annakapellen: Eine bei Niederschlettenbach,

die andere auf dem südöstlichen Ausläufer des Teufelsberges über Burrweiler, mitten in unserem Sammelgebiet.

Die Annakapelle bei Burrweiler liegt auf einem uralten Kultplatze. Sie wurde 1895 auf derselben Stelle zum fünftenmale neu aufgebaut. Von ihr aus hat man einen ganz herrlichen Rundblick über die Rheinebene: Nach links sieht man bis zum Schwarzwald und Neckarbergland, nach rechts über das Queichtal und über die Vogesen. — Die Wallfahrten auf den Annaberg beginnen jedes Jahr am Annatag und dauern 9 Diens-tage. Die Gottesdienste dauern dort jedesmal morgens von 6—11 Uhr oder auch kürzer, je nach der Zahl der Waller, die kommuni-zieren, und der Geistlichen, die zelebrieren wollen. Die Wall-fahrer kommen aus der ganzen Rheinebene, bis nach Speyer hin, den steilen Stationsweg über Burrweiler herauf. Aus dem Queichtale führt der Weg über Gleisweiler aufwärts. Die Wall-fahrer von Dernbach und Ramberg kommen auf weiten Wald-wegen über Berg und Tal am Teufelsberge vorbei zur Kapelle hinab und kehren von da nach der Feier einzeln oder in Grup-pen, still oder laut betend durch die Wälder wieder zurück. Besonders feierlich werden jährlich der erste und der letzte Annatag begangen.

Da diese neun Annatage in die große Schulferien fallen, hatte der gute, alte Pfarrer Händel von Burrweiler um 1875 und noch lange nachher auch viel unheiliges Studentenvolk mit bunten Mützen und mit blonden Zöpfen unter seinen Wallern, die frohe Jugend, die nach kurzer Andacht sich gerne lebhaft unterhielt und daher oft mit erhobenem Finger von ihm zur Ruhe gewiesen werden mußte. Wenn aber nach dem Hochamte sein kräftiges Schlußgebet erschallte: „Strenger Richter aller Sünden! — Gott, erbarm dich über uns! — Laß vor dir uns Gnade finden! — Gott, erbarm dich über uns!“ etc., und wenn er dann am Altare mit erhobenen Händen nochmals die An-liegen aller Wallfahrer der Gnade Gottes und der Fürbitte der hl. Mutter Anna und aller Heiligen empfahl, dann waren wieder alle dabei und nahmen seinen Segen und eine gehobene Feier-tagsstimmung mit nachhause.

Die Pfälzer sind seltene Wallfahrer. Sie beten lieber still und kurz und innig daheim. Auch vom Annaberge wollen sie nachmittags alle wieder früh daheim sein bei ihrer Arbeit. — Wer genau zusieht, findet auch, daß die frommen Beter fast alle durch Gelöbnis und wegen besonderer Anliegen zum Wallfahrtsorte kommen. Auf dem Annaberge sah ich manches

Jahr, wie Fruchttähren und die ersten Trauben der hl. Anna und der Statue des hl. Wendelin, des Schutzpatrons der Haustiere, auf dem Nebenalzare, in die Hände gelegt waren, also mit Dank und mit Bitten um Glück und Erntesegeu. — Manche arme Mutter brachte auch ihr krankes Kind von weither mit. Sie trug es mühsam auf den Armen dorthin, hob es unter Tränen zum Altare empor und flehte um seine Gesundheit. — Andere drückten ihr Herzeleid in *O p f e r g a b e n* aus: Sie kauften kleine Wachskerzen, die vom Mesner auf einem Zapfenbrette neben dem Hochaltare angezündet wurden. Sie kauften auch Glieder und Herzen aus Wachs, ja ganze Wachskinder und auch Wachsbilder von Haustieren um beliebigen Preis und legten sie mit ihren Gebeten und mit ihren drückenden Sorgen auf die Rückseite oder auf die Seitenstufen des Altares nieder. — Dasselbe geschah einst auch beim hl. Philipp von Zell und vor dem Gnadenbilde der hl. Maria im Dome zu Speyer und sonst noch öfter.

Von der Wallfahrt bringen die Mütter ihren Kindern gewöhnlich ein kleines Andenken mit nachhause. Es ist zumeist nur ein Zuckerherz mit einem frommen Spruch darauf, oder ein Zuckerpüppchen, oder ein Wallfahrts-Weck, während sie selbst oft ganz nüchtern, d. h. ohne Speise und Trank auf langen, beschwerlichen Wegen von der Kommunion und Wallfahrt zu den Ihrigen, für die sie gebetet haben, wieder zurückkommen, obwohl es auf dem Annaberger auch Kaffee und Brot und Wein gibt zur Erfrischung und Stärkung. Solche freiwillige Hingabe und Opferliebe für die Familie und solche Entsagung gehörte von jeher zum pfälzischen Volkstume. Jetzt sind wir bequemer geworden. Die neun Annatage aber werden trotzdem auch heute noch zahlreich besucht und in Ehren gehalten.

Der erste Annatag wird zumeist verregnet. „Die Juden haben die hl. Anna ins Wasser getaucht“, sagt das Volk, doch ohne den alten Ritus der Judenbäder zu kennen und ohne an die Wirkung der Sonnenbahn auf das Juliwetter zu denken.

S u s a n n a oder Sannchen, am 11. August, bringt zwar keinen Feiertag, aber den *N a m e n s t a g* vieler Mädchen. Die Protestanten feiern ihren Namenstag und die Tage ihrer hl. Schutzpatrone zumeist nicht mehr, wohl aber die Katholiken. Bei diesen sind Namenstag und Geburtstag in der Familie gleich hoch gestellt. Verständige Mütter wissen dabei mit bewunderungswürdigem Feinsinne immer wieder neue Liebe und Freude, Ansporn und Wechsel in ihre Familien hineinzutragen

und dadurch das häusliche Glück und die frohe Schaffenslust der Ihrigen zu erhöhen.

Was man den Müßigen im Dorfe oft scherzhaft zuruft: „Was schaffst du? — Kalendermachen? — Setz' auch viel Feiertag hinein!“ das tun die guten, verständigen Mütter in Wirklichkeit, indem sie alle Geburtstage und Namenstage der Ihrigen zu häuslichen Halbfeiertagen erheben und alle Familienangehörige diese mitfeiern lassen, „damit sie die Schwere des Daseins ertragen und das erdrückende Gleichmaß der Tage.“ Dazu haben sie nicht viel Besonderes und keinen großen Aufwand nötig: Am Morgen einen freundlichen Glückwunsch und einen liebevollen Kuß oder Händedruck; am Mittage einen kleinen Blumenstrauß aus dem Garten und Felde oder ein kleines, praktisches Geschenk auf dem Eßtische, am Platze des Geburts- oder Namenstagskindes. Dazu kommt ein guter, sonst nicht üblicher Nachtisch, an dem alle Hausgenossen gleichen Anteil bekommen. Damit erhalten alle, besonders die Kleinen, Anlaß sich mitzufreuen, ja schon im voraus an diese Familienfeste zu denken.

Susanna ist auch die Namenspatronin vieler alten Kirchenglocken. Das bezeugt deren Aufschrift: „Susanna heiß ich. — Die Wetter vertreib' ich.“ — Das Wetterläuten ist jetzt zwar als „gefährlicher Aberglaube“ amtlich abgeschafft, doch ist der alte, fromme Volksglaube geblieben, daß böse Geister keine Kraft haben, soweit der Glockenschall hinausklingt über Feld und Wald. — Daß die Kirchenglocken wie höhere, mitfühlende Wesen Freud und Leid der Menschen teilen, lehrt ausführlich auch Schillers Lied von der Glocke. Bald klingen sie hell und freudig in das Glück der Menschen hinein, bald tönen sie dumpf und traurig zu ihrem Leide; bald wimmern sie klagend, wenn Not und Brand sie wachrufen; bald rufen sie ernst und gemessen zu der täglichen Pflichterfüllung.

Im Glockenturm wohnen auch verschiedene Gespenster und lebende Geister. Sie haben schon manchen getötet und verschreckt, der sich nachts zu ihnen hinaufwagte. Dort wohnen auch die Schicksalsfrauen, die Nachteulen und die Nachtkrabben, die oft im Dunkeln umziehen und den Unfrommen gefährlich werden können. — Davon singt auch noch ein altes Schaukellied für Kinder: „Schockel, schockel, reite! — Fahr' übers Weite! — Fahr' übers Glockehaus! — Da kommen drei schöne Puppen 'raus: — Die ent (= eine) spinnt Seide. — Die ander' dreht Weide. — Die dritte spinnt en

(= einen) rote Rock — Für den liebe Herregott“, oder auch „form (= für dem) Herr Parre sein Gäsbock“.

Die Kirchenglocken begleiten das ganze Leben des Dorfbewohners und ordnen jeden seiner Tage. Die Glocke ruft ihn zum ersten Kirchgange bei der Taufe und auch zum zweiten Kirchgange bei der Aussegnung seiner Mutter. Sie ruft ihn später täglich zur Schule und zur Kirche. Sie begleitet ihn zum Traualtare und zuletzt zum Grabe. Sie läutet ihn mit drei Zeichen aus dem Leben und ruft seine Freunde zusammen zu den drei üblichen Trauergottesdiensten und zu seinen Jahrgedächtnissen, solange noch eines seiner Kinder und Enkel im Dorfe lebt. Sind auch diese ausgestorben, so gibt doch die Glocke noch täglich dreimal nach dem Angelus ein kurzes Zeichen auch zum Gebete für die Toten mit dem regelmäßigen Schlusssatz: „Herr, gib allen Abgestorbenen, christgläubigen Seelen im Fegfeuer die ewige Ruhe, das ewige Licht leuchte ihnen! Herr, lasse sie ruhen im Frieden! Amen.“ — Die Kirchenglocke ordnet und regelt auch jeden Lebenstag und jedes Werk der lebendig Schaffenden. Sie ruft jeden Morgen um 6 Uhr, an Markttagen im Sommer schon um 4 Uhr, zum Gebet, zum Frühstück und zum Arbeitsanfang. Um 12 Uhr mittags ruft sie zur Ruhepause und zum Mittagessen; um 6 Uhr abends, im Sommer um 8 Uhr, zum Gebet, zum Feierabend und zum Nachtessen. — Die Hausfrauen mahnt die Elfuhrglocke überdies täglich auch an ihre Kochpflicht und die Kinder singen ihnen dazu: „Elieläute! Grumbeere schneide! Süppele, Süppele koch!“ — Die andere Elfuhrglocke aber, Sonntagsnachts, auch „die Lumpeglocke“ genannt, gebietet allen Feierabend, die zulange im Wirtshause sitzen bleiben.

So wird das Dorfleben und sein Volkstum von den Kirchenglocken weise geordnet, ohne daß jemand eine Taschenuhr oder eine Armbanduhr nötig hätte. Ein Dorf ohne Kirchenglocken und ohne Kirchenfeste aber, ohne das kirchlich geregelte und kirchlich geheiligte Volkstum, wäre ein langweiliges, trauriges Gefängnis, eine öde Siedelung armer Arbeitssklaven. Wir dürfen daher den Segen des Kirchenjahres, seinen Einfluß auf unser Volkstum und seine tiefgreifende Bedeutung für unser Volkstum und für unsere Volkskunde durchaus nicht unterschätzen.

Die Glockensagen, die nicht mehr zu unserem Thema gehören, bilden ein weiteres Gebiet für sich. Ich möchte hier nur an „die silberne Glocke und an die goldene Orgel“ erinnern, die bei uns, im Wiesengrunde vor dem Kloster Eufzerthal, tief

im Boden versenkt liegen. Ihr Schall wird bisweilen, besonders im Advent und in der Geisterstunde um Mitternacht, deutlich hörbar. Die Hörer deuten ihn dann je nach den Verhältnissen günstig oder auch als Unheil verkündend für sich und für ihre Gemeinde.

Mariä Himmelfahrt, am 15. August, ist das höchste Muttergottesfest des ganzen Jahres, ein festum duplex erster Klasse mit Oktav. Als die französische Regierung unter Napoleon I. die anderen Heiligenfeste bei uns alle abschaffte und abwürdigte, d. h. sie von ihrem Wochentage weg auf die nächsten Sonntage verlegte, da blieb Mariä Himmelfahrt allein erhalten, weil der 15. August zugleich Napoleons I. Geburtstag war. Seit 1853 ist die Assumpta, d. h. die Himmelskönigin Maria, auch die Patronin des Domes und des ganzen Bistumes Speyer geworden. Vorher war über elfhundert Jahre lang die Gottesgebäerin Maria die Schutzpatronin des Speyerer Domes und des Bistumes gewesen. Zu ihrem alten G n a d e n b i l d e im Dome zu Speyer fanden seit 1147 jährlich vier Volkswallfahrten statt: An Mariä Geburt und Verkündigung, an Mariä Lichtmeß und Himmelfahrt, bis die französische Revolution 1794 das alte Marienbild zerstört und verbrannt hat.

Für unsere Volkskunde ist Mariä Himmelfahrt von ganz besonderer Wichtigkeit wegen der damit verbundenen Kräuterweihe oder W ü r z w e i h e. — Die Kirche bringt diese Kräuter in sinnige Beziehung auf Maria „die Blume des Feldes und die Lilie der Täler, die geistliche Rose“ etc. Im ländlichen Würzwise aber sind keine biblischen, sondern germanische Blumen, uralte Heilkräuter und andere einst heilige und volkstümlich gebrauchte Pflanzen der frühchristlichen und vorchristlichen Zeit. Die Kirche weiht sie und betet dabei: „Um Wohlfahrt des Leibes und der Seele, um Schutz vor dämonischen und anderen widrigen Einflüssen für jene, die in frommer Gesinnung davon Gebrauch machen“.

So erklärt sich teilweise der Gebrauch des Würzwiches, nicht aber die volkstümliche Auswahl und Verwendung seiner Kräuter. Diese sind uraltes deutsches Volkstum und Ahnenerbe.

In jedem ordentlichen W ü r z w i s c h e, der für Menschen und Tiere nach der Weihe recht brauchbar sein soll, müssen je 3 Stück und Stengel folgender Pflanzen enthalten sein:

1. Johanniskraut oder Muttergottes-Bettstroh (*hypericum perforatum*). — 2. Abnehmekraut oder Frauenflachs (*linaria vulgaris*). — 3. Tausendguldenkraut (*chironia centaureum*). — 4. Stierkraut oder Wohlgemut (*organum vulgare*). — 5. Ulerich-

kraut, sonst auch Knauel und Johanniskraut genannt (*seleranthus perennis*). — 6. Gerbkraut oder Kerbel (*anthriscus vulgaris*). — 7. Wurmmehl oder Rainfarren (*tanacetum vulgare*). — 8. Roter Sauerampher (*rumex sanguineus*). — 9. Hanf, drei weibliche Stengel mit Samen, nicht Fimmel, (*cannabis sativa*). — 10. Drei grüne Haferstengel. — 11. Grüne Nüsse, je zwei bis drei auf einer Dolde. — 12. Grüne Haselzweige mit Haselnüssen — 13. Odermännlich, d. h. Odermennich mit gelben Blüten (*agrimonia eupatoria odorata*). — 14. Fleischknöpp, d. h. Flockenblume oder Grindkraut (*centaurea scabiosa*), hellrot; dafür erscheint bisweilen auch die dunklere Waldflockenblume oder Teufels-Abbifz (*scabiosa succisa*). — 15. Blutknöpp oder Wiesen-Bibernell (*sanguisorba*). — 16. Weiße Hemdeknöpp, d. h. Schafgarbe (*achillea millefolium*). — 17. Gele Hemdeknöpp, d. h. Goldruten (*solidago virga aurea*). — 18. Katzenschwänzle, d. h. Blutkraut (*lythrum salicaria*). — 19. Wilder Quendel (*thymus serpyllum*) in dicken Büscheln. — 20. Fenchel (*foeniculum*), drei zahme Stengel aus dem Garten, keine wilden. — 21. Wermut (*absinthium*), ebenfalls nur dicke, zahme Stengel aus dem Garten. — 22. Eine Kunkel, d. h. eine Wollblume oder Königskerze, (*verbascum thapsiforme*), die dazu im Frühjahr eigens von dem Felde in den Garten verpflanzt wird, damit sie hoch und stark und dicht werde und ringsum von gelben Blüten und Samen besetzt. — 23. Eine hohe, blühende Halsrose (*althaea rosea*); dafür bisweilen eine gefüllte Bismalva. — 24. Liebstöckel (*levisticum*). Es kann im Würzwich auch fehlen, wenn am Fronleichnamstage viele Stengel in die Ecken der Baumaltäre gelegt und nach der Prozession als geweiht und heilkräftig verteilt wurden. Es dient als Saugrohr für Halskranke und auch sonst bei heißen Teen und Absuden. — 25. Rote Hirsen mit blühenden, dicken Kolben (*panicum miliaceum*). — 26. Eine Sonnenblume (*helianthus annuus*). — 27. Kriechendes Käselkraut (*malva rotundifolia*). — 28. Bohnenkräutel (*saturea hortensis*). — 29. Gretel hinter der Heck oder Katzenklee (*trifolium arvense*). — 30. Eine blühende Benedictusdistel.

Alte Kräuterfrauen empfahlen uns einst auch noch andere Pflanzen, die sie durch Erfahrung als heilkräftig erprobt hatten, und die auch im Hause verwendet aber doch nicht in den Würzwich aufgenommen wurden.

All diese Kräuter im Würzwich zu sammeln und zur Weihe in die Kirche zu tragen ist Ehrensache der Schulbuben und -Mädchen. Darum helfen sie dabei einander durch Belehrung, Schen-

kung und Tausch. Sie sind unzufrieden und unruhig, bis sie alles Gebräuchliche restlos beisammen haben. Auch die Eltern und die älteren Geschwister helfen sammeln. Sie bringen in der Mariahimmelfahrtswoche gelegentlich schöne Würzwischkräuter vom Felde mit nachhause. Diese werden dann im Keller verwahrt, damit sie frisch bleiben. Am Weihetage aber werden sie frühmorgens vom Hausvater geordnet und zum Würzwisch zusammengebunden. Das Band soll ohne Knoten und so lange sein, daß es im Notfalle einer stark aufgeblähten, kranken Kuh als Hilfe und Heilmittel um den Bauch gelegt werden kann.

Bei der *W e i h e* suchen die Kinder möglichst weit vorn an der Kirchentüre zu stehen und ihre oft schweren Bündel so hoch als möglich empor zu heben, damit sie vom Weihwasser und vom Weihrauch recht getroffen werden und dadurch den vollen Segen erhalten. — Nach der Weihe wird der Würzwisch zuerst im Wohnzimmer, dann unter dem Dache des Hauses verwahrt als Schutzmittel gegen Krankheiten und gegen Gewitter. Er wird auch oft an der Stalldecke befestigt zur Abwehr böser Geister und ihrer Einflüsse. Im Notfalle dient er auch als Tierarznei. — Viele dieser Würzwischkräuter werden von sachkundigen Müttern; denn sie sind im Dorfe noch die Hausärzte, auch zerrieben und in staubfreien Säckchen verwahrt als Heilmittel gegen alle menschlichen Leiden und Krankheitsfälle. Darum ist es sehr wichtig, daß alle diese Kräuter nur in schönen Exemplaren und nur in ihrer Vollkraft gesammelt werden, und daß sie an sonnigem und an trockenem Standorte und bei wachsendem Lichte, d. h. bei zunehmendem Monde gepflückt werden. — Das Gleiche gilt von allen volkstümlichen Heilkräutern, z. B. auch von den Kamillen und von den Lindenblüten, von Schlehblüten, Holunder, Wacholder und Pfefferminzen, vom isländischen Moos und von anderen Heilmitteln, die zwar nicht mehr in den Würzwisch aufgenommen, aber doch oft angewendet werden.

Die Anwendung dieser Heil- und Zaubermittel unter Gebeten, Segen und Besprechungen, auch die Anwendung verschiedener *Sympathiemittel*, ist Sache heilkundiger Frauen, nicht der Männer.

Dazu kommen auch noch andere volkstümliche Methoden, die imstande sind körperliche und seelische Leiden zu heilen durch *Uebertragung* auf lebende Tiere und Pflanzen, in denen sie dann festgebannt sind, oder mit denen sie dann aufgespießt werden und absterbe müssen. — Diese *Volkshheil-*

methoden sind je nach dem Alter und nach dem Geschlechte der Kranken sehr verschieden. Die Volksmedizin bildet darum ein eigenes, vielseitiges Gebiet der Volkskunde für sich, das hier nicht zu unserem Thema gehört. Die Kneipp'schen Heilmittellehren und Kurmethoden haben manches davon in sich aufgenommen.

Von den volkstümlichen Heilkräutern begegnen uns manche auch schon in den ältesten, lateinischen Kirchenkalendern. So in dem Speyerer Kalender vom Jahre 1366. Ihre Wertschätzung ist aber noch viel älter. Sie geht wahrscheinlich auf ein vorchristlich-deutsches und auch auf ein römisches Volkstum zurück.

Wer in unserem Volkstume nach altem Aberglauben sucht, findet ihn in der alten Volksmedizin und im Hexenglauben. Auch die Unglückstage und die Unglücksstunden, die unsere ältesten Kirchenkalender bei jedem Monate gewissenhaft am Anfang und am Schlusse aufzuzählen und als „Dies atri“ in ihren Versus Egyptiaci beifügen, gehören in das Gebiet, das ich hier übergehen muß.

Mariä Geburt, am 8. September, „jagt die Schwalben fort; Mariä Verkündigung, am 25. März, bringt sie wiederum“. — Kinder und Greise sehen es ungern, wenn diese sich schon frühe zum Probefluge zusammenscharen und dabei ihr Abschiedslied zwitschern: „Wenn wir fortgehen, sind Kist' und Kasten, alles voll. Wenn wir kommen ist's wieder leer!“ — Auch die Bauern wünschen sich im September und Oktober noch lange gutes, warmes Wetter für ihren Herbst- und Erntesehen; denn „der August soll die Trauben kochen, der September soll sie braten“, der Oktober sie keltern. — Auch die Kartoffeln und das Obst, Ohmeternte und Herbstsaat verlangen noch gutes, sonniges Wetter und „ein langes Spätjahr“. Nicht minder die Herbstweide, die alsbald nach der Ohmeternte beginnt. Nur bei gutem Wetter ist sie den Haustieren zuträglich. Nur an schönen Tagen bringt sie den Dorfbuben viele Freuden bei ihren Spielen im Freien und bei ihren Hüterfeuern.

Schon „Sankt Gall, am 16. Oktober, treibt die Küh' in den Stall“, sagt das Sprichwort. Darnach ist jeder gute Tag für die Bauern gewonnen; denn sobald Nachtreife fallen, wird die Weide gefährlich und die Trockenfütterung im Stalle muß beginnen. Der Bauer sucht das möglichst lange hinauszuschieben; denn gutes Heu ist immer rar und teuer und die Kartoffelschlempe der Kleinbrenner aus den selbstgepflanzten

Kartoffeln reicht auch nur für einen kurzen Winter. Ueberdies sind Brennkontrolle und Maischraumsteuer im Westrich so drückende Uebel geworden, daß die meisten Kartoffelbrennereien aufgegeben werden mußten. Damit fiel auch ein großer Teil der Landwirtschaft, weil die Bergäcker wohl Kartoffeln und Obst, aber keinen Weizen tragen. Damit fiel dann auch die größere Hälfte der Viehzucht und damit lohnende Winterarbeit und der Volkswohlstand.

Der Satz des Römers Tacitus vom Jahre 98 in seiner Germania Kap. 5: „Armentis gaudent eaeque solae et gratissimae opes sunt“, d. h. „sie sind stolz auf ihre Viehherden und diese sind auch ihr einziger und ihr liebster Reichtum“, hatte in meiner Jugendzeit auch in meiner Heimat und im ganzen „Viehstrich des Westrichs“ noch volle Geltung. Jetzt ist dieser Reichtum dahin und der Rat des habgierigen Bauern an seinen heiratslustigen Sohn: „Do ist ein großer Misthaufen, Hanjokeb, do heirat hinein“, ist jetzt ein veraltetes, derbes und kaum halbverstandenes Witzwort geworden. Ebenso die Rede von dem „echten, dreckigen, speckigen Kuhmist“, wie dieser Bauer und sein Sohn ihn erzeugten, und wie die Bergäcker ihn einst brauchten. — Jetzt stehen diese Aecker teilweise leer. Es ist wieder Wald darüber angefliegen, oder man hat Weinreben hineingepflanzt, die oft erfrieren und oft auch unreif abgeherbstet werden müssen um „auf warmem Wege“ den Kunstwein vermehren zu helfen. Ihre Trauben sind nur in den günstigsten Jahren ein süßer Genuß.

Zur Betrachtung unseres heimatlichen Volkstumes gehört auch ein Blick auf den Lebenserwerb, auf den Wohlstand und die Lebensführung unseres Volkes. Dieser Rückblick ist für uns im allgemeinen nicht erfreulich, für unsere ehemals glücklichen und wohlhabenden Westricher sogar sehr betrüblich. Die Nachkommen der einst stolzen und wohlhabenden Waldbauern sind jetzt vielfach Tagelöhner und arme Waldarbeiter, Fabrikarbeiter, Händler und Arbeitslose geworden. Ohne starke, einträgliche Viehzucht ist eben die Landwirtschaft in unserem Waldgebirge nicht rentabel. Darum schufen unsere Bauern sich früher stets mehrere Einnahmequellen. Neben ihrem Ackerbau mit Branntweimbrennerei zur kostenlosen Gewinnung der Kartoffelschlempe für eine ausgiebige Viehzucht trieben sie schon frühe auch ausgedehnten Obstbau. Sie pflanzten Kastanien und Nüsse, Kirschen und Kernobst, kelterten vorzüglichen Obstwein und brannten weitverbreitetes

Kirschwasser. Bis 1820 genossen sie überdies den Ertrag ihrer Haingereidewälder an Laub und Gras, an Waldbeeren, Eicheln und Bucheln, an Bauholz, Brennholz und Streuwerk. Im Winter waren zahlreiche Männer auch Holzhauer und Kulturarbeiter, Kohlenbrenner und Harzsieder, Holzwarenfabrikanten und Pottaschsieder. Die Frauen pflanzten Hanf und Flachs, den sie im Winter spannen und zu Leinwand verweben ließen, aus der sie dann ihr Weißzeug und die meisten Kleider für die Ihrigen eigenhändig herstellten. Dazu kam seit den deutschen Befreiungskämpfen noch die Bürstenbinderei als Hausindustrie und der weit ausgedehnte Bürstenhandel. — Durch all das kam viel, wenn oft auch sauer verdientes Geld unter unsere Waldleute um Steuern und Umlagen zu zahlen, den nötigen Lebensunterhalt zu bestreiten und einen gewissen Wohlstand zu begründen, verbunden mit einem kräftigen, gesunden und bodenständigen Volkstume. — Die fortschreitende Kultur und die staatliche Gesetzgebung aber haben den Gebirgsdörfern eine Erwerbsquelle nach der anderen abgeschnitten zugunsten des Großbetriebes, der städtischen Maschinenarbeit und der Fabriken und zur Hebung des ausländischen Imports. Darum herrscht in dem bescheidenen und soliden Haushalte der pfälzischen Walddörfer, bei den einst wohlhabenden, braven und fleißigen Kleinbauern heute oft großer Mangel am Nötigsten. Wo aber „Schmalhans allzulange Küchenmeister ist“, da erlahmt allmählich auch die geistige Schwungkraft und das starke, alte Volkstum; denn „wo du nicht bist, — Herr Jesu Christ, — Ist lauter Lumperei“, sagt ein frommes und doch bitteres, auf den Gelderwerb hinzielendes Sprichwort unseres Volkes.

Auf Martini, am 11. November, wurden einst die fetten Martinsgänse verkauft oder geschlachtet und gebraten. Jetzt ist die Gänsezucht und die Gänseliesel, die Scharen schnatternden Federviehes zur Weide trieb, in der Pfalz selten geworden. Das Sprichwort: „Wer arm werden will, und weiß nicht wie, — Der halte sich nur viel Federvieh“, deutet der Bauer besonders auf die Enten- und Gänsezucht. Die Gänse sind Futterm Verderber. Sie beschmutzen Hof und Hauswiesen und sind immer dort, wo sie nicht sein sollten. Im engen Gänsestalle aber gedeihen sie nicht; sie müssen ihren Lauf haben zur „Wäd“, d. h. zur „Wunne und Waide“. So sind „Michaeli und Martini“ jetzt nur noch Termine für die Geißenzucht, für den Herbstanfang und für das Zinsjahr, das mit seinen Kauf- und Steuerterminen oft wenig angenehm endet.

An den Schluß des Kirchenjahres fallen noch zwei wichtige, volkstümliche Feste, das ernsteste und das froheste vom ganzen Jahre, Allerheiligen und Kirchweihfest:

Allerheiligen, am 1. November, beginnt als Fest erster Klasse mit Freuden und Jubel zu Ehren „der großen Schar aus allen Völkern und Stämmen, Nationen und Sprachen“, die St. Johannes in seiner Offenbarung VIII 2—12 vor Gottes Thron und „vor dem Lamme stehen sah, angetan mit weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen“. — Am Nachmittage nach der Festvesper aber bricht der Jubel zu Ehren der Heiligen plötzlich ab und die Kirche geht über zur Totenvesper und zur Totenklage, zu Bittgebeten für die Armen Seelen im Pegfeuer, die für irdische Mängel und für läßliche Sünden drüben noch zeitliche Sündenstrafen abbüßen müssen, bis auch sie von allen Schlacken des Erdenlebens gereinigt zur ewigen Glückseligkeit eingehen dürfen.

Wegen dieser anschließenden Totenvesper kommen alle Frauen schon zur Allerheiligenvesper schwarz, in Trauerkleidern. Bei Beginn der Totenvesper stecken sie sofort auch alle ihre geweihten Wachsstöcke an wie sonst bei allen Trauergottesdiensten. — Am Schlusse der Totenvesper verstummt die Orgel, die Trauerprozession ordnet sich hinter dem umflorten Prozessionskreuze, die Sänger stimmen den Trauerpsalm Miserere mei Deus an und die ganze Gemeinde zieht, mit dem Geistlichen in der Mitte, wie bei einer Beerdigung zum Friedhofe unter Gebeten und Trauergesängen.

Auf dem Friedhofe wird vor dem Kruzifix die Absolution gesungen wie sonst beim Requiem in der Kirche vor der Tumba. Darnach umschreitet der Geistliche zweimal den ganzen Friedhof, besprengt dabei die Gräber zuerst mit Weihwasser und inzensiert sie dann mit dem Rauchfasse, mit Weihrauch. Zuletzt werden von allen gemeinsam und laut noch drei Vaterunser für die Seelenruhe der Toten gebetet mit dem Zusatz: Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen! Herr, lasse sie ruhen im Frieden. Amen!“

Darnach löst sich die Prozession im Friedhofe auf. Der Geistliche geht mit seinen Meßdienern still zur Kirche zurück. Die Gläubigen aber besuchen noch einzeln oder in Familien gruppiert die Gräber der Ihrigen. Dort verweilen sie oft noch lange in lauten oder in stillen Gebeten, manche auch in weinendem Gedenken, je nach ihren persönlichen Verhältnissen und Beziehungen zu den Begrabenen.

Darum ist es Pflicht der Pietät, daß auf Allerheiligen die Gräber aller, deren noch jemand gedenkt, wieder aufgefrischt, daß die Bäume und Pflanzen, die Kreuze und Grabsteine darauf neu hergerichtet, daß sie mit Blumen und Kränzen neu geschmückt werden. Das verlangt nicht nur das Volkstum der Lebenden, sondern auch die Toten wünschen und fordern es, daß man ihrer in Liebe gedenkt. — Das Dichterwort: „Ob Sie wohl kommen wird am Allerseelentag zu beten an meinem Grabe?“ etc. entspricht unserem Volksglauben und ist aus dem Herzen unseres Volkes heraus geschrieben. Denn ihm sind seine Verstorbenen nicht tot, sondern sie leben unsichtbar mit ihm und neben ihm fort. Sie schauen voll Liebe und Teilnahme vom Himmel auf uns Lebende, auf unser Tun und Lassen hernieder und beide Teile hoffen auf eine Wiedervereinigung im ewigen Lichte, wo es kein Leid und keine Trennung mehr gibt.

Der Glaube an die substanzielle Wesenheit Gottes nach der Lehre des Aristoteles und der katholischen Kirche ist in unserem Volkstume auch auf das Wesen der Menschenseelen übertragen. Man erzählt Beispiele und Erlebnisse, wie die Seele in Gestalt eines kleinen Menschen, eines hellen Scheines, einer weißen Maus, einer Schlange etc. aus dem offenen Munde eines Schlafenden davon eilte und später wieder dahin zurückkehrte, und wie sie den inzwischen toten Körper neu belebte. Darum ist es Sitte beim Tode eines Menschen, während er noch mit dem Tode ringt und „rewelt“, während er im „Todeshörchel“ liegt, d. h. während sich in schwerem Röcheln seine Seele vom Leibe scheidet, ein Fenster zu öffnen, damit die scheidende Seele freie Bahn habe. — Und zu Füßen des Sterbenden sitzen, ihm allein sichtbar, sein Schutzengel und „der böse Feind“ um die Seele in Empfang zu nehmen und heimzuleiten, je nachdem das persönliche Gericht ausfällt, das blitzschnell an jedem Sterbebette vom himmlischen Richter gesprochen wird. — Darum ist es auch Sitte, den Sterbenden nicht durch lautes Weinen und Geschrei zu stören, sondern ihm die hl. Sterbsakramente rechtzeitig geben zu lassen, ihm zu helfen durch gemeinschaftliches Gebet, eine geweihte Sterbekerbe vor ihm anzuzünden, ihm das Sterbekreuz bisweilen an die Lippen zu drücken und ihn öfter mit Weihwasser zu besprengen, damit die bösen Geister keine Gewalt über ihn bekommen.

Ist die Seele geschieden, dann wird sie mit drei Zeichen der Kirchenglocken ausgeläutet und alle, die das Ausläuten

hören, beten ihr drei Vaterunser nach mit dem Zusatz: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr! Herr, lasse sie ruhen im Frieden! Amen.“ — Dann wird der Leichnam im Bette aufs Schab, d. h. aufs Stroh gelegt; alle Federkissen und Bettdecken werden entfernt. Der Tote erhält sein Totenhemd und sein Totenkleid. Er wird im Gesichte gewaschen und gekämmt. Augen und Mund werden ihm geschlossen, damit keine schlimme Wirkung und Vorbedeutung für andere von ihnen ausgehe, und damit er gleich einem Schlafenden daliege mit seinem Sterbekreuz und mit seinem Rosenkranz in den gefalteten Händen. — Darnach wird ein Leilach, ein weißes Leintuch, über ihn gelegt, das ihn ganz bedeckt, aber die Körperformen erkennbar sein läßt. — Das Totenlicht wird angezündet. Es ist ein Wachsstock oder eine Wachskerze, oder gewöhnlich ein kleines, in einem Wasserglase schwimmendes Oellicht, das dann drei Tage und drei Nächte bis zur Beerdigung am Totenbette brennt. — Daneben wird ein Weihwasserbecken mit einem grünen Buchszweig gestellt und jeder Besucher, der kommt, betet stehend oder knieend drei Vaterunser für den Toten und gibt ihm das Weihwasser. Ebenso der Totenbeschauer und der Schreiner, der das Sargmaß nimmt. — Nachts kommen die nächsten Verwandten und Nachbarn und halten bis zur Bestattung abwechselnd die Totenwache. Sie erhalten dafür Brot und Branntwein.

Die Trauer und Totenklage der Hinterbliebenen und die Trostworte der Nachbarn richten sich nach der Lücke, die der Tote in seine Familie hineingerissen hat. Stirbt ein Kind aus einer armen, zahlreichen Familie, dann hört man oft den Trost: „Weinet nicht; es ist ja im Himmel gut aufgehoben. Wenn wir nur auch einmal so schuldlos sterben können!“ — Sterben altersschwache und langkranke Leute, dann „ist ein guter Tag geschehen“ und ihr Tod „war eine Erlösung“ oder „der Gang der Natur, den wir ja alle einmal gehen müssen“. — Sterben aber starke, hoffnungsvolle Menschen in der Vollkraft ihres Lebens, junge Väter und Mütter, die Stützen und Ernährer ihrer Familien, dann sind Trauer und Jammer und Herzeleid oft erschütternd groß. — Und doch gilt ungehaltene Trauer und zu heftiges Weinen als unchristlich und vermessen. „Sie lassen auch den Toten nicht zur Ruhe kommen.“ Elterstränen befeuchten das Totenhemd der Kinder noch im Grabe; sie fallen ihnen auf die Brust und machen sie im Tode noch feucht, ruhelos und traurig.

Die Seelenruhe der Toten verlangt eine ehrenvolle Bestattung und darnach drei Seelenämter, an denen nach dem Herkommen alle Bekannten und Verwandten im Dorfe teilnehmen. Sie kommen dazu alle in schwarzen Trauerkleidern; die Frauen mit brennenden Wachsstöcken. Geweihte, brennende Kerzen, Weihwasser und ein Kruzifix stehen schon auf und um den aufgebahrten Sarg vor dem Sterbehaube bei der Bestattung. Sie stehen auch um die Tumba in der Kirche. — Bei den drei Seelenämtern gehen alle Teilnehmer der Trauer „ums Opfer“ und legen dabei eine Gabe, ein Almosen für die Kirche, auf der Epistelseite des Altares nieder. Nach jedem Trauergottesdienste besuchen die Verwandten auch nochmals den frischen Grabhügel auf dem Kirchhofe und beten dort nochmals laut und gemeinsam je drei Vaterunser für die Seelenruhe des Toten.

Unschuldige Kinder, die vor Beendigung ihrer Schulzeit sterben, erhalten keine Totenämter in schwarzen, kirchlichen Trauerfarben, sondern ein Englamt in Weiß oder in den Tagesfarben. Ihr Sarg und Grabkreuz ist auch nicht schwarz angestrichen, sondern weiß. Anstatt der sonst üblichen, runden Trauerkränze erhalten sie von ihren Verwandten und Mitschülerinnen je eine, gewöhnlich drei weiße Grabkronen, die aus weißem Papier über Holzgestellen kunstvoll gefertigt sind. Dazu erhalten sie noch einen langen „Palmenkranz“ aus frischem Buchs, den die Schulkinder und Schulfreundinnen beim Leichenzuge um den Sarg tragen und dann rings um den frischen Grabhügel legen. — Einen solchen Palmenkranz erhalten alle unverheiratet gestorbenen Buben und Mädchen, auch wenn sie der Schule schon entwachsen waren und daher wie Erwachsene in schwarzer Trauer beerdigt werden. — Kinder unter 6 Jahren werden nicht wie die andern, von vier Nachbarn auf der Totenbahre, auch nicht wie die älteren Unverheirateten von 6 Altersgenossen in einem Sarge mit Handhaben zu Grabe getragen, sondern die Leichenfrau oder eine verwandte Frau trägt ihren kleinen, weißen Sarg auf dem Kopfe inmitten des Leichenzuges zum Grabe.

Grabreden, großer Prunk und Aufwand für Grabkränze und Grabsteine sind im Dorfe selten. Jeder Tote erhält sein schlichtes Grabkreuz mit kurzer Inschrift. Die Protestanten erhalten alle gleichmäßig eine gleichhohe, grau gestrichene, viereckige Grabtafel aus Holz, die oben gerundet, schwarz ge-

faßt und mit einer Inschrift versehen ist. — Später werden Blumen und Sträucher, auch Trauerweiden, Tannen und Eschen auf die Gräber gepflanzt, die dem Dorfkirchhofe sein friedliches, schönes Aussehen verleihen und die Singvögel zu ruhiger Brut anlocken.

Nach der Beerdigung werden die beteiligten Kinder zu zwei Tassen Kaffee mit Kuchen ins Trauerhaus eingeladen; Erwachsene zu einem Leichenimbis. Dazu sind nach dem Herkommen die nächsten Verwandten vor allen einzuladen und besonders solche, die von auswärts zur Beerdigung kamen; ferner die vier Leichenträger, die Nachbarn, die eine Totenwacht hielten, der Schreiner, der den Sarg machte und den Toten darin bettete, der Totengräber und die Leichenfrau, die den Schmuck des Toten, seine Waschung und Kleidung und richtige Bestattung besorgten. Auch sie erhalten zuerst Kaffee und Kuchen, dann Limburger Käse, Brot und Wein. Das ist ihr Gesatz.

Ist die Beerdigung morgens und darnach gleich das erste Totenamt, dann geben besser gestellte Familien anstatt des kleinen Imbisses oft ein Mittagessen mit Suppe, Gemüse und Fleisch; dazu auch Wein und Kaffee und Kuchen als Nachtmahl.

Beim Leichenimbis wird zuerst von dem Toten gesprochen, von seinem Leben und Wirken und von den jetzigen Familienverhältnissen; dann von allerlei. Den Schluß bilden drei gemeinsame Vaterunser mit dem Anhang: „Herr gib ihm die ewige Ruhe“ etc., die der Totengräber oder auch der nächste Verwandte vorbetet.

Todesanzeigen und Beileidskarten, Danksagungen und Sterbebildchen sind im Dorfe bei uns selten und nicht volkstümlich. Ein Händedruck und ein liebes Wort, die Teilnahme an der Beerdigung und an den Seelenmessen ersetzen alle sonstigen Förmlichkeiten. Man bittet zumeist nur um ein frommes Gedenken im Gebete für den Toten. — Unser Volk ist dem alten Ahnenbrauche nach Tacitus, Germania Kapitel 27, auch darin treu geblieben. Es trauert in treuem Gedenken und verschmäht schwere, kostbare Grabdenkmäler.

Dafz die Verstorbenen nicht tot sind, beweist unser Volk und der alte Volksglaube auch durch manche Geistererscheinungen: Weit entfernt sterbende Verwandte zeigen sich plötzlich an, bisweilen sogar über das Weltmeer, durch ein Wort oder Bild, durch lautes Poltern im Hause und dadurch,

daß ihre oder andere Bilder von der Wand fallen. — Verstorbene Mütter „zeigen sich“. Sie besuchen nachts ihre Kinder in der Wiege, oder sie holen dieselben zu sich. — Verstorbene Kinder erscheinen nachts ihren Eltern, Freunde ihren Freunden und Freundinnen, Bräute ihren Verlobten. — Besonders in den drei ersten Nächten nach ihrem Begräbnisse sieht und hört man die Verstorbenen oft noch im Hause umgehen und im Friedhofe leise weinend um ihre Gräber ziehen.

Liebende und alte Eheleute sterben oft rasch einander nach. Feinde, die einander vor Gottes Richterstuhl luden, sterben fast gleichzeitig. — Ein Toter ruft oft noch andere aus seiner Nachbarschaft zu sich. Darum muß man den Toten alsbald die Augen schließen und den Mund. — Man muß sie auch im Sarge mit den Füßen voran aus dem Hause tragen; sonst müssen sie wieder hereinkommen und da umgehen.

Klopfgeister und Koblde, die Seelen unfrohm Gestorbener, können ein Haus quälen, bis ein Geisterbanner sie in einen Korb faßt, sie auf seinem Rücken in den Wald trägt und sie dort in einen Baum oder Strauch oder in einen Blumenstock festbannt. Dort können sie dann in der Pflanze fortleben oder auch mit ihr absterben.

Auf „eine freudige Leich“, d. h. ein Leichenbegängnis ohne Tränen, folgt allemal eine traurige. Auch wenn die Schollen dumpf und hohl auf einem Sarge dröhnen, ruft ihr Schall noch jemand hinab. — Den nahen Tod kündigt im Hause die *T o t e n u h r*, d. h. der klopfende Holzwurm in alten Möbeln; ferner „der Kiwik“, d. h. der nächtliche Ruf des Käuzleins, das dem Lichtscheine zufliegt; das nächtliche Heulen der Hunde und Grabgesänge harmlos spielender Kinder etc.

Wenn man von jemand träumt, er sei gestorben, dann lebt er recht lange, und wenn man von den Toten träumt, dann gibt es Regenwetter. Ein Sprichwort sagt: „Dem Seligen regnet's ins Grab; dem Unseligen auf seinen Hochzeitstag“; wieviele Regentropfen, soviele Tränen.

Wer von *Leichdorn*, d. h. von Hühneraugen und von Warzen gequält wird, soll diese waschen mit fließendem Wasser, über das soeben eine Leiche zu Grabe getragen wurde, oder er soll beide bestreichen mit Oelresten des Totenlichtes, dann wird er geheilt und der Tote nimmt diese Uebel mit sich ins Grab. — Auf die Toten kann man durch Sympthiemittel auch andere am Leben fressende Uebel übertragen und sie ihnen

in das Grab mitgeben. — Trotzdem und trotz der gesunden Bewegung in freier Landluft ist auch in unseren Dörfern bisher niemand dem Tode entgangen. Ja dieser stellt sich durchschnittlich dort noch früher ein als in den Städten, wo für günstigere Arbeits-, Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse und für geregelteres Leben des Alltages mehr gesorgt wird.

Der Allerseelentag, am 2. November, ist ein Halbfeiertag. An dem Tage darf jeder Geistliche seit dem Weltkriege durch päpstliches Dekret vom 10. August 1915 drei Messen lesen wie an Weihnachten. Er liest sie gewöhnlich ununterbrochen hintereinander an dem gleichen Altare für alle Toten, insbesondere für die Toten seiner Gemeinde. Alle katholischen Schulkinder, und wer es sonst noch irgendwie möglich machen kann, nimmt teil an diesen Trauergottesdiensten für die Verstorbenen und für die im Kriege fürs Vaterland Gefallenen.

Am Abend des Allerseelentages beginnen die Armenseelenandachten, die während der ganzen Oktav jeden Abend in der Kirche für die Verstorbenen gehalten werden. Sie sind jedesmal zahlreich besucht, insbesondere von Frauen und Kindern und von den Mitgliedern der uralten Armenseelenbruderschaft. — Von diesen Andachten heißt der November im Volke auch Allerseelenmonat, so wie der Juni auch Herz-Jesu-Monat genannt wird, der September auch Schutzengelmonat, der Oktober auch Rosenkranzmonat, der Dezember auch Christmonat, nach den in sie fallenden wichtigen Festen und Andachten.

Für die Armen Seelen im Fegfeuer wird aber auch das ganze Jahr hindurch gebetet, mindestens dreimal an jedem Tage, im Anschlusse an den „Englischen Gruß“, morgens, mittags und abends, daß Gott ihre Leidenszeit abkürze und sie von den Peinen des Fegfeuers erlöse, daß er ihnen die ewige Ruhe und den Anblick seiner Herrlichkeit verleihe. — Die Armen Seelen können nämlich für sich selbst nichts mehr tun; sie sind „die leidende Kirche“. Wir aber, „die streitende Kirche“ auf Erden, können für sie beten und Almosen geben, Meßopfer darbringen, Kommunionen aufopfern und Ablässe für sie gewinnen. Wir können auch „die triumphierende Kirche“, d. h. alle Heiligen und Seligen im Himmel für sie anflehen um ihre Fürbitte bei Gott, daß er ihnen gnädig sein und aus dem reichen Gnadenschatz der Kirche, erworben durch die Verdienste Christi und seiner Heiligen, ihnen soviele Gnaden zuteilen

möge, bis ihre irdische Schuld aufgewogen und der göttlichen Gerechtigkeit Genugtuung geleistet ist durch seine eigene erbarmende Liebe. Darum flehen die Beter auch in den Totenmessen und in den Armenseelenandachten. Sie beten im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und auf die Gemeinschaft der Heiligen.

Unser Volk betet aber nicht nur für „die Armen Seelen“, sondern auch zu den Armen Seelen als Freunden Gottes. Es betet oft auch zu den toten Eltern und Verwandten, deren Andenken wie in einem frommen Ahnenkulte bei uns fortlebt, daß sie durch ihre Fürbitte bei Gott uns beistehen in den besonderen Anliegen.

Unser Volk glaubt also an Geister, an das Fortleben der Seelen nach dem Tode. Es glaubt auch an ein Reich der Geister, das über uns, bis hinauf in „den siebenten Himmel“, mit verschiedenen Graden der Seligkeit und unter uns, bis hinab zur tiefsten Hölle, zur „Krottenhöhle“, mit verschiedenen Graden der Qual, ähnlich Dantes Höllentrichter, ganz wunderbar geordnet ist. — In diesen beiden Reichen wohnen weit von einander getrennt, je nach ihrem Verhältnis zu Gott, die guten und die bösen Geister, die auch mit uns in seelischer Verbindung stehen, uns täglich beeinflussen und uns ganz für sich gewinnen möchten. — Sie alle können mit Zulassung Gottes jederzeit auch einen Leib annehmen und ungehindert durch Räume und Stoffe uns persönlich erscheinen. Von solchen Geistererscheinungen berichten uns viele Volkssagen.

Dieser volkstümliche Geisterglaube ist natürlich mit der christlichen Religion und mit den Berichten der hl. Schrift weithin aufs engste verbunden. Er könnte hier ebenso wie die anderen Glaubenslehren, der Ritus und die Liturgie der Kirchen als bekannt vorausgesetzt und übergangen werden, wenn nicht auch noch unchristliche, altgermanische Geister in unserem Volksglauben und Brauche fortleben würden. Diese aber gehören jedenfalls in das Gebiet der Volkskunde.

Ganz christlich sind die guten Geister: Der dreifaltige Gott, nach den Grundartikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses, und um ihn die neun Chöre der Engel und die zahllosen Scharen der Heiligen und Seligen im Himmel. Von ihnen hat jeder aus uns mindestens einen Namens- und Schutzpatron und einen Schutzengel, die uns stets begleiten und behüten, wenn wir sie nicht durch Todsünden gewaltsam

von uns wegstoßen. Auch jede Gemeinde, jeder Staat, alle Kirchen und Kapellen haben ihre besonderen Schutzpatrone. — Zu dieser Gemeinschaft der Heiligen gehören nach der katholischen Kirchenlehre auch wir Menschen alle und die Armen Seelen im Fegfeuer und die ungetauften und daher noch unerlösten Geister der Vorhölle.

Diesen Gruppen und Scharen „der guten, göttlichen Geister“ stehen die bösen Geister, die Teufel der Hölle, als Widersacher gegenüber. Ihr Fürst ist Lucifer, einst ein Fürst der Engel, der aber aus Hochmut sich nicht unter die göttliche Weltordnung beugen wollte und mit dem Proteste *non serviam*, ich will nicht dienen, von Gott abfiel. Dafür wurde er mit seinem ganzen Anhang in die Hölle verstoßen, ins ewige Feuer, wo Heulen und Zähneknirschen ist. — Seitdem ist der Satan, der Höllenfürst, auch Teufel und Beelzebub genannt, der Inbegriff alles Bösen, der Feind Gottes und aller guten Geister, auch der Feind aller Menschen auf Erden. Er geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen könne, im Gegensatz zum göttlichen Heiland, der in die Welt gekommen ist, „zu suchen und selig zu machen, was verloren war“. — Zwar muß auch der Teufel sich unter Gottes Willen fügen, aber Gott hat ihm Macht über uns gegeben uns zu versuchen. Seine Einwirkungen auf die menschlichen Triebe und Leidenschaften, den sinnlichen Hang und Drang zum Bösen, nennen wir Versuchungen. Ihr Dasein erkannten schon die Heiden: *Video meliora proboque, deteriora sequor*, sagt schon Ovid und im gleichen Sinne: *Nitimur in vetitum semper cupimusque negata*. Dagegen hat Gott uns den freien Willen und sittliche Kraft gegeben, die Erlösung durch Christus und die Gnadenmittel der Kirche, die uns befähigen alle Versuchungen des Teufels siegreich zu überwinden.

Sehr verschieden sind bei uns die Darstellungen und die Gestalten des Teufels. Der biblische Teufel erscheint zumeist als Herr der Erde, aber auch als Löwe und Drache, als Hund und Schwein. Er fährt in besessene Menschen und Tierherden. Er quält in Gestalt eines nackten, üppigen Weibes sogar heilige Männer. Das berichtet uns die hl. Schrift und die Heiligenlegende. So haben auch die Maler und Bildhauer alter und neuer Zeit den Satan dargestellt und wir wundern uns, daß der liebe Herrgott den zu ewigen Feuerqualen Verdamnten so frei und lustig in der Welt umhergehen läßt.

Im deutschen Volkstume spielt der Teufel keine große Rolle. Wir hören da von ihm nur in Gebeten, in Flüchen und Sagen. Seine Gestalt ist dabei aber zumeist ganz unbiblisch. Er tritt bei uns in Bildern und Sagen gewöhnlich auf wie ein germanischer „Waldteufel“, als ein langbeiniger Jäger mit rotem Haar und Spitzbart und mit hoher Spielhahnfeder. Er kann den Hahn nicht krähen, die Glocken nicht läuten hören, Weihwasser und Weihrauch nicht ertragen. Er hat ein neidisches Schmalgesicht mit roten, lauernden Augen und mit langer Stülpnase. Er ist oft auch entstellt durch einen Pferdefuß oder durch Bocksfüße und Bockshörner. Noch öfter erscheint er als großer, schwarzer Jagdhund mit glühenden Augen und mit flammendem Atem

Auch sein Name Teufel, t i u v e l, ist nicht biblisch. Er kommt nicht vom griechischen diabolos, der Verleumder, wie manche glauben, sondern er ist deutsch. Er entstand durch Zusammenziehung der zwei deutschen Götternamen Tiu und Phol. Der deutsche Schwertgott Tiu und der Sonnengott Phol und alle anderen altgermanischen Götter, die Asen und die Wanen, wurden seit Einführung des Christentumes und des lichten Christengottes plötzlich zu häßlichen Götzen und zu schlimmen Waldteufeln gemacht. Sie mußten dem Teufel ihre absichtlich verzerrte Mißgestalt und auch ihre Namen leihen. — Der Teufel hat im Volksglauben auch die Macht der alten Götter behalten. Wer sich ihm verschreibt wie Dr. Faust, die Freimaurer und die Freischützen, dem kann und muß er eine Zeitlang helfen zur Erfüllung aller ausgelassenen Wünsche und Begierden. Ist aber der mit Blut unterschriebene Vertrag zu Ende, dann bricht der Teufel hohnlachend dem Sünder den Hals; er zerreißt ihn in der Luft und führt seine Seele zur ewigen Verdammnis in die Hölle unter viel Schwefel- und Bocksgestank.

Schon der Name des Teufels und seine volkstümlichen von der Bibel abweichenden Gestalten und Tätigkeiten bezeugen also, daß in ihm auch noch Reste eines anderen Glaubens, nämlich der vorchristlichen, altgermanischen Naturreligion erhalten geblieben sind. — Von diesem alten Volksglauben besitzen wir in unserem Volkstume auch noch andere bedeutsame Ueberbleibsel der alten, deutschen Götterwelt. Man denke z. B. an unsere Sagen von den Riesen und den Zwergen, die in Wäldern wohnen, an die Nixen und Nöcke, die sich im Wasser tummeln. Man denke an die Elfen, die auf blumigen Wiesen im Mondschein tanzen; an die zarten, duftigen Wesen, die in

Blütenstengeln hausen, die seufzen und bluten, wenn man ihre Stengel ausreißt, ihre Blüten abbricht; an die reinen, göttlichen Frauen, die in Obstbäumen leben, die entweiht werden und mit ihren Bäumen verwelken und absterben müssen, wenn unkeusche Menschen ihre Aeste besteigen und ihr unreines Wasser über die Zweige und Blätter ausgießen. Davon wußte uns unser Volk einst viele Beweise und Erlebnisse zu berichten. — Alle diese Geister gehören aber nicht zur christlichen, sondern zur vorchristlichen Religion unserer Väter.

Echt deutsch ich auch „der liebe Herrgott, der frühmorgens, wenn die Hähne kräh'n, leise, nach seiner Weise, durch den Wald geht“. — Ebenso der donnernde Herrgott, der gewaltig grollend im Gewitter einherfährt, seine Donnerkeile niederschleudert und „den Bösen seinen Klüppel auf den Kopf schlägt“, der aber alle Häuser schont, in denen seine Störche, Rotschwänzchen und andere Vögel nisten, die Würzwise im Stalle hängen und die „Donnerbärte“ auf den Dächern wachsen. — Deutsch sind auch die Kobolde und die Klopfigeister und die Heinzelmännchen, die verzauberten Königssöhne und Königstöchter, die Schlangenkönige und Froschkönige mit ihren goldenen Krönchen und die Grasprinzessinnen, die noch immer in unseren Häusern und Fluren, in unseren Volkssagen und in den Köpfen unseres Volkes spuken.

Urdeutsch ist auch der Glaube an das Wilde Herr und an die Wilde Jagd, an den Wilden Jäger und an den Ritter Einaug, die in den Rauhächten umziehen. Deutsch ist auch der Glaube an die schwarzen Katzen und Hunde mit feurigen Augen, die als Gespenster uns oft bedrohen, und an die gespenstischen Hasen und Rehe; ferner an die gütige Frau Holle und an die gestrengen Schicksalsfrauen, die um Weihnachten bei uns umgehen.

Urdeutsch, aber längst christlich geworden ist auch das umziehende, weibliche Christkind, das als weißgekleidete Jungfrau und als weißgekleidete Braut allein oder zusammen mit dem Belzenickel, mit dem Knecht Rupprecht und dem getreuen Eckart vor Weihnachten prüfend in unsere Häuser späht, das mit seinen Gaben zu den braven Kindern und zu dem fleißigen Hausgesinde kommt. — Auch die Unerlösten, die im Advente durch die Morgennebel schweben und nach Erlösung seufzen; die Geisterfrauen mit glänzenden Augen, die in jedem Winter durch die Fenster schauen, die den Flachs und das Garn prüfen, brave

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Knechte und Mägde belohnen, träge bestrafen, die auch selbst in den hl. Nächten mit feuerigen Augen in einsamen Tälern spinnen. Alle diese Geister und göttlichen Wesen sind aus der vorchristlichen, aus der altgermanischen Religion unserer Vorfahren uns übrig geblieben. Sie sind als Ahnenerbe, als Volkstum der Walddörfer bis auf uns gekommen. Ihr Leben und Wirken hat sich dort an das christliche Kirchenjahr und an das christliche Volkstum angelehnt. Sie sind durch ihren engen Anschluß an das Kirchenjahr und an seine volkstümlichen Gebräuche auch selbst christlich geworden und es wäre ganz verkehrt, sie als „Aberglauben“ kritisieren, verketzern und auszuliegen zu wollen. Wir freuen uns vielmehr, daß unsere Kirche und die Gebräuche unseres Kirchenjahres uns ein so altes, reiches und schönes Volkstum erhalten haben, daß sie ein so kostbares Ahnenerbe durch ihre Toleranz und Pflege geheiligt und bis auf uns gebracht haben, das unserem Volksleben Seele und Inhalt verleiht.

In diesem Zusammenhange muß auch ein Wort gesagt werden über den sogenannten „Aberglauben“ in unserem Volkstum. Man hört dieses harte Wort gar zu oft als Tadel. Man gebraucht es wie ein überhebliches Todesurteil gegen uralte Gebräuche und pietätvolle Ueberlieferungen, über die unsere moderne, monistische Kultur weit hinausgekommen sei, die uns frei machte von allem Kinderglauben. — Wo die Grenzen liegen, wo altes Volkstum und Kirchentum einerseits und alter Aberglaube andererseits sich scheiden, ist oft schwer festzustellen. Darüber wird auch bei ruhiger Ueberlegung, z. B. zwischen einem protestantischen und einem katholischen Theologen und mir kaum ein festes Einverständnis zu erzielen sein. Der erste wird wahrscheinlich den meisten „Aberglauben“ in unserem alten Volkstum und in den volkstümlichen Gebräuchen des Kirchenjahres finden, ich den wenigsten. Ich kann nämlich dieses harte Wort überhaupt nicht leiden, das jeden, der am alten Glauben und Herkommen pietätvoll festhält, und jeden religiösen und volkstümlichen Brauch dazu geringschätzig an den Pranger stellt. Wir sammeln doch auch alte Bilder und Statuen und achten sie hoch, auch wenn sie in manchen Augen sich überlebt haben. Frühere Menschen knieten davor. So möchte ich den Vorwurf des Aberglaubens von unserem alten Ahnenerbe abwehren und einschränken auf den törichten Glauben an Hexerei und Zauberei, an Weissagungen und auf die

abergläubische Volksmedizin, die oft mit Hilfe des Teufels und anderer gottloser Mittel die Hilfesuchenden betrügen will.

Die Hauptträger dieses Aberglaubens sind bei uns „die Häre“, d. h. die Heiden oder Zigeuner, die alten Schäfer und die Hexenmeister. — Aber das Ansehen dieser schlaun und vielerfahrenen Naturmenschen ist auch bei unserem Volke schon fast erloschen. Wir brauchen sie nicht nocheinmal zu vernichten. Wie wir aussterbenden Tieren und Pflanzen, selbst den aussterbenden Sumpfpflanzen heute den Heimatschutz gewähren, so verdienen auch diese absterbenden Reste alten heimischen Aberglaubens und ihre Träger unsere Beachtung und unsere Teilnahme, wenigstens solange, bis die Volkskunde auch dieses alte Erbe und ihr abergläubisches Wissen restlos verzeichnet und gebucht hat.

Wenn am Schluß des Kirchenjahres, nach dem Allerheiligen- und Allerseelentage, sich noch warme, sonnige Tage einstellen, so heißt man sie den „Alte weibersommer“. Diese schönen Tage kommen aber auch allen anderen zugute, insbesondere dem Landmann, für die Neubestellung der Aecker mit Wintersaat, für Einholung der Rüben und deren Bettung in trockenen Mieten. Dann werden auch Wirsing, Salat und Winterkohl im Garten eng zusammen eingeschlagen und mit Stroh bedeckt, Kraut und Rüben auf dem Hobel geschnitten und mit Salz in Ständern eingemacht, das letzte Obst, Kastanien, Hagebutten und Waldlaub heimgeholt und alles vorbereitet für den Winter.

„Weibersommer“ heißen bei uns auch „die fliegenden Sommerfäden“, lange, weiße Spinnenwebe, von denen man im Dorfe sagt, daß wise Zauberfrauen oder auch die Muttergottes selbst im Himmel droben sie gesponnen habe; denn: „Im Himmel steht ein Stühlchen. — Da sitzt die Muttergottes drauf. — Sie hat ein Büchlein in der Hand — Und bet't fürs ganze Vaterland“. So singen die Kinder und denken sich dabei an Marias Seite das Gebetbuch und das Spinnrad wie bei ihrem Großmütterlein daheim am warmen Ofen.

Die fliegenden Sommerfäden verkünden den nahenden Winter, das Absterben der blühenden Natur, die sich bei uns im Spätsommer noch einmal auf allen Brachen, Wegen und Rainen mit dem reichsten Blumenschmuck und mit den buntesten Farben zu schmücken pflegt, mit dem Gürtel der Göttin Freija, sagten die Alten.

Unser Westrich ist immer schön und bewunderungswürdig mit seinen Bergen und Tälern, Wäldern und Burgen, aber nie schöner als im sonnigen Sommer, zur Zeit der Würzweihe, und im milden Frühjahr, wenn in der Kirche die Palmen geweiht werden, wenn die Obstbäume, die Kirschen und die Schlehdorne blühen und bald darnach die Büsche und die langen, roten Streifen der wilden Heckenrosen, wenn Wald und Flur neu erwachen mit ihrem frischen, verschiedenfarbigen Grün, mit ihrem süßen, kräftigen Heimatdufte und mit frohen, vielstimmigen Vogelliedern.

Es ist darum natürlich und unserem Volke nicht zu verargen, wenn es sich diese herrliche Natur einst von tausend göttlichen Wesen belebt gedacht hat, und wenn es heute noch mit einem Teile seines alten Volkstumes an diesem Volksglauben und am alten Sonnenjahre festhält, so treu und fest wie an seinem alten Kirchenjahre und an seinem alten christlichen Glauben an den lieben Herrgott, der die Menschen und die Fluren segnet, und ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt.

Zu den frohesten Kirchenfesten und Volksfesten des ganzen Jahres gehört in unseren Dörfern auch das Fest der Kirchweih, die volkstümliche „Kerwe“. Sie dauert überall drei Tage und bringt allerlei Fröhlichkeit, Musik, Gesang und Tanz und dazu reichliche Mahlzeiten: „Heut' ist Kerwe, morgen ist Kerwe, bis zum Dienstag obend“, und wer an Kerwe nichts zu essen hat, ist das ganze Jahr „ein armer Deiwel“. Darum ist vor jeder Kirchweih ein großes Putzen und Waschen und Scheuern, ein regsames Rüsten und Kochen und Backen, eine innige Freude und Feststimmung bei jung und alt.

Die Kirchweih war ursprünglich ein rein kirchliches Fest, ein Hauptfest des Kirchenjahres und des Kirchenkalenders. Es war der Tag der Kirchenweihe oder der Namenstag des Kirchenpatrones und daher auch des Schutzpatrones der Gemeinde. Der Kirchenpatron „legt sie“ noch heute, d. h. er bestimmt den Sonntag der Kirchweih.

An das Kirchenfest schloß sich schon frühe eine weltliche „Messe“, die Kirmes, mit allerlei Kaufmanns-Waren und Buden. So ist es bis heute geblieben. Das Kirchweihfest bringt auch heute noch Meßbuden und Kirchweihgäste und einen Zusammenlauf von nah und fern. Es bringt auch Gelegenheit Gastfreundschaft zu üben und früher „empfangene Freundschaft“ zu vergelten. Darum die Einladungen und Vor-

bereitungen. Es werden in allen Häusern verschiedene Sorten von Kirchweihkuchen gebacken, dicke und dünne: Hohe, gerippte Bundkuchen und runde, flache Mühlkuchen neben Kränzen und Kartoffelkuchen; dann verschiedene dünne Obstkuchen und Zimmetkuchen, Käskuchen und Rahmkuchen. Dazu gibt es „uf Kerwe“ auch Wein und das sonst im Bauernhause seltene Rindfleisch, den „Kerwebrote“ und Kalbsbraten. „Da gibt's Schweinebrate, Bratwurst, Karmenate, — Da geht's lustig zu, valera; ja da geht's lustig zu!“ So singt das Volkslied.

Wenn der Pfälzer etwas hat, teilt er auch aus. Er ist gerne splendid und gastfreundlich. Darum werden die nächsten auswärtigen Verwandten auf die Kirchweih eingeladen. Da sie aber nur selten kommen, wird ihnen mit der Einladung zugleich „ein Bündel“, d. h. ein kleiner Probebund des Kirchweihkuchens und eine Auswahl von Obstkuchen und Zimmetkuchen in breiten Abschnitten ins Haus gesandt. — Die Ueberbringer erhalten dafür Dank und Gruz und ein kleines „Kerwefeld“. Auch die Eltern müssen allen Ihrigen ein entsprechendes Kirchweihgeld geben. Die Großen haben sich zumeist schon selbst vorher durch Trinkgelder, durch Ersparnisse und „Schores“, den sie bei Verkäufen gemacht und zurückbehalten haben, eine kleine Handsumme dafür zusammengebracht. Den Kleinen müssen ihre Eltern auch einige Fahrten auf der Reitschule bezahlen, die sich mit ihren schwarzen, weißen und braunen Holzpferden nach den Melodien der Drehorgel so lustig im Kreise dreht. Sie müssen ihnen auch helfen ihr Glück im Krabbelsack zu probieren, bei dem man soviele schöne Dinge für zehn Pfennig gewinnen kann: „Rappelt die Katz, der Fuchs, die Maus? Oben enein und unten eraus! Wer's gewinnt, der hat's. Jedes Los zehn Pfennig!“ Darnach ist es Sitte, daß sie ihnen auch ein Kerwestück kaufen, d. h. ein Kleidungsstück, Zuckerwaren, ein Messer, eine Trompete, eine Mundorgel etc. Ebenso kaufen die Paten ihren Patenkindern ein Patenstück.

Nach dem reichlichen Mittagessen, das doppelt so lange dauert als sonst, holen die Burschen die Kirchweihmusikanten und die Kirchweih selbst vor dem Dorfe ab. Sie zieht ein mit Blechmusik. Voran schreitet ein Bursche mit dem Kerwestrauß, einer grünen Tanne, die reich mit bunten Papierbändern geschmückt ist, und die er lustig auf und abschwingt, damit die Aeste und Bänder fliegen. Hinter ihm folgen „die Kerweborscht“, d. h. die Tanzburschen in breiten Reihen mit Sträußen am Hut,

mit gefüllten Weinflaschen und Trinkgläsern, aus denen sie bevorzugten Bekannten zu trinken geben. Die Mädchen schließen sich dem Zuge an; denn „die drei ersten“ Tänze sind zumeist lange vorher schon an einen Verehrer vergeben. Darnach folgt freie Wahl und bunter Wechsel der Tänzer und Tänzerinnen. Die ganze Kerwe halten nur Brautleute miteinander, d. h. diese tanzen selten mit anderen.

Nach dem Mittagskaffee gehen auch die älteren Leute, Männer und Frauen und der Besuch zur Wirtschaft, „wo unser Herrgott seinen Arm herausstreckt“, d. h. wo der Kerwestrauß aus dem Fenster ragt. Die Alten, besonders ältere Frauen, schauen zu, tanzen auch noch manchmal mit. Aeltere Männer lassen sich in den Tanzpausen bisweilen auch „ein Leibstückel aufspielen“ oder gar eine Extratour, einen Dreher oder Ländler, einen Schottischen oder Polka, „wie der Großvater die Großmutter nahm“, etc. Solcher alten Tänze gibt es viele.

In den Pausen gehen die meisten Tänzer in die Trinkstuben und helfen dort singen, erzählen und trinken. Sie nehmen auch die Mädchen dahin mit. Doch bleiben auch viele von diesen, die noch ledig und los sind, bei ihren Freundinnen und Müttern im Tanzsaale zurück. Auch diese singen in den Pausen und tanzen fast jede Tour, bis morgens der Tag graut.

Aehnlich geht es am Kirchweihmontag zu. Erst am Dienstag-Abend wird die Kerwe wieder begraben. Der Kerwestrauß wird herabgeholt. Dann wird „der Kehraus“ getanzt, ein rasender Galopp. Die Musik wird von den Burschen darnach mit halbleeren Flaschen, abgenagten Knochen und zerbrochenen Töpfen zum Dorfe hinaus begleitet. Dort wird neben der Straße ein Loch gegraben und die gute Kerwe samt Knochen und Töpfen unter katzenjämmerlichen Trauerklagen hinein begraben. Am Abend ist Geldbeutelwäsche und, wenn alles gut ging, ein Gratisessen mit Wein beim Tanzwirt. Acht Tage später, an der Kirchweih-Oktav, ist in manchen Orten nochmals am Sonntag eine Nachkirchweih mit Musik und Tanz.

Der Kirchweihtag wird auch jetzt noch zumeist vom Kirchenpatron des Ortes festgelegt, doch ist das Kirchweihfest in verhältnismäßig vielen pfälzischen Dörfern auch auf den „Allgemeinen Kirchweihtag“, d. h. an den Schluß des Kirchenjahres verschoben. Diese „Martinikirchweihen“ sind dann zugleich auch das volkstümliche „Erntedankfest“, das im buntgeschmückten Kirchweihstrauß und in dem reichlichen Festmahle

mit großem Kirchweihbraten, der zugleich als Erntebraten gilt, seinen festlichen Ausdruck findet.

Der Tag des „Allgemeinen Kirchweihfestes“ ist im Kirchenjahre und im Kirchenkalender auch nicht beliebig freigestellt. Er wird bestimmt durch den Weihetag der Erlöserkirche in Rom, am 9. November. Unser Volkstum ist also auch hierin mit dem römisch-katholischen Kirchenjahre bis heute in sehr enger Verbindung geblieben.

Am Schluß des Kirchenjahres, am 25. November, steht das Fest St. Kathrein. Es „stellt Trommeln und Pfeifen ein“, d. h. alle Kirchweihen und Nachkirchweihen, alle Tanzmusiken und Lustbarkeiten des Jahres müssen am Katharinentage vorüber sein. Das Kirchenjahr geht zu Ende und die Kirche mahnt nun wieder an den Ernst des Lebens und an das Ende aller Dinge, an das Weltende und an den furchtbaren Weltuntergang. Am ersten Adventsontage beginnt dann wieder „die geschlossene Zeit“, die Buß- und Vorbereitungszeit auf die Geburt des Weltheilandes, der die Menschen aus dem Dunkel des Heidentumes zum Lichte des Christentums, vom seelischen Tode zum ewigen Leben erlöst, der auch uns von der alten Naturreligion und vom Götzendienste zum wahren Gotte und zur Religion der christlichen Liebe empor geführt hat.

Schon am Andreasabend, den 29. November, zieht St. Andreas oder auch der Knecht Rupprecht, der erste Vorbote der Weihnachtszeit, wieder durch die Dörfer. Er schaut in die Häuser, ob in Stube und Stall, in Hof und Scheune alles in Ordnung ist. Er scheucht auch die Kinder und die späten Wanderer von den dunklen Straßen, obwohl die Dorfstraßen im kalten Herbst und Winter nachts ohnehin äußerst einsam und still sind.

Wie diese Straßen und ihr Leben sonst aussehen, und wie das heimische Volkstum aussieht, wo es mit dem Kirchenjahre und seinen Festen nicht in Verbindung steht, davon möchte ich zum Schlusse und zum Vergleiche nur einen kurzen Ausschnitt beifügen, der zwar nicht mehr zu unserem Thema gehört, der aber die Oertlichkeiten unseres Volkstumes und den Werktag unseres Volkslebens beleuchten hilft.

Das Bild unserer Dorfstraßen, auf denen sich ein großer Teil des heimischen Volkslebens und Volkstumes abspielt, ist im Westrich ziemlich gleichmäßig, einfach und äußerlich wohl allgemein bekannt: Im Gebirgsdorfe zieht die

Hauptstraße mit sanfter Biegung am Fuße des Berges hin. Sie ist, im Gegensatz zur Landstraße des Distriktes, Eigentum der Gemeinde. Sie war darum früher bei uns mit Granit gepflastert und hatte in ihrer Mitte einen sauberen, glatten Fußpfad aus roten, 50 cm breiten Sandsteinplatten, auf denen man sehr bequem, sanft und trocken laufen konnte. An beiden Rändern, oder wenigstens am Bergrande der Straßen, lag überall eine gepflasterte Wasserrinne. An der Hauptstraße bestand diese Rinne aus flachen Sandsteinschalen, in denen man das Regenwasser und das Quellwasser der stets klar, frisch und reichlich fließenden Dorfbrunnen „im Bächel“ durch das Dorf hin neben der Straße ableitete. Jetzt ist die Wasserleitung und das elektrische Licht unterirdisch in die Häuser eingeführt. Die lieben, stets fließenden Dorfbrunnen und ihre großen, steinernen Brunnenröge, einst zum Waschen und zur Viehtränke angelegt, sind beseitigt. Die Straße ist seitlich um den Raum der Wasserrinnen verbreitert, beschottert, einförmig und staubig wie alle Landstraßen im Zeitalter des sausenden Autos.

Die Bauernhäuser stehen in zwei langen, parallelen Reihen, durch ihre breiten Höfe und Einfahrten von einander getrennt, mit ihrer Schmalseite senkrecht gegen die Straßenflucht. Sie sind zumeist $1\frac{1}{2}$ stöckig, selten zweistöckig. Sie haben fast alle gleichmäßig im Boden an der Straßenfront ihren Keller mit 2 bis 3 langen, niederen Kellerfenstern. — Darüber liegt in Mannshöhe die Wohnstube und daneben für zwei Betten die „Nebenkammer“ oder der Alkoven. Sie haben gewöhnlich drei Fenster. — Ueber der meist niederen Wohnstube liegt „die Oberstube“ mit einem oder zwei Fenstern gegen die Straße. Darüber läuft das Satteldach zum Dachfirst oben spitz zu. — Der äußere Anstrich der Häuser ist einfarbig, verschieden. Manche haben auch farbigen Spritzbewurf über ihren verputzten Backstein- und Mauersteinwänden. Die alten Riegelwände aus Stroh und Lehm und Buchen-Sprießen zwischen verzapften Eichenbalken sind seit 1880 allmählich alle verschwunden.

Die Langseite des Bauernhauses zieht dem Hofe entlang, an der Bergseite aufwärts, an der Talseite abwärts. Bei der Talseite liegt oben an der Straße und Einfahrt die Wohnstube mit zwei Fenstern gegen die Straße und mit zwei Fenstern gegen den Hof über dem Eingange zum Keller und neben der Hausstaffel. — Daran schließt sich nach rechts hin zuerst der

Kuhstall. Ueber ihm liegt „die Nebenstub“ mit zwei Fenstern gegen den Hof und darüber der „Fruchtbaren“. — An den Stall lehnt sich rechts die Scheuer mit geplatteter Dreschtemne und Futtertenne und erhöhtem Heubarn. Darüber liegt bis unter das Dach hoch und luftig „das Gebälk“ mit Rolle und Aufzug zur Verstaueung der ungedroschenen Fruchtgarben, des Strohes und Nachheues. Die kleinen Fenster zwischen Scheuer und Stall zur Eingabe des Futters in die Raufen sind mit Holzläden verschließbar. — Rechts abwärts vom Heubarn liegen die Schweineställe, oder wenn diese ihres starken Gestankes wegen weiter seitwärts zum Abort an der Pfuhrgrube und zum Dunghaufen gerückt sind, dann endet die Langseite des Hauses und Hofes mit dem „Schopp“, d. h. mit dem Holzschuppen und dem „Bauchkessel“ darin, zum Kochen der Bauchwäsche und des warmen „Viehtränkens“. Oder sie endet mit dem Brennhaus, falls eine Kartoffelbrennerei zur Herstellung der Futterschlempe im Winter und zur besseren Ausnutzung der Kartoffelernten im Hause eingerichtet ist. — Unterhalb des Hauses liegt der Hausgarten. Er ist durch einen Mittelpfad in zwei Hälften geteilt. Daran schließt sich die Hauswiese. Sie geht bis hinab zum Dorfbache.

Der Eingang zum Bauernhause liegt in der Langseite. Man kommt vom Hofe über „die Staffel“, eine steinerne Freitreppe hinauf zur Haustür und zum geplatteten Hausflur; von da gerade vorwärts zur Küche, links zur Wohnstube, rechts zur Nebenstube und über eine Holzstiege empor zur „Tripp.“ — Von da führt eine niedere Tür rechts zum Fruchtbarn und Scheuergebälk. Links geht man zwischen dem Mehlkasten und dem Kamin zur Tür der Oberstube und zu den zwei schiefen, seitlichen Dachräumen „unter den Ziegeln“. — Neben dem Kamin führt eine zweite Holzstiege von der Tripp zum „Oberspeicher“ unter den Dachfirst empor, wo Samen und Feldfrüchte zum Trocknen liegen und hängen, wo aber auch süße Kastanien und Nüsse, herbe Aepfel und Winterbirnen auf dem Strohlager mauchen. — Bei der Oberreihe der Häuser, an der Bergseite, ist die Einteilung ähnlich, nur dehnt sich dort die Langseite linkshin, d. h. die Wohnstube und der Keller darunter liegen auch dort an der Dorfstraße. — Es gibt bei uns nur noch wenige Häuser, deren Straßenfront fensterlos ist, die mit der Küche an die Straße stoßen, und deren Fenster und Wohnräume alle an der Hofseite liegen. Jetzt will auch der Hinterpfälzer sehen, was auf der Straße vorgeht. Sein Wohn-

zimmer hat darum Fenster auf zwei Seiten, zum Hofe hin und zur Dorfstraße; denn die französische Fenstersteuer ist aufgehoben.

Das Dorfleben ist heute mehr denn je eine allgemeine Oeffentlichkeit. Jeder weiß von allen andern alles genau: Wieviele Tiere der Einzelne im Stalle hat, wieviele Garben er drischt, welche Neigungen und Kenntnisse er hat, wieviele Köpfe täglich mit ihm zu Tische gehen, und was sie jedesmal zu essen haben etc. Man weiß auch, wieviele Wagen täglich über die Straßen fahren, und welche Leute darauf hin und her gehen.

Man beobachtet ferner auch die Fremden, die darauf verkehren. Im Winter sind es deren nur wenige, im Sommer viele. Die meisten sind Touristen, die unsere Berge und Burgen besuchen, und Händler, die Waren bringen oder holen wollen. — Aufser diesen kommen öfter auch Gruppen von Schnurrannten in die Dörfer, die mit ihrer Blechmusik die Straßen beleben, Freude in die Herzen und Häuser hineinblasen und dafür eine Gabe heischen. — Ein andermal sind es Bänkelsänger, die Volkslieder singen und mit ihrer Drehorgel sie begleiten. — Wieder andere bringen „ein Porträt“, das sie vorzeigen und erklären, d. h. eine große Bilderkarte an einer hohen Stange, bunt bemalt mit einer grausigen „Moritat“, mit einem tragischen Unglücksfalle oder mit einer herzbrechenden Liebesgeschichte und ihren tödlichen Folgen, deren Text sie singen und auf Zettel gedruckt von Haus zu Haus verkaufen. — Bald sind es auch Komödianten, die in bunten Kleidern durch die Straßen schreiten und unter Trompetenstößen zu ihrem Theaterstücke von Dr. Faust, von der schönen Genovefa und dem schlimmen Golo etc. mit hochtönenden, vielversprechenden Worten einladen. — Bald sind es Zauberer und Seiltänzer, Kraftmenschen und Feuerfresser, die für wenig Geld ihre unvergleichlichen Kunststücke sehen und hören lassen. — Bald sind es Zigeuner und Schirmflicker, Scherenschleifer und Kesselflicker, die auf der Straße wohnen und durch die Häuser ziehen. — Solider und willkommener sind die fahrenden „Tuchhändler“ mit Weißzeug und Kleiderstoffen, Halstüchern und Bändern. Ihnen gleich stehen die Samenhändler mit „Kukumerekerne, Rettigkerne und Ediviensamen“, oder mit „Zwiebele, Knobloch, Maraun“, d. h. mit Zwiebeln, Knoblauch und Majoran etc.; dann die Geschirrhändler mit „städnerne Krüg' oder Häß“, d. h. mit steinernen Krügen und Häfen, oft auch mit irdenen Tellern und mit dicken,

weißen „Porzellantassen“. — Noch lauter als diese schreit „der Löffelgieß aus Paris“, der zerbrochene Zinnlöffel mit großer Fixigkeit auf der Straze umgießt und altes Zinn, Blei und Lumpen gegen neue Bleilöffel, Litzen und Bildchen eintauscht. — Lauter fahrende, nicht selten auch gefährliche Kulturträger, die unsere Dörfer durchschreien und besonders die kauflustige und schaulustige Jugend zu sich auf die Straze locken.

Der Straßenlärm und der Ortsverkehr macht oft auch auf die älteren Leute noch heftige Eindrücke. So z. B. wenn die Schelle des Dorfbüttels ertönt und darnach der angstvolle Ausruf: „Der Einnehmer esch do!“ oder „Morge kummt der Werfelkator“, d. h. der Verifikator; „alle Maße und Gewichte müssen zu ihm aufs Gemeindehaus gebracht und bei Strafe neu gestempelt werden.“ — Ein andermal geht der lästige Schornsteinfeger durch die Strazen und Häuser, oder ein Gendarm, oder der Hussier mit einem Strafbefehl, mit Mahnungen oder Pfändungen wegen rückständiger Steuern oder wegen eines Protokolles für eine Tracht Holz oder Streu, die in der Not unbefugt im Walde geholt wurden.

In dieses Straßenbild gehören auch die Viehhändler, die alle in der Wirtschaft entbehrlichen Tiere billig kaufen, die dem Bauern nötigen Räuplinge und Milchkühe aber ihm teuer verkaufen wollen. Dazu bringen die Händler zumeist minderwertige und abgemolkene Tiere, die sie sauber aufputzen. Ihre Rinder tragen alle Strohzöpfe, in die je ein rotes Band eingeflochten ist, aufrecht über der Stirne, zum Zeichen daß sie verkäuflich sind. — Der Bauer feilscht oft lange und laut mit dem Händler um den wirklichen Wert und Preis eines Tieres festzustellen, das er nachher viel besser und billiger direkt bei einem anderen Bauern des Viehstriches kauft. — Beim Verkaufe hat der Bauer immer Verlust. Dabei werden alle Fehler der Tiere vom Händler genau aufgezählt, sodasz sie stets ohne Garantie abgegeben werden, „wie die Kett' fällt“. — Verkauft er Fettvieh nach Gewicht, dann werden den Tieren Kopf und Hals und Unterschenkel abgeschnitten, die Haut abgezogen und alle Eingeweide ausgenommen, ehe sie auf die Wage gelegt werden. Dann ist das Gewicht allemal verblüffend gering und die Zahlung läßt oft noch sehr lange auf sich warten.

Nicht rentabler aber einfacher ist für den Bauern der Schweinekauf. Jedes Frühjahr läßt der Sauhändler durch das Dorf hin ausrufen: „Sau fäl uf Borig“. Die auf Borg feil

gebotenen Ferkel sind zumeist ganz kleine Milchschweine, die noch nicht allein fressen können, selten Läufer. Aber sie sind alle teuer; denn „bei einer Sau muß man das Leben mitbezahlen“, nicht bloß das Gewicht. Der Bauer wählt lange und vorsichtig. Er nimmt bei gleicher Qualität lieber eine Bache als einen „Berg“. Nach einigen Wochen kommt dann der „Gölsenhäler“, der sie verschneidet und dann heilt, damit sie besser gedeihen und rascher fett werden. — Anfangs brauchen die jungen Schweine viele Milch und gute Pflege, damit sie nicht „den Ruß“ bekommen. Nach $\frac{3}{4}$ Jahren aber, um Weihnachten, wenn der Haferschrot und die Bollmehlstumpen und „die Sau-grumbeere“, d. h. die für sie ausgelesenen kleinen und angehackten Futterkartoffeln zu Ende gehen, wenn die Kälte streng und die Fütterung beschwerlich wird, dann müssen die Schweine groß und fett und schlachtreif sein. Dann ist im Dorfe die Zeit der Metzelsuppen. Schweinefleisch mit Kartoffeln und Sauerkraut sind eine Hauptnahrung der Bauersleute über Winter, wenn es gilt die im Sommer verbrauchten Kräfte in der Winterruhe wieder aufzufrischen.

Auch das ist ein Stück Volkstum, doch ohne Zusammenhang mit dem Kirchenjahr, ein Ausschnitt aus dem ländlichen Werktag und ein Strafenbild, wie sie früher in unseren Dörfern alljährlich vielfach wiederkehrten. Wer es recht verstand, konnte auch daraus nach saueren Arbeitswochen eine gewisse Erholung und Freude und Abwechslung schöpfen. Und dazu waren wir Jungen, die Buben und Mädchen, immer bereit und fähig. An Glückshunger ist darum bei uns niemand gestorben. Jedes Dorfkind bekam mindestens einen bescheidenen Teil von Jugendglück mit ins Leben. — Das Glück wuchs uns, bei richtiger Veranlagung, ungesucht schon aus dem vielseitigen Leben des Alltages und steigerte sich durch die vielfältigen Freuden und Genüsse in der uns umgebenden Natur und Landschaft, durch den steten Wechsel von Arbeiten und Erholungen, durch den engen Anschluß an das immer wieder neu beglückende Sonnenjahr und Kirchenjahr und durch die uns allen angeborene und anerzogene Liebe zu dieser herrlichen Umwelt, zu Gott, der sie erschaffen, und zu den vielen tüchtigen und braven Menschen, die sie als treue Kameraden, als Freunde und Freundinnen frisch und froh gemeinsam mit uns erleben und genießen wollten und durften.

Wohl verblühen und wechseln auch die Menschen

und ihre Spuren verwehen. Aber wenn sie recht und volkstümlich gelebt haben, dann haben sie nicht umsonst gelebt. Sie haben ihre Pflicht getan, sie haben gelebt und gearbeitet für ihre Lieben und für ihre Heimat. — Unsere Bauersleute sind keine Philosophen und keine Kopfhänger, aber sie haben eine großartige, volkstümliche Lebensauffassung und eine Weltanschauung, die sie fromm und glücklich macht. In Platons Euthyphron lesen wir über die Frömmigkeit, sie sei die Einordnung des Menschen und des menschlichen Willens unter Gott und die Betätigung des Guten nach dem göttlichen Willen. Mit dieser Frömmigkeit beten auch unsere Landleute jeden Tag im Vaterunser: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden“. Sie wissen ferner aus der Schule, daß jede Arbeit, auch die niederste und schwerste, ein Gottesdienst ist, wenn sie in der rechten Meinung, Gott zuliebe, verrichtet wird. Eben darum betet die Hausfrau jeden Morgen den Ihrigen „die gute Meinung“ laut vor: „Alles, was ich heute denken oder reden, tun oder leiden werde, opfere ich Dir auf, o mein Gott, in Vereinigung mit dem bitteren Leiden und Sterben Jesu Christi“. Und alle haben dann die frohe Hoffnung und Ueberzeugung, daß ihre Arbeiten und ihre gute Meinung bei der irdischen Pflichterfüllung zugleich auch für das Jenseits verdienstlich und Gott wohlgefällig ist, so daß er ihnen auch nach dem Tode noch ewigen Lohn und ewige Seligkeit dafür verleihen wird.

Das ist der Grundpfeiler und das feste Fundament, auf dem unser ganzes Volkstum und Volksleben ruht, an dem es auch in den schwersten Arbeiten, in den härtesten Prüfungen und Nöten des Lebens standhaft und vertrauensvoll festhält. — Diese großartige religiöse Lebensauffassung und Weltanschauung hat unser Volk aber aus der christlichen Religion, aus den Lehren der Kirche. Es ist darum ganz natürlich und durchaus nicht zufällig, daß der größte Teil unseres Volkstumes mit dem alten christlichen Kirchentume und Kirchenjahre in engster Verbindung steht. — Aus derselben volkstümlichen und christlichen Lebensauffassung erwächst bei unserem Volke auch die regelmäßige und enge Verbindung von Arbeit und Gebet, die Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit und die strenge Jugenderziehung in der Familie und in der Gemeinde, in der Kirche und in der Schule.

Bei der häuslichen Erziehung müssen auch die alten, vorchristlichen Götter und ihre Boten bis heute noch

mitwirken. Sie sind es ja, die nachts im Dorfe umgehen, mit feuerigen Augen in die Häuser schauen und nachsehen, ob überall, in Stube und Stall und Scheune, alles in Ordnung ist, ob Knechte und Mägde ihre Pflicht tun, ob die Kinder fleißig und brav, artig und folgsam sind, ob Flachs und Hanf, Kunkeln und Garn sorgsam und säuberlich behandelt werden, und was sonst noch in unseren volkstümlichen Adventssagen und Weihnachtsbräuchen von ihnen berichtet wird.

Zu diesen alten Götterboten gehört auch der Knecht Rupprecht und der getreue Eckart und der Belzenickel, die im Advente durch die Dörfer ziehen und dann besonders die Kinder von den kalten, dunklen Strafen weg nachhause scheuchen; denn „die Nacht ist keines Menschen Freund“, und die Gassenkinder werden gar zu leicht „Höllenkinder“. — Darum „sammeln sich die Hausbewohner um des Licht's gesellige Flamme“, sobald im Herbste schon frühe die Nacht hereinbricht und die Fröste beginnen, wenn die Herbststürme toben und die Wilde Jagd über die Berge braust. Dabei darf natürlich auch die Jugend im häuslichen Kreise nicht fehlen. So verlangt es das Volkstum und der gute, alte Knecht Rupprecht.

Aber seine sommerlichen Helfer waren bei uns noch viel strenger: Die schwarzen Nachtraben und die drohenden Nacht-eulen, der Wauwau und Wulewux, der schwarze Mann und alle die gefährlichen Nachtgespenster und Kinderfresser. Auch die Eltern und das volkstümliche Herkommen, auch die Geistlichen und Lehrer und der Dorfbüttel scheuchten sogar sommers die spielende Jugend abends schon frühzeitig von den Strafen. Sie verlangten bei uns, daß die gesamte Schuljugend auch an den Sommerabenden schon beim Betläuten sofort zum „Engel des Herrn“ von der Strafe nachhause springt und nach dem Gebete nicht mehr herauskommt, auch wenn es draußen noch hell und nach des Tages Hitze und Last erst recht kühl und angenehm gewesen wäre zum Spielen und Springen und Toben. So war es früher und unser Volkstum blieb gegen jede jugendliche Nachlässigkeit und Vergesslichkeit unerbittlich. Kamen wir nicht freiwillig zum Gebete heim, dann holte uns der Vater oder die Mutter mit dem Stocke von der Strafe ab, so ernst und streng, als ob sie uns vor den Gefahren des großstädtischen Nachtlebens bewahren müßten. Ihnen schien die frühzeitige Gewöhnung an Ordnung und Gehorsam, an Entsagung und Pflichterfüllung von der allergrößten Wichtigkeit bei der Erziehung

ihrer Kinder und für die Erhaltung eines gesunden Volkstumes. Die Erhaltung der guten, alten, strengen Sitten war ihnen heilige Pflicht und Richtschnur.

So sollte es in Stadt und Dorf auch heute noch sein. Wo die Kirchenglocke und ihr Betläuten, wo das Kirchenjahr und seine altherkömmlichen Festgebräuche im Volkstume noch Geltung haben, wo die Arbeit noch ein Gottesdienst und das Ahnenerbe ein Heiligtum ist, da ist es auch um die deutsche Heimat, um die Familien und Gemeinden, um Kirche und Staat noch wohl bestellt. Das Schicksal kann zwar auch dann, wie wir es im Weltkriege sahen, „die Heldenbrust zerschmettern, den Heldenwillen aber beugt es nicht“. Er wird aus jeder Not, auch aus der jetzigen allgemeinen Bedrängnis und Schwachheit, den Weg zum Wiederaufbau finden.

Damit schließe ich diese Betrachtungen über „Volkstum und Kirchenjahr“ im pfälzischen Westrich. — Man wird vielleicht sagen, daß darin Schattenseiten unseres Volkslebens vergessen sind. Sie sind nicht vergessen und sollen auch nicht abgeleugnet werden, aber sie gehören nicht zu unserem Volkstume und noch weniger zu den Einwirkungen des Kirchenjahres. — Wie in allen Dörfern und in allen menschlichen Gemeinschaften, so gibt es auch bei uns Fehler und Niederungen, Schwächen und Gebrechen. Sie gehen gewöhnlich rasch vorüber gleich düsteren Wolkenschatten eines wechselreichen Apriltages. — Im allgemeinen ist unser Familienleben gesund und warm. Auch im öffentlichen Leben sind sträfliche Vergehen und Roheiten Einzelner selten. Sie fallen der Gesamtheit nicht zur Last und haben darum auch nicht das Recht hier aufgezählt und verallgemeinert zu werden. Sie brauchen das reine und freundliche Bild unseres Volkstumes nicht zu beflecken, das doch nach der Volksmehrheit, nicht aus den Niederungen gezeichnet werden mußte.

Daß unser Volkstum vom Kirchenjahre und vom Christentume weithin und wesentlich beeinflusst ist, daß beide durch das ganze Jahr hin und alle Jahre in sehr engen, tiefen und vielseitigen Zusammenhängen stehen, das haben diese Betrachtungen und Schilderungen ganz unbestreitbar dargetan. — Sie haben ferner bewiesen, daß eine Verschmelzung sehr alter Anschauungen, Sitten und Gebräuche der vorchristlichen, germanischen Naturreligion und des alten, deutschen Sonnenjahres mit dem Christentume und mit den Gebräuchen des christlichen

Kirchenjahres sehr frühe stattgefunden hat. Sie haben auch gezeigt, daß aus dieser Verschmelzung bei uns ein großes, neues und eigenartiges Ganze, unser heimisches, deutsches, pfälzisches Volkstum geworden ist, aus dem ich hier einen Teil, den wichtigsten Teil, vorgeführt habe.

Damit ist meine Aufgabe gelöst. Meine Schilderungen sind aber trotz beständigem Streben nach Kürze umfangreicher geworden, als sie sollten. Dafür wurden sie aber auch vielseitiger und inhaltsreicher. Dennoch darf ich nicht verschweigen, daß weder unser heimatliches Volkstum noch der Reichtum unseres Kirchenjahres damit erschöpft ist. Diese sind ja überhaupt beide unerschöpflich. Beide enthalten ferner außer den hier betrachteten und zusammengehörenden Teilen auch noch andere weite Gebiete, die nicht zu diesem Thema gehören, und die darum auch nicht beigezogen werden konnten.

Dazu kommt noch eine zweite *Einschränkung*: Bei vielen kurzen Hinweisen auf die kirchlichen und auf die germanischen, vorchristlichen Anfänge und Ansätze unserer Volksbräuche war es oft ungemein verlockend unser altes Volkstum auch kulturgeschichtlich bis zu diesen ersten Anfängen zurück zu verfolgen, es dann auch psychologisch zu begründen, die Darstellung gelehrt und wissenschaftlich zu erweitern und zu vertiefen. Dabei wäre es möglich gewesen den Einfluß der alten, germanischen Naturreligion und daneben die Einwirkungen des Christentums und des Kirchenjahres auf unser Volkstum, auf die religiöse Einstellung unseres pfälzischen Volkslebens und der deutschen Volksseele überhaupt noch tiefer und weiter aufzuhellen. Doch soweit sollte ich nicht gehen. Ich sollte hauptsächlich erzählen und schildern und den *bisher* nicht genug bekannten und nicht genug gewürdigten *Reichtum des Kirchenjahres* und seine Zusammenhänge mit unserem Volkstum mehr beleuchten und hervorheben. Das Weitere ist Sache der vergleichenden Volkskunde.

Diesen Reichtum, seine Schönheit und Vielseitigkeit bis hinab zu den tiefen, religiösen Fundamenten unseres Volkstums glaube ich an den Sitten und Gebräuchen des Kirchenjahres unserer hinterpfälzischen Heimat hier deutlich gezeigt und hell beleuchtet zu haben.

Dieses große und reiche, lebendige und einheitliche Ganze, das „Volkstum und Kirchenjahr“ unseres Westrichs, das auch heute noch größtenteils

lebendig und warm bei uns im Volke fortlebt und sich alljährlich wiederholt, es möchte in dieser Darstellung zugleich auch ein wichtiger Teil und ein zuverlässiger Beitrag zur gesamten pfälzischen Volkskunde und Heimatkunde sein.

Meine Darstellung wollte ferner der durch die neue bayerische Lehrordnung erstrebten Einführung der Volkskunde und Heimatkunde in unsere Schulen ein gut Stück vorarbeiten und den Weg bereiten helfen. — Sie möchte endlich gar gerne auch unser Volk auf sein schönes, reiches und kostbares Ahnenerbe hinweisen und dazu für Lehrer und Gelehrte, für Schüler und Volk eine warme und gut geordnete Uebersicht, eine brauchbare und zuverlässige Stoffsammlung aus dem heimatlichen, pfälzischen Kirchenjahre und Volkstum sein, das verdient beachtet zu werden und lebendig erhalten zu bleiben.

Das heimatliche Volkstum aber, unser altes, reiches Ahnenerbe und Heimatgut, das ich hier gesammelt, vorgeführt und geschildert habe, verdanke ich fast vollständig meiner Heimatgemeinde und meinem Elternhause. Ihnen sei es darum auch in dieser Fassung gewidmet zum bleibenden Andenken, als ein Zeichen treuer Liebe, Verehrung und Dankbarkeit.

Pietati sacrum!



Benützte Literatur.

1. Alex. Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Literatur und in den Inschriften, 2 Bände 1892f.
2. Anselm Schott, Missale Romanum, das Meßbuch der hl. Kirche mit liturgischen Erklärungen.
3. Salve Regina, Gebet- und Gesangbuch für das Bistum Speyer.
4. Jldefons Herwegen, Ecclesia orans, Band 6-8 von Josef Kramp, Meßliturgie und Gottesreich.
5. Placidus von Spee, Der hl. Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag, die kirchliche Feier nach dem Brevier und Missale. Pax Band 8-10.
6. Directorium. Ordo horas canonicas recitandi et missas celebrandi pro dioecesi Spirensi 1926.
7. Gregor Rippel, Die Schönheiten der kath. Kirche, dargestellt in ihren äußeren Gebräuchen in und außer dem Gottesdienste, 15. Aufl. 1870.
8. Gesangbuch für die vereinigte protestantisch-evangelische christl. Kirche der Pfalz 1907.
9. Karl von Schneider, Das kath. Kirchenjahr, Fest- und Farbentafel 1905.
10. Anton Jos. Weidenbach, Calendarium historico-christianum medii et novi aevi 1855.
11. Stubenvoll, Heidentum im Christentum, 2. Aufl. Heidelberg 1891.
12. Albert Pfeiffer, Pfälzer Volksbräuche in der Karwoche 1922 und Pfälz. Museum - Pfälz. Heimatkunde 1926 Heft 3-4 samt Abbildungen.
13. Ludwig Schandelin, Landes- und Volkskunde der Bayerischen Rheinpfalz, Bavaria IV 2, 1867.
14. August Becker, Die Pfalz und die Pfälzer 1858.
15. Albert Becker, Pfälzer Volkskunde 1925.
16. Friedrich Beyschlag, Volksglaube und -Brauch im Herzogtum Zweibrücken, Blätter zur Bayerischen Volkskunde 1921.
17. Lukas Grünenwald, Pfälzischer Bauernkalender, Beitrag zur Volkskunde der Hinterpfalz 1896 und die Sagen vom Scharfenecker, ihre Entstehung und Fortpflanzung 1925.
18. Friedrich Lüers, Volkstumskunde im Unterricht der höheren Lehranstalten 1924.
19. C. Kleeberger, Volkskundliches aus Fischbach in der Pfalz 1902.

Inhalts-Übersicht.

I. Einleitung: Altgermanisches Sonnenjahr und Naturreligion, germanische Himmelsgötter, Frühlingsgötter, Erdgeister, Göttersagen, religiöse Bräuche in der alten Literatur, im pfälzischen Volkstum Seite 1–3. — Christliches Kirchenjahr, seine Bedeutung, sein Beginn; seit 496 römisch-christliche Kultur, römisch-katholische Religion und Weltanschauung S. 4. — Kämpfe zwischen der germanischen und christlichen Religion, Sieg des Christentums, Verchristlichung altgermanischer Sitten, Toleranz der christlichen Glaubensboten S. 5. — Erhaltene Reste des alten Volkstums, das neue, christl. Volkstum, verschiedene Anfänge des Kirchenjahres S. 6. — Der Gregorianische und andere Kalender, bewegliche Feste und Osterzyklen, Festanfang am Vorabend, ihre Oktav, Monatsnamen S. 7 u. 142. — Die 3 christl. Hauptfeste, ihr doppelter Kranz von alten Bräuchen S. 8. — Frühchristliches Volkstum in der frühchristl. Literatur und in alten Kirchenkalendern S. 9. — Unterdrückung alter Mißbräuche, Intoleranz staatlicher und kirchlicher Ämter, künstliche Wiedereinführung alter Feste, des Sommertages u. Jokannisfeuers, erhaltenes Volkstum in der Hinterpfalz S. 10. — Schönheit und Unentbehrlichkeit dieses Volkstums, die Gottesverehrung und Vergöttlichung der Natur S. 11. — Das Kirchentum, das kirchl. Volkstum, seine Heiligkeit, Vorwiegen des christlichen Mittelalters, sein Einfluß, Pflicht pietätvoller Behandlung S. 12. — Liturgie u. Volkstum, Vorchristliches im Christentum, bisherige Literatur S. 13. — Einbeziehung des kirchlichen Volkstums zur Volkskunde und Volkstumskunde. Unser Volkstum ist nicht Mosaik, sondern ein zusammenhängendes, einheitliches, lebendiges Ganze, ein Ahnenerbe, teils modern, teils altfränkisch; seine jährliche Wiederholung in Dorf und Dom S. 15.

II. Der Weihnachtsfestkreis: Anfang am 1. Sonntage des Advent, Orakel der Jerichorosen, die 2 Evangelien vom Weltuntergang u. Weltgericht, die Buß- und Vorbereitungszeit, ihre Kirchenlarbe S. 16. — Roratemesen, Umzug unerlöster Geister S. 17. — Der Einaug von Scharfeneck, sein Jagdfolge, die Erlösung der Scharfenecker S. 18. — Abstinenz und Quatember-tage, Sonntag Gaudete, Erntedankfest, Winterleiden und Freuden S. 19. — Schlachtfeste und ihre Sendgaben, Metzelsuppe, Wurstarten, Zerlegung, Verteilung und Verwendung des Fleisches S. 20/21. — Sankt Nikolaus, Knecht Rupprecht, der Pelzenickel S. 22/23. — Die städtischen Nikoläuse, Umzug des weiblichen Christkinds S. 24. — Der hl. Abend, die lange Nacht, die Kunkelstuben, die hl. Nacht S. 25/26. — Der Zuckerbaum, Bescherung für Mädchen, Puppenspiele; Bescherung für Buben, für Erwachsene; das arme Christkind S. 27/28. — Weihnachten in der Stadt S. 29. — Weihnachtsarbeiten, Weihnachts-erinnerungen, Glück nach der Bescherung, die Geister der hl. Nacht S. 30/31. — Die Bleigießer, Vorbereitung zur Christmette, Begrüßung des hl. Christ S. 32. — Das Schreckkläuten, Christmette, Weihnachtskrippe, Weihnachtslieder, der brennende Christbaum S. 33. — Die 3 Weihnachtsämter, ihr Besuch, ihre Weihe, ihr Oplergang, Weihnachtsvesper, Festkaffee, zweiter Christbaumglanz, Festabend S. 34. — Der 2. Weihnachtstag, Neujahr für Dienstboten, ihr Verhältnis zur Familie S. 35. — Verhältnis von Mann u. Frau, ihre Not, ihre Ehe und Ehebänder S. 36. — Ihre Eheschließung; Bekanntschaft, Werbung, Verlobung, Ausstattung, Hochzeitskleider S. 37. — Amtliche Anschlagung, Aus-rufung, Brautexamen Ziviltrauung, Bürgereid, Hochzeit S. 38. — Kirchliche Trauung, Opfergang, Freikauf, Glückwünsche, Festmahl S. 39. — Schuhraub, Umzug im Dorfe, Zuckerkauf, Glückwunsch der Köchin, eigenes Heim, Aus-

stattung, Hochzeitsküh S. 40 — Familiengründung, Nachwuchs, Kindernahrung, Wochenhilfe, Taufpaten, Taufimbiß, Taufbräuche und Geschenke, Schonung der Mütter S. 41/42. — Arbeitsteilung: Pflichten des Mannes, Pflichten der Frau im Hause S. 42/43. — Ihr zweiter Wirkungskreis, draußen und daheim, für die Familie, für den Hausgarten, Hof und Haustiere S. 44/45. — Sorge für Unterricht und Kultus, Uebertragung der christl. Weltanschauung, die täglichen Gebete, das Glaubensbekenntnis, die 10 Gebote, die 4 Kardinaltugenden, das Gesetz der Liebe S. 46/47. — Weihnachten als Fest der Liebe, Sakramentempfang, der 3. Weihnachtstag, Johannessegen, Gertrudsminne, Mittwinter S. 48. — Silvesterabend, Neujahrswunsch, Neujahrsnacht, Wächterlied, das Anläuten, Anschießen, Glückwünsche, Grüße, Patengeschenke S. 49/51. — Neujahrsfeier, Wirtshausbesuch der Mädchen und Frauen, ihre Sitzordnung der Schießwein S. 52. — Das Heimführen, Sittlichkeit, Liebschaften, die Sonntagsspaziergänge der Jugend S. 53. — Die vielen Volkslieder, Rekrutenlieder, bei den Soldaten, Wirtshausbesuch der Männer S. 54. — Sonntagsabende zuhause, Weihnachtsoktav, Abräumung des Christbaumes; Dreikönigstag, die Sonntage nach Epiphanie S. 55. — Dreikönigswasser, Weihwasser, die 3 Weisen an der Weihnachtskrippe, ihre Zeichen, deren Zauberkraft, die Zauberstecken, die Dreikönigsbuben S. 56/57. — Schluß des Weihnachtsfestkreises, die grünen Meßgewänder, wachsendes Tageslicht, St. Fabian und Sebastian S. 58. — Mariä Lichtmeß, die Aussegnungen, Kerzenweihe, die Wachsstücke und ihr Gebrauch S. 58/59. — Kerzen- und Wachsoffer, Vorfrühling, Winterleid, Kinderkrankheiten, St. Blasiussegen, St. Antonius, Wendelin, Valentin, Vielliebchenspiel, das Zinserreißern S. 60/62.

III. Der Osterfestkreis. Die alte 70tägige Fastenzeit vom Sonntag Septuagesima bis Ostern, die 40tägigen Fasten von Aschermittwoch bis Ostern, die vorherige offene Zeit, Fastnacht S. 63. — Die Fastnachtsnarren, die Fastnachtsfeier am Abend, das Zutrinken, die „Küchlich“, Zöpfe und Schneckenhäuser, ihr Liebesorakel, Muttermale S. 64/65. — Hirtenbrauch, Viehtrieb, Viehstand; Aschermittwoch, Fastenpflicht S. 66/67. — Fastenandachten, die Alte Weiberfasnacht, die alte Fasnacht, die Fastensonntage S. 68. — Sonntag Laetare, die Tugendrose; Sommertagsspiele u. ihr Verbot, der Hansel Fingerhut S. 69/74. — Frühlingsanfang, die Wetterherrschaft St. Peter, Matthias, die 40 Ritter S. 74. — Passionssonntag, die deutsche Passion mit verteilten Rollen; Palmsonntag, Palmprozession, Palmwische, ihr Inhalt und ihre Verwendung, Palmesel, Eselskreuz S. 75/77. — Die Karwoche, die Rumpelmetten, der Krumme Mittwoch S. 77. — Gründonnerstag: Glockenflug, Kirchentruer; Oelweihe, S. 78. — Die Kleppern und Gären und Raspeln, die Gärrbuben, ihre Ave und Wächterlied, O crux ave, ihre Gebetsrufe zur Kirche, die große Raspel in der Domkuppel S. 79. — Osterhas der Gärrbuben, der Name Gründonnerstag, das Hasengärtel, die Ostereierfarben, die Eierzahl, Zuckereier, Zuckerhasen, Gründonnerstags- und Karfreitagseier S. 81. — Karfreitag: Seine Zeremonien, Improperien, Missa praesanctificatorum, Verehrung des hl. Kreuzes, Karfreitagspredigt und Andachten, das hl. Grab, Trauer der Natur und aller Wesen, ein Himmelsschlüssel darüber S. 82/83. — Karsamstag: Osterfeuer, Osterbrände, Osterkerzen, ihre 5 Warzen, der Dreizack, lumen Christi, Osterwasser, Taufwasser, Alleluja-Messe, Rückkehr der Orgel und Glocken, Auferstehungsfeier S. 84/86. — Osterjubiläum, Gebrauch des Osterwassers, des Osterbrandes, der Wettersegen S. 87. — Alte Anschauungen vom Gewitter und Gewittergott, seine Klüppel und Donnerkeile, Abwehr derselben, der Judasbrand, seine Hilfe und Heilkraft S. 88. — Abstinenz und Vigiltage, Fronfasten, Ostern: Ostermorgen, Osterlämmchen in der Sonne, Ostertau, Osterjubiläum der Kinder S. 89. — Ostername, Ostern in der Kirche, Osterlieder, Hochamt, Opfergang der Gemeinde, Osterhasen der Kinder und Paten S. 90. — Osterhasen mit einem Reiter, Osterpuppen mit 1 oder 2 Püppchen auf den Armen, Ostereier der Männer, Festvesper, Osterkuchen zum Kaffee, Osterruhe S. 91

— Ostermontag, Filialkirchen, Filiationgottesdienste der Pfarrer und der Lehrer S. 91/92. — Wirtshausbesuch am Ostermontagabend, das Eierpicken, Eierbier, Ostertrunk der Jugend S. 92. — Weißensonnatswoche: Vorbereitung der Abendmahlkinder, die Kerzenträger, erste feierliche Kommunion, Kleidung der Kinder, Vorstellung und Abendmahl der gleichalterigen Protestanten, Kinderprozession, ihre Abholung, der gute Hirt, Festgottesdienst und Taufgelübde S. 93/94. — Kommunionbild, Festessen, Festkaffee, Auszug der Kinder aus dem Dorfe, ihre Wanderbündel, Aufenthalt vor der Dorfgrenze, Heimzug, Einreihung unter die Großen S. 95. — Eintritt in die Sonntagsschule, Christenlehre, die beste Volkshochschule, der echte Volksbildungsverein, Montags nach Weißensonnats, Opferung der Kommunionkerzen S. 96. — Die österliche Zeit, Osterkommunion, die „Gaulsdiebe“, die „Osterlämmchen“, die nicht Absolvierten, die Beichtzettel S. 97/98. — Christi Himmelfahrt, die 4 Bittprozessionen, Spalierbildung der Mitwallen, die Kreuzer und Kreuzerwecke, St. Markus-Flurprozession, die Oktav von Christi Himmelfahrt; Pfingsten, Pfingstvigil, Pfingstwasser, Andachten und Novenen zum hl. Geist, Firmung, Firmpaten, Firmpatengeschenke S. 99/100. — Pfingstmontag, Maifeste, Maiausflüge, Maikuren, Maisträube, Maialtäre, Pfingstquack, Pfingstbutz, blühender Günstler, Hexenbesen, Schluß des Osterfestkreises, kirchliches u. germanisches Volkstum unzertrennlich verbunden S. 101/102

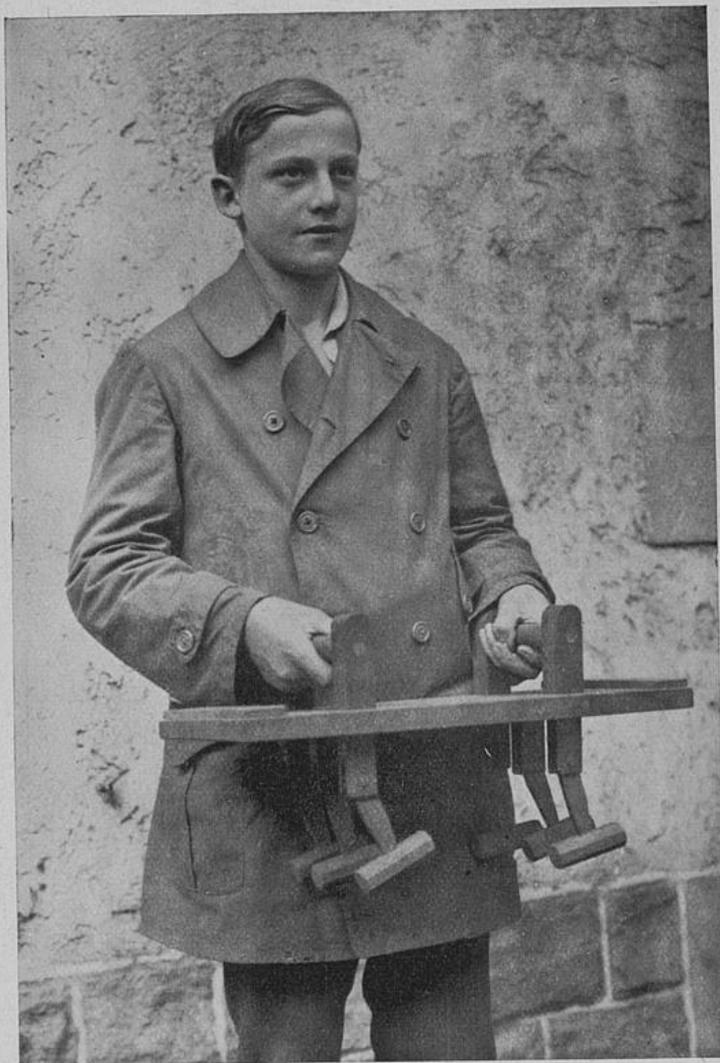
IV. Die 23 bis 28 Wochen nach Pfingsten: Dreifaltigkeitssonntag, Salzweihe, Brot- und Blumenweihe, Verwendung dieses Salzes S. 103. — Anrufung der hl. Dreifaltigkeit, Bienenwaben in Kreuzform, in Monstranzform bei Schwärmen am Fronleichnamstage S. 104. — Fronleichnamprozession, Maien und Maienschmuck, Laubkränze, 4 Baumaltäre, Lieder und Segen. Vesper und Reunion, Festoktav, Ostereierkränze, die alten Fronleichnamsegens, geweihte Liebstöckel, Wallfahrt nach Walldürn, die Blutfähnchen von dort S. 105/106. — Herz-Jesu-Freitag, Novene dazu, Herz-Jesu- u. Herz-Mariä-Bilder. Die grünen, weißen und roten Meßgewänder der 2. Jahreshälfte, das Proprium sanctorum, darin 23 Marienstage, festa chori non fori; erhalten ist nur Mariä Himmelfahrt; neu ist Mariä Erscheinung, französische Bilder und Grotten, die Lourdesgrotte über der Kropsburg S. 107/108. — Zwei Feste des hl. Joseph, des Schutzpatrons der Kirche und vieler Stände, Bilder der hl. Familie, richtige und unchristliche, St. Josephs Monat S. 108/109. — Heiligtage, Namens- und Geburtstage in den Familien, St. Gregorstag, Rückkehr der Störche, Sorgen der Eltern für ihre Kinder S. 109/110. — Mariä Verkündigung, das Schwalbenlied, Rückkehr der Sommervogel, die Blitzabwender, die Ave-Maria-Glocken S. 110. — St. Benedikt, Benediktus-Kreuze, Medaillen, Segen, Skapuliere; die Marienmedaille, goldenes Kreuzchen, Ehering, Rosenkranz und Gesangbuch gehören jeder Hausfrau S. 111. — April: Wetter, Georgstag, Jergeblumen, Sommergeläut, Kuckuck, Frühlingsboten S. 112. — Mai: Walpurgisnacht, Hexenglauben, Hexenmacht, Wetterhexen, Hexen bei Kindern und Wöchnerinnen, das Beschrauen, das Brauchen gegen Kinderkrankheiten, Alpe und Vampyre, alter Hexenglauben im Sprachschatz, Schutzmittel gegen Hexen, Hexenmeister und ihre Bücher, Hexen in der Kirche, die Hagidise S. 113/116. — Wirkungskreis der Zauberfrauen, die Zigeuner S. 117. — Erste Mainacht, ein Fest der Liebenden, Anmalung der Freier, Maien pflanzen, maien gehen, Lebensmai, Maikuren, Maibräuche, Maiblumen, Blumensprache, Liebeslieder, Heimatglück S. 117/118. — Der Mai im Kirchenjahr: Marienmonat, Maiandachten, Salveandachten, Herz-Mariä-Bruderschaft, andere Bruderschaften, Marienkind, Wetterandachten, Wettersegens, Maifutter, Maiströste, die Eisheiligen, St. Florian, St. Urban S. 118/120. — Sommermonate: Johannistag, Unglückstag, Johannisbilder, Johannisfeuer und seine Bräuche, das G'hansbübel, Johanniswürmchen, Feuersalamander, Johannis-kraut, Käselkraut, Abnehmekraut, Mariä Bettstroh, Wetter am Johannistag, Weidefeuer, abgewürdigte Feiertage, Peter und Paul, Mariä Heimsuchung

S. 121/122. — Erntewetter, Sorge für gute Brotrucht, Brotbacken, Bubenkrust, Mädelskrust, Brosem und Witmann, Zwiebelkuchen, Flammkuchen, Kartoffelkuchen, der Däsem, Brotsegen, Brotbehandlung, Kitsch und Schießer S. 123. — St. Ulrich, ülrichen; St. Margareta, Gretel hinter der Heck, Margrette, Blumenorakel S. 124. — St. Magdalena, St. Jakob, Frühobst, Heidelbeerenreife, St. Barthelmä; die 9 Annatage, Selbtrittbilder, die Annakapellen, ihre Wallfahrer, Gelöbnisse, Opfergaben, alte Bräuche, Wallfahrtsgeschenke, Entsagung, Wallfahrtsregenwetter S. 127. — Susanna, Feier der Namenstage u. Geburtstage, Namenspatronin vieler Kirchenglocken, das Wetterläuten, das Mitgefühl der Kirchenglocken, der Glockenturm und seine Bewohner, altes Schaukelied übers Glockenhaus, die Glocke im Menschenleben, im Dorfleben, Glockensagen S. 129. — Mariä Himmelfahrt, Patronin des Bistums Speyer, Maria-Würzweihe, der Würzwich und seine Kräuter S. 130/131. — Sammlung der Kräuter, ihre Bindung und Weihe, andere Heilkräuter, Heilmethoden; volkstümliche Heilkräuter, Lebensregeln, Glücks- und Unglückstage und -Stunden in alten Kirchenkalendern S. 132/133. — Mariä Geburt, Herbstwetter u. Landwirtschaft, Wandervogel; St. Gall, Dauer der Viehweiden, Trockenfütterung, Kartoffelbrennereien u. Schlempe, Ackerbau und Viehzucht im pfälz. Viehstrich, einstiger und jetziger Lebenserwerb S. 133/134. — Andere Erwerbsquellen aus den Haingereidewäldern, Verarmung durch die Reichsgesetzgebung zugunsten der Großbetriebe S. 135. — Martini-Gänsebraten, Zinstermine, Allerheiligen- und Allerseeleentag, Totenvesper, Prozession zum Friedhof, Besuch und Schmuck der Gräber, die Verstorbenen sind nicht tot, Gestalten der Seele, ihr Heimgang und Gericht S. 136/137. — Das Ausläuten, Bettung der Toten, Totenlicht, Totenwache, Totenklage, Trost und Tränen S. 138. — Bestattung, 3 Seelenämter, Engellämter, Grabkränze, Grabkronen, Totenträger, Grabkreuze, Grabtafeln oder Totenbretter S. 139. — Grabschmuck, Leichenimbiß, Beileid, treues Gedenken S. 140. — Totenerscheinungen, sie zeigen sich an, sie kommen ins Haus zurück, 2 Menschen sterben oft einander nach; Klopfigeister, ihre Austragung und Bannung in Pflanzen, die freudige und die traurige Leich, Totenuhr, Kiwik, Todesboten, Regen ins Grab, Leichdorn, Uebertragung fressender Uebel auf Tote S. 141. — Kurzlebige Menschen, Allerseeleentag, die 3 Totenmessen an Allerseelen, Armenseelen-Andachten, Armenseelen-Monat, die leidende, streitende und triumphierende Kirche, ihr Verhältnis zu einander, der Gnadenschatz der Kirche S. 142. — Die Gemeinschaft der Heiligen, Gebete für und zu den Armen Seelen, zu den toten Eltern und Angehörigen; das Reich der Geister, die 7 Himmel, Hölle und Höllenrichter, Geisterglaube, Geistererscheinungen, christliche und vorchristliche Geister, die guten Geister, die 9 Chöre der Engel, Schutzpatrone und Schutzengel S. 143. — Böse Geister, der Teufel und seine Versuchungen, seine Gestalten, seine Spaziergänge durch die Welt, seine Namen, seine Eigenschaften und Tätigkeiten, andere Geister aus der alten, vorchristlichen Götterwelt S. 144–146. — Der christlich gewordene ältere Glaube ist nicht Aberglaube, verschiedene Ansichten über den Aberglauben, nötige Einschränkung des verdammenden Urteils, der wirkliche Aberglaube in Weissagungen, Zauber und Volksmedizin, seine Träger, ihr Heimatschutz S. 147. — Der Altweibersommer, Sommerfäden, Sommerflora, Schönheit des Westrichs im Sommer, seine Frühlingsblüten, der Blütenduft seiner Schlehen und Heckenrosen, die bis heute im Volksglauben göttlich belebte Natur S. 148/149. — Kirchweihfest, Jahrmarkt, Einladung dazu mit Probesendung, Vorbereitung, Kuchenorten, Kirchweihessen, Kerwegeld, Meßstücke, Einzug der Kirchweihmusik, Kirchweihstrauß, allgemeiner Wirtshausbesuch, Tänze der Jungen und Alten, Kirchweih-Montag und Dienstag, Begräbnis der Kirchweih, Geldbeutelwäsche, Nachkirchweih, Martinikirchweih, Erntedankfest, Allgemeines Kirchweihfest, den Tag bestimmt die Weihe der Erlöserkirche in Rom S. 150/151. — St. Kathrein, Schluß des Kirchenjahres, Andreasabend, Knecht Rupprecht scheucht alle von den Straßen ins Haus S. 152.

V. Dorfanlage, Dorfstraßen, Dorfbrunnen, das Bauernhaus, sein Bau, seine Einteilung nach der Länge und Höhe, seine Fenster S. 152/154. — Die Fremden auf der Dorfstraße: Die Schnurrranten, Bänkelsänger mit und ohne „Porträt“, die Kommödianten, fahrende Künstler, Händler und Handwerker, Zugvieh- und Schweinehandel S. 155/156. — Der Alltag, Wechsel von Arbeit und Erholung, Wechsel der Menschen, Lebensglück, Lebenszweck, Lebensauffassung, echte Frömmigkeit und Pflichterfüllung, die gute Meinung, Gebet und Arbeit, die Grundpfeiler des Volkstums und der volkstümlichen Erziehung S. 157/158. — Die alten Götterboten und die drohenden Nachtgespenster, die neuen Ordnungspersonen und ihre strengen Abendstunden S. 159. — Das strenge Volkstum wirkt heilsam und aufbauend. Wenige Schattenseiten können das erfreuliche Bild nicht entstellen. Zusammenfassung der Ergebnisse: Volkstum und Kirchenjahr sind eng verbunden, beide unerschöpflich. Ausgelassene, nicht zum Thema gehörende Teile, auferlegte Einschränkungen, Beleuchtung des Reichtums und der Zusammenhänge. — Unser Volkstum ist Ahnenerbe, kostbares Heimatgut. Es will tortleben, gepflegt und gewürdigt sein und mithelfen beim Aufbau des Volkes. Die Ziele und Absichten meiner Sammlung, ihre Widmung an Heimat und Elternhaus S. 160/162. — Literaturangaben S. 163. — Inhalts-Uebersicht S. 164/168.



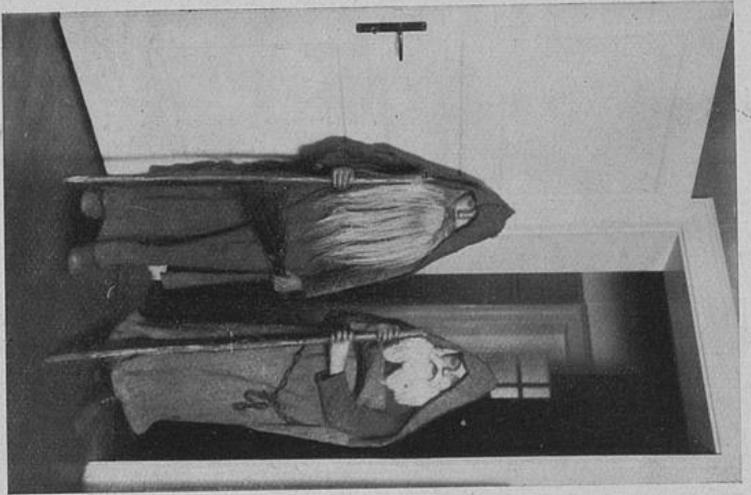
Palmwisch aus Rheinabern



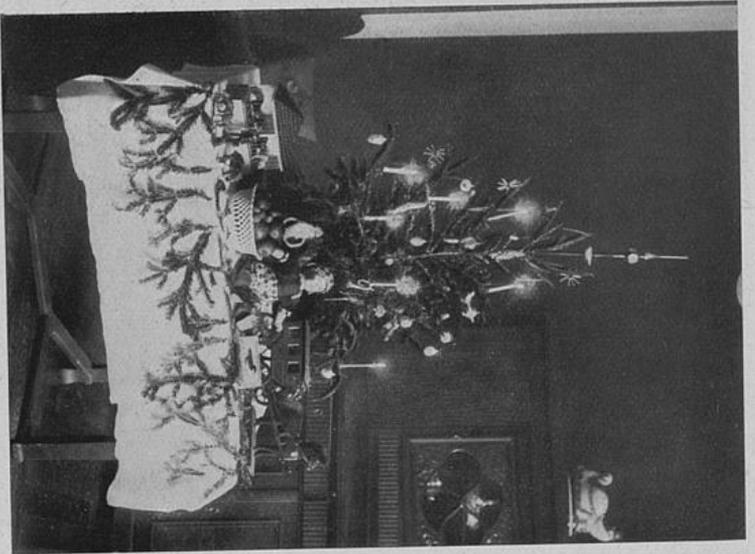
Karfreitags-„Plipp-Plapp“ aus Jockgrim



Metzelsuppe



„Belzenickel“ in Speyer



Christbaum



Sommertag



Sommertagsläbel



Osterhase mit Reiter aus Dernbach

Osterhasen aus Rheinzabern und Gleisweiler

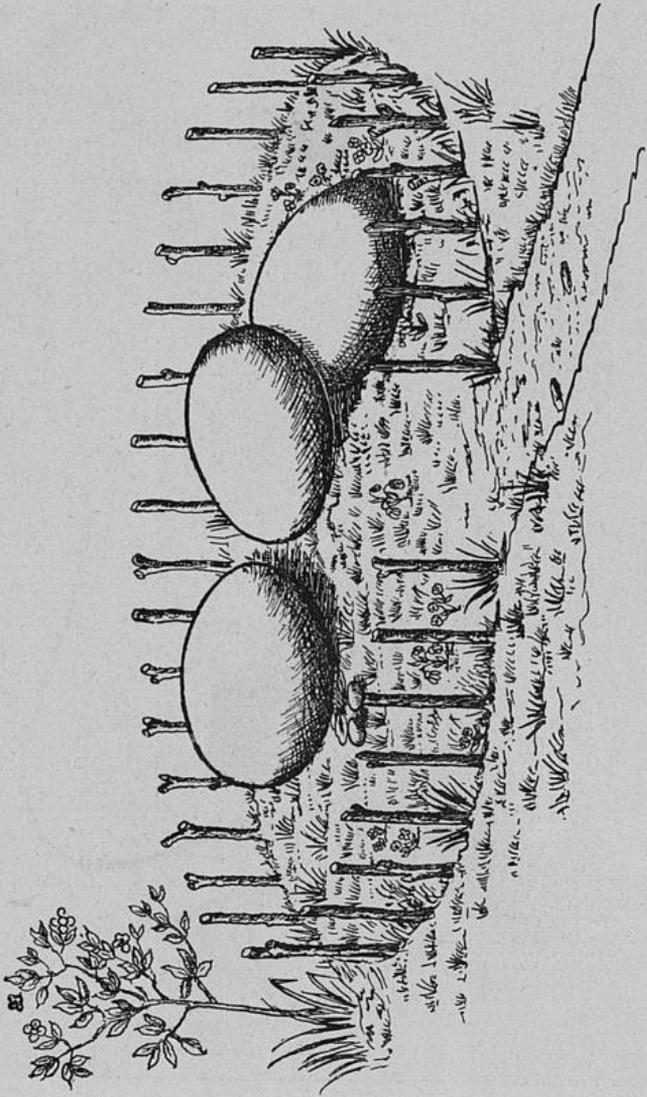




„Der gute Hirte“ am Weißen Sonntag in Burrweiler



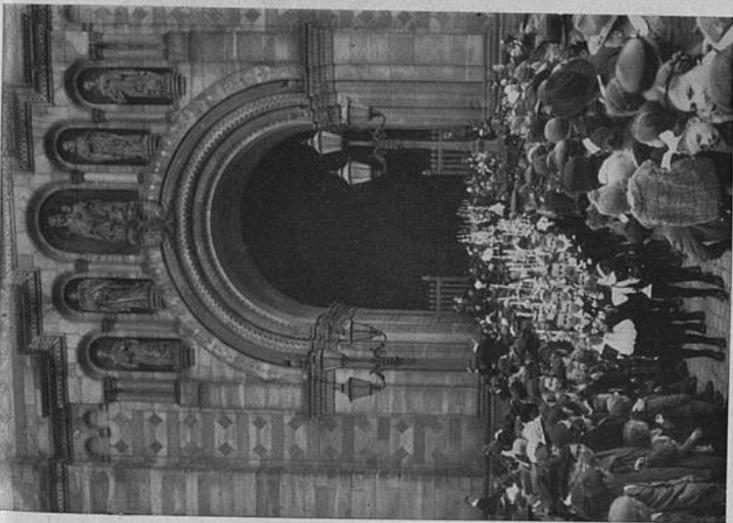
Gang zur Konfirmation in Luthersbrunn



Osterhasengürtel in Dernbach



Osterpuppen und Schneckenhäuser aus Dernbach



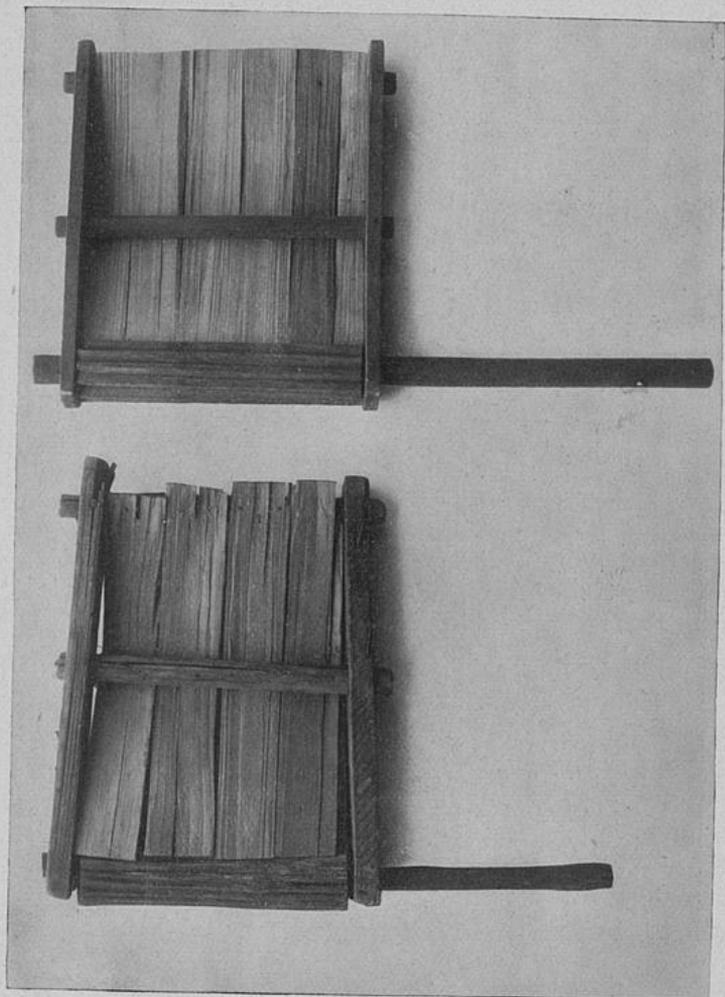
Erstkommunikanten an. Weißen Sonntag in Speyer



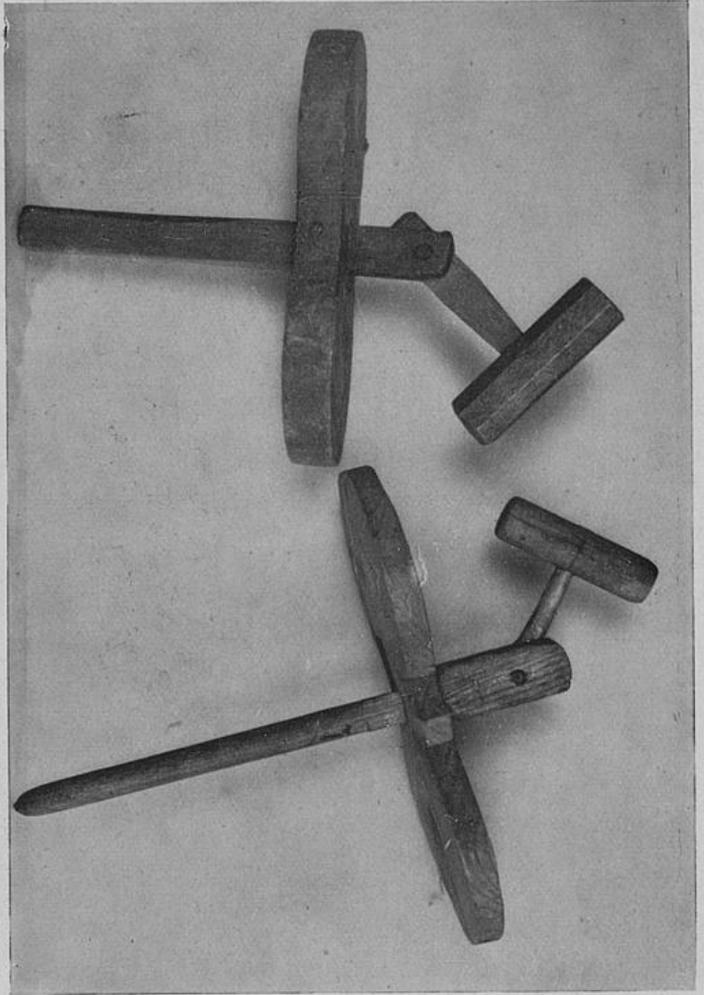
Erstkommunikantinnen am Weißen Sonntag in Speyer



Pfälzer Volkstrachten um 1800



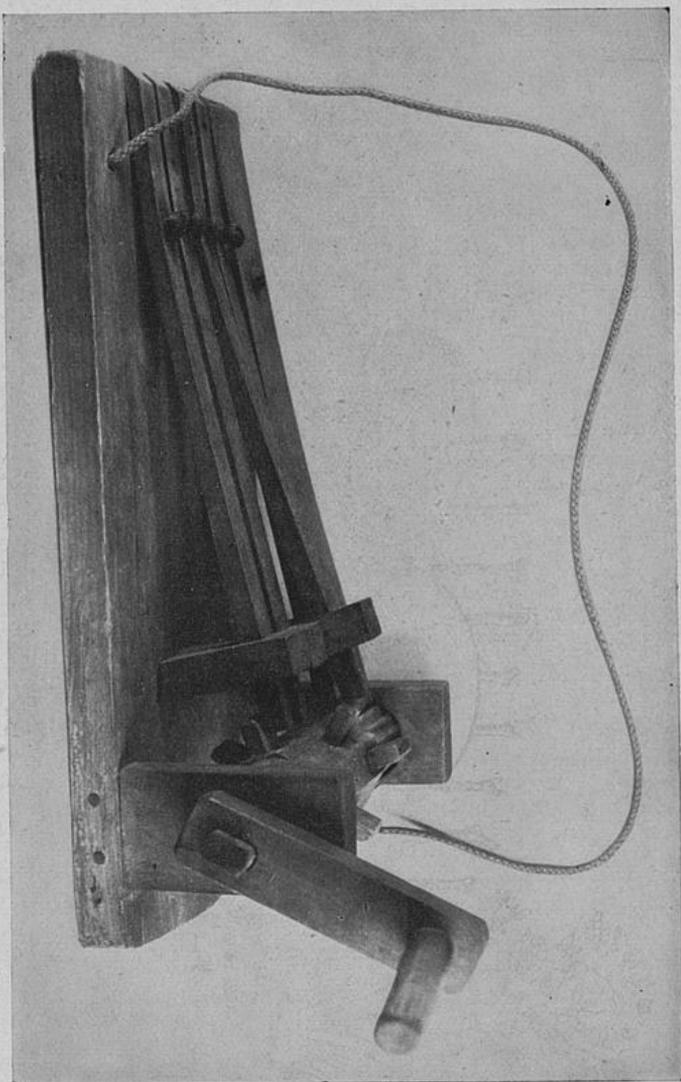
Karfreitags-„Rätschen“ aus Gleisweiler



Kartreiters-„Plipp-Plapp“ aus Rheinzabern



Karfreitags-„Knarre“ aus Hambach



Kartfests-„Knarre“ aus Hammbach



Strohschneiden in Falkenstein



Kühbauer in Falkenstein

Die sämtlichen Druckstöcke sind Eigentum des Vereins: Historisches Museum der Pfalz E. V. – Historischer Verein der Pfalz, Speyer. Die Aufnahmen sind zum Teil in den Werkstätten des Museums hergestellt, zum Teil stammen sie von Karl Fries, der sie erstmalig in seinem Heimatbuch „Durch die Pfalz“, Bd. I u. II veröffentlicht hat.



Pfälzer Volkstrachten um 1820



Pfälzer Volkstrachten aus Habloch um 1830



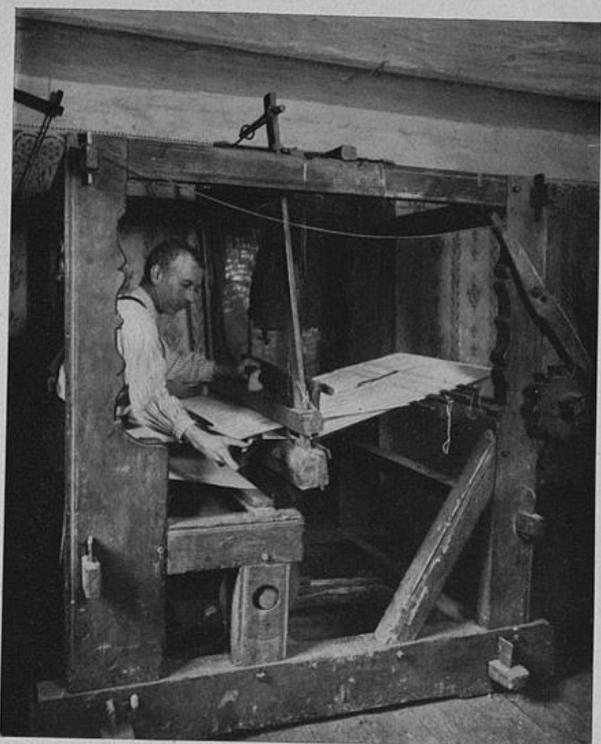
Pfälzer Volkstrachten nach einer Zeichnung von L. Schandelin



Hochzeitsbaum in Schifferstadt



Hochzeitszug in Schifferstadt



Leineweber in Frankelbach auf dem Webstuhl



Leineweber in Frankelbach beim „Zetteln“



„Schnurranten“



Bürstenheimerarbeit in Ramberg



Fahrendes Volk



Zigeunerzug bei Eselsfürth



Zigeuner



Zigeunerhuh



Zigeunermädchen



Beerenverkäuferinnen in Kaiserslautern

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

- A 1
- R 2
- G 3
- B 4
- 5
- 6
- M 8
- W 8
- G 9
- 10
- K 11
- 12
- 13
- C 14
- Y 15
- B 17
- 18
- 19



ern



